

ZQF

Zeitschrift für Qualitative Forschung

Schwerpunkt:

Ökonomien des Sozialen im Web 2.0

Hrsg.: Jörn Lamla / Winfried Marotzki

- Jörn Lamla
Ökonomien des Sozialen im Web 2.0 – Einführung in den Themenschwerpunkt
- Jörn Lamla
Kultureller Kapitalismus im Web 2.0.
Zur Analyse von Segmentations-, Intersektions- und Aushandlungsprozessen
in den sozialen Welten des Internets
- Frank Kleemann
Ökonomisierung der Internetnutzung? Zur Analyse der Einbindung von Konsumenten
in betriebliche Wertschöpfungsprozesse im Web 2.0

Allgemeiner Teil

- Vinicius Liebel
Die politische Karikatur im Stürmer – eine dokumentarische Bildinterpretation
- Uta Gerhardt
Fall und Struktur. Grundlagen und Anwendung der Fall-Struktur-Analyse
- Gisela Wolf, Karin Schleider und Katharina Pfarrherr
Die Qualität der Versorgung von Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen
in Netzwerken professioneller Gesundheitsdienste
- Jürgen Budde und Katharina Willems
Feedback ans Feld als Chance für reflexive Unterrichtspraxis
- Aline Deinert
„Willst du eigentlich mal wissen, ob ich ein Auto hab?“ –
Qualitative Interviews mit Vier- und Fünfjährigen



11. Jg. 1/2010

ISSN 1438-8324

Inhaltsverzeichnis

Schwerpunkt

Jörn Lamla	Ökonomien des Sozialen im Web 2.0 – Einführung in den Themenschwerpunkt	3
Jörn Lamla	Kultureller Kapitalismus im Web 2.0. Zur Analyse von Segmentations-, Intersektions- und Aushandlungsprozessen in den sozialen Welten des Internets	11
Frank Kleemann	Ökonomisierung der Internetnutzung? Zur Analyse der Einbindung von Konsumenten in betriebliche Wertschöpfungsprozesse im Web 2.0	37

Freier Teil

Vinicius Liebel	Die politische Karikatur im Stürmer – eine dokumentarische Bildinterpretation	57
Uta Gerhardt	Fall und Struktur. Grundlagen und Anwendung der Fall-Struktur-Analyse	75
Gisela Wolf, Karin Schleider und Katharina Pfarrherr	Die Qualität der Versorgung von Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen in Netzwerken professioneller Gesundheitsdienste	91
Jürgen Budde und Katharina Willems	Feedback ans Feld als Chance für reflexive Unterrichtspraxis	111
Aline Deinert	„Willst du eigentlich ma wissen, ob ich ein Auto hab?“ – Qualitative Interviews mit Vier- und Fünfjährigen	131

Rezensionen

Marcus Burkhardt, Carsten Ochs und Thies W. Böttcher	Sammelrezension: Ökonomien des Sozialen im Web 2.0	153
Sylke Fritzsche	Volker Ladenthin/Jessica von Wülfing (unter Mitarbeit von Gabriella Schmitz) (2007): Gewalt der Medien. Studien zu Gewalt an Schulen. Empirische Hinweise und bildungstheoretische Konzepte. Würzburg: Ergon Verlag	162
Sina-Mareen Köhler	Ulrike Hormel (2007): Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft. Begründungsprobleme pädagogischer Strategien und Konzepte. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften	164
Sonja Kubisch	Anja Mensching (2008): Gelebte Hierarchien. Mikropolitische Arrangements und organisationskulturelle Praktiken am Beispiel der Polizei. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften	167
Matthias Völcker	Phil C. Langer/Jochen Drewes/Angela Kühner (2010): Positiv. Leben mit HIV und Aids. Bonn: Balance Buch + Medien Verlag	172
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren		177

Jörn Lamla

Ökonomien des Sozialen im Web 2.0

Einführung in den Themenschwerpunkt

Die Beschäftigung mit dem Verhältnis von Wirtschaft und Gesellschaft, ihren kulturellen, politischen, sozialen oder institutionellen Einbettungs- bzw. Einbettungsbeziehungen sowie den Konstitutionsbeziehungen zwischen dem Ökonomischen und dem Sozialen, inklusive der Frage ihrer (und sei es nur analytischen) Trennbarkeit, hat in der soziologischen Theorie eine lange Tradition. Bei den Klassikern der Soziologie stand sogar die Beschäftigung mit nicht-ökonomischen Themen, etwa der Religion, Moral oder dem modernen Lebensstil im Kontext der enormen ökonomischen Wandlungsdynamik, die in Prozessen betrieblicher Rationalisierung, der Arbeitsteilung und buchhalterischen Kalkulation dominante Triebkräfte fand. Schon sie haben dabei aber die Selbstgenügsamkeit ökonomischer Ordnungen bestritten und nach den nicht-ökonomischen, d.h. politischen, rechtlichen, sozialen oder kulturellen Bedingungen ökonomischen Handelns gefragt. Durkheim deckte die nicht-vertraglichen Grundlagen des Vertrags auf, Marx' „politische Ökonomie“ war Ausdruck von Herrschaftsverhältnissen und Klassenkämpfen, Max Weber identifizierte die Prädestinationslehre des Calvinismus als Schlüsselement des modernen okzidentalen Rationalismus und Kapitalismus, Schumpeter verwies auf die bürgerlichen Dispositionen der Unternehmerpersönlichkeit, um die Innovationsdynamik, die „schöpferische Zerstörung“ dieses Systems zu erklären und andere Klassiker wie Sombart, Veblen oder auch Simmel haben im Luxuskonsum und kulturellen Distinktionsstreben eine maßgebliche Triebkraft der Ökonomie erblickt.

An diese Betrachtungsweise des Ökonomischen knüpfen in den 1980er Jahren Vertreter der *neuen Wirtschaftssoziologie* wieder an, nachdem Wirtschaft und Gesellschaft – nicht zuletzt aufgrund des Einflusses von Talcott Parsons (vgl. Beckert/Ganßmann/Diaz-Bone 2007, S. 31) – zuvor auf Wirtschafts- und Sozialwissenschaften disziplinär aufgeteilt worden waren und Erstere auf der Grundlage ihrer Modellannahmen zur rationalen Wahl nach und nach auch für soziologische Interessensgebiete wie politische Wahlen, das Heiratsverhalten usw. Erklärungen anboten (vgl. Mikl-Horke 1999, S. 619–657). Heute nun fährt der Zug eher in die entgegengesetzte Richtung. Die Soziologie hat sich nicht nur ihr angestammtes Gebiet der sozialen Kontexte und Randbedingungen des Ökonomischen zurückerobert, sondern nimmt sich ihrerseits zentrale Bereiche der

Ökonomie vor, um sie als sozial konstruierte Institutionen, eingebettet in soziale Beziehungsnetzwerke und abhängig von kulturellen Alltagsinterpretationen zu untersuchen (vgl. Smelser/Swedberg 2005; Granovetter/Swedberg 2001; Dobbin 2004; Beckert/Zafirovski 2006; Maurer 2008; Lamla 2010). Dies gilt auch für die Kerninstitutionen kapitalistischer Ökonomien: das Geld und den Markt (vgl. etwa Beckert 1997; Callon 1998; Deutschmann 2001, 2002; Fligstein 2001; Ganßmann 1996; Paul 2004; Wimbauer 2003; Zelizer 1994, 2000). Das wiedererwachte Interesse an der soziologischen Perspektive auf die Wirtschaft schlägt sich nicht zuletzt auch in Methodenlehrbüchern der Marktforschung nieder, die das Handwerkszeug der qualitativen Sozialforschung für sich entdeckt hat (vgl. Buber/Holzmüller 2009).

Eine erste zentrale Forschungsfrage dieser neuen Wirtschaftssoziologie, die für diesen Themenschwerpunkt von Relevanz ist, betrifft die *Relationen sozialer Einbettung und Entbettung der modernen Wirtschaft*. So behaupten differenzierungstheoretische Ansätze, die von einer funktionsteiligen Gesellschaftsstruktur ausgehen, dass sich das moderne Wirtschaftssystem gegen andere Funktionsbereiche wie etwa Politik, Recht, Wissen, Religion oder Kunst ausdifferenziert und weitgehend verselbständigt hat (Luhmann 1988). Die Bezeichnung und Problematisierung dieser Prozesse als soziale *Entbettung* geht auf den Anthropologen Karl Polanyi zurück, der in seinem Buch „The Great Transformation“ (1978) zwischen drei wirtschaftlichen Grundformen – Reziprozität, Redistribution und Austausch – unterscheidet, die verschiedene institutionelle Muster der gesellschaftlichen Integration widerspiegeln: Während Reziprozität und Redistribution einen symmetrisch bzw. zentralistisch aufgebauten Solidaritätszusammenhang voraussetzten, sei der Marktaustausch auf flexible Preisbildung angewiesen und stehe zu den traditionellen Integrationsformen in Widerspruch. Mit seiner Durchsetzung komme es nicht nur zur institutionellen Trennung von Wirtschaft, Politik und Kultur, sondern auch zu Folgeproblemen für die moderne Gesellschaft, die auf soziale Einbettung so wenig verzichten wie sie zu vor-modernen Mechanismen und Formen der Integration zurückkehren könne. Abgemildert erscheint diese Diagnose, sobald die Wiedereinbettung der Ökonomie nicht als historisches Großproblem, sondern als Daueraufgabe betrachtet wird, die auch in der modernen Gesellschaft immer wieder aufs Neue gelöst werden muss (vgl. Giddens 1995). Die Initialzündung zur wirtschaftssoziologischen Erforschung solcher empirischen Einbettungsrelationen geht auf Mark Granoveters (2000) Untersuchungen zur Rolle *sozialer Netzwerke* in ökonomischen Beziehungen zurück.

In diesem Schwerpunkt wird die Frage auf das Internet bezogen, um zu untersuchen, ob und inwiefern sich darin bestehende sozialökonomische Relationen der Einbettung und Entbettung fortschreiben oder aber neue Formen herauskristallisieren, die für einen Umbruch, eine Diskontinuität in der modernen Gesellschaft und ihren sozialen, kulturellen und ökonomischen Praktiken stehen. Diese Fragen werden hier mit Blick auf die jüngste Entwicklungsphase des Internets verfolgt, die als Web 2.0 (O'Reilly 2005) bezeichnet wird und die insbesondere auf die aktive Einbeziehung der Nutzer bei der Bereitstellung von Inhalten im Internet – den so genannten „user-generated content“ – abstellt. Dabei bleiben die Aktivitäten oftmals nicht voneinander isoliert, sondern werden in einen sozialen Interaktions- oder Vergemeinschaftungszusammenhang eingebunden. Mechanismen sozialer Netzwerkbildung sind als zentrales Moment in die digitalen Plattformen des Web 2.0 eingelassen. Dass sie darin häu-

fig Funktionen der sozialen Einbettung von Märkten und ökonomischen Tauschpraktiken erfüllen, wird erst auf den zweiten Blick sichtbar. Doch sind die Quellen kultureller oder sozialer Wertschöpfung im Internet auch nicht beliebig verfügbare und einsetzbar, sondern setzen den ökonomischen Verwertungsinteressen ihrerseits Grenzen. Dies wird sichtbar an den Auseinandersetzungen um Lizenzrecht, Copyright und Urheberrecht, d.h. an den Möglichkeiten der Umdefinition ökonomischer Regeln durch die sozialen Netzwerke, die sich als Communities verstehen und auf gemeinsame Ziele verpflichten können, wie das Beispiel Wikipedia zeigt, oder sich auch zu politischen Akteuren formieren können, wie insbesondere die Verbreitung von Piratenparteien zeigt (vgl. Bieber u.a. 2009; Benkler 2006).

Die Frage nach den Regeln des Ökonomischen, nach seiner sozialen Logik, führt zu einem zweiten Fragenkomplex, der ebenfalls in der Wirtschaftssoziologie gegenwärtig viel diskutiert wird. Ökonomien können nicht nur als mehr oder weniger gut sozial eingebettet verstanden werden, sondern auch als sozial konstituiert und konstruiert. Ökonomien sind dann selbst als soziale Praktiken zu verstehen oder als untrennbar mit Sozialformen durchsetzt und verwoben. Es sind vor allem zwei Theoriestränge, die eine solche Perspektivierung der „Ökonomien des Sozialen“ vorantreiben und elaborieren. Zum einen solche Ansätze, die der Mikrofundierung ökonomischer Praktiken und Strukturen – etwa im Arbeitsalltag von Bankangestellten – nachgehen (vgl. Abolafia 1996; Knorr-Cetina/Brügger 2002; Knorr-Cetina/Preda 2004) oder neben der Fachwissenschaft auch technische Artefakte als Agenten darauf hin untersuchen, wie sie ökonomische Berechenbarkeit erst performativ herzustellen erlauben (Callon 1998; Kalthoff 2005). In solchen Theorieansätzen steht die ökonomische Rationalität nicht am Anfang wirtschaftlichen Handelns, sondern am Ende. Sie muss erst ausgehandelt und mühsam durchgesetzt werden, wobei wirtschaftswissenschaftliche Akteure nicht nur als Beobachter, sondern auch als Gestalter in Erscheinung treten.

Zum anderen erfährt aber auch die Theorie des Gabentausches von Marcel Mauss (1968) derzeit hohe Aufmerksamkeit (vgl. Godelier 1999; Stegbauer 2002; Adloff/Mau 2005; Moebius/Papilloud 2006; Caillé 2008; Hénaff 2009). Bekanntlich hatte Mauss den *Gabentausch* als „totale soziale Tatsache“ und dessen Institutionalisierung im Potlatsch als „System totaler Leistungen“ betrachtet, das religiöse, rechtliche, moralische, wirtschaftliche und verwandtschaftliche bis hin zu ästhetisch-expressiven Institutionen auf einen Schlag zu produzieren und reproduzieren vermag. Daran anknüpfend drehen sich die Diskussionen u.a. um die Frage, ob es sich beim Gabentausch im Unterschied zum ökonomischen Tausch um gegensätzliche oder strukturell ähnliche Formen der Reziprozität handelt, inwiefern die Gabe also überhaupt ein ökonomisches Phänomen ist, ob es mit der Erzeugung von sozialen Bindungen und Anerkennungsbeziehungen nicht auf ganz anderes zielt oder aber dieses Andere wiederum einer ökonomischen Tiefenlogik des symbolischen Kapitaleinsatzes folgt. Schließlich geht es auch um die Frage, wie diese Tauschformen in konkreten Praktiken miteinander vermittelt werden und ob es dabei zu permanenten Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen, antagonistischen Motiven, Pflichten und Interessen kommt.

Auch diese Fragen können und müssen auf das Web 2.0 bezogen werden, in dem sich laufend neue Tauschformen herauskristallisieren, angefangen von digitalen Tauschbörsen für Musik, Filme usw. bis hin zu Gabenökonomien des

Open Source-Bereichs oder sozialen Tauschnetzwerken für Bücher, Spiele oder sogar die eigene Couch, die Reisenden im Rahmen eines globalen Gastfreundschaftsnetzwerkes angeboten werden kann. Wie immer die Antworten bezogen auf diese Internetphänomene im Einzelnen aussehen mögen, wird doch deutlich, dass die ökonomischen ebenso wie die sozialen Praktiken, Regeln und Ordnungen nichts Feststehendes sind, sondern der permanenten Verschiebung und Umformung unterliegen, also einen dynamischen Wandel erfahren, von dem noch nicht klar abzusehen ist, wohin er führen wird und welche gesellschaftlichen Strukturbildungen die digitalen Praktiken und Netzwerke des Web 2.0 in diesem Zusammenhang hinterlassen werden.

Diese Überlegungen leiten schließlich zu einem dritten Fragenkomplex über, der ebenfalls über die Internetforschung hinaus für die sozialökonomische oder wirtschaftssoziologische Forschung zentral ist, nämlich die Beschäftigung mit der heutigen kapitalistischen Formation und ihrer expansiven, insbesondere auf die kulturellen und sozialen Ressourcen der Gesellschaft übergreifenden Dynamik der *Intrusion* oder *Landnahme* (vgl. Volkmann/Schimank 2006; Dörre/Lesenich/Rosa 2009). Die Ökonomisierung unterschiedlichster gesellschaftlicher Felder (Schimank/Volkmann 2008) oder des Sozialen allgemein (Bröckling/Krasmann/Lemke 2000) münde in eine Formation des „kulturellen Kapitalismus“ (vgl. Rifkin 2002; Neckel 2005) oder einem „neuen Geist des Kapitalismus“ (Boltanski/Chiapello 2003). Die Ökonomien des Sozialen erreichten darin eine höhere Integrationsstufe, insofern die widersprüchlichen Logiken und daraus resultierenden Kritikansätze (vorübergehend?) zum Schweigen gebracht würden. Auch diese Zeitdiagnosen argumentieren mit dem Begriff des Netzwerkes und sehen in der digitalen Technologie eine wesentliche Triebfeder des sozialökonomischen Wandels (vgl. Castells 2003). Doch bleibt diese Bezugnahme auf das Internet bisweilen eher metaphorisch, führt also nicht automatisch zur empirischen Untersuchung dieser Hybridisierungsprozesse anhand von Phänomenen und sozialökonomischen Welten des Web 2.0 selbst. Doch auch für die Überprüfung solcher zeitdiagnostischen Hypothesen ist das empirische Feld des Web 2.0 in hohem Maße interessant und geeignet (vgl. etwa Reichert 2008).

Zu den Beiträgen

So beschäftigt sich Jörn Lamla in seiner Untersuchung zum *kulturellen Kapitalismus im Web 2.0* mit der Frage, wie sich diese gesellschaftliche Formation im digitalen sozialen Raum genau niederschlägt, ob darin strukturelle Spannungen oder Konflikte zwischen kultureller und ökonomischer Logik bestehen bleiben, aufgehoben oder aber erneuert werden und welche Wandlungsdynamiken daraus jeweils resultieren. Um diese Frage überhaupt angemessen empirisch untersuchbar zu machen, entwickelt er auf der Grundlage der Theorie sozialer Welten und Arenen von Anselm Strauss zunächst einen geeigneten Analyserahmen, der den Blick auf die *Segmentations-, Intersektions- und Aushandlungsprozesse in den sozialen Welten des Internets* lenkt. An vier Untersuchungsfeldern – dem Social-Networking, neuen Formen der Prosumtion, der sozialen Produktion und den digitalen Tauschbörsen – wird gezeigt, dass sich der kulturelle Kapitalismus auf recht unterschiedliche Weise im Web 2.0 manifestieren

kann und dementsprechend auch die Wandlungsdynamik dieser gesellschaftlichen Formation keineswegs eindimensional zu begreifen ist. Dies macht *Lamla* mithilfe vier verschiedener gesellschaftstheoretischer Deutungsansätze deutlich, die als Homologie-, Fragmentierungs-, Kopplungs- und Aushandlungsthese bezeichnet werden. Ob der kulturelle Kapitalismus als relativ stabile gesellschaftliche Formation gelten kann oder nicht, ist mit Blick auf die Vorgänge im Web 2.0 keineswegs ausgemacht, wenngleich starke Tendenzen zu einer weitreichenden und durchdringenden Ökonomisierung des Kulturellen unverkennbar sind.

Diesen Tendenzen geht auch *Frank Kleemann* nach, indem er Strategien im Web 2.0 analysiert, die auf eine systematische *Einbindung von Konsumenten in betriebliche Wertschöpfungsprozesse* abzielen. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Analyseperspektive des „Arbeitenden Kunden“, mit der G. Günter Voß und Kerstin Rieder (2005) einen allgemeinen Trend zur Auslagerung von Wertschöpfungsbeiträgen auf die Verbraucher diagnostiziert haben, der sich in unterschiedlichsten Formen der Selbstbedienung vom Zusammenbau des Billy-Regals von IKEA bis zum Erwerb eines Tickets am Fahrkartenautomat manifestiert und der durch das Internet – man denke an Online-Banking oder die Buchung von Flugreisen am PC – noch einmal enorm verstärkt wird. Mit den spezifischen Anwendungen des „Web 2.0“ scheint dieser Entwicklung ein noch größeres Entfaltungspotential offen zu stehen, worauf der Begriff des „Crowdsourcing“ hinweist, der die Aktivierung einer Masse von Internetnutzern für die Verwirklichung von Betriebszielen bezeichnet und den *Kleemann* am Fallbeispiel des „Idea Storm“ des Computerherstellers Dell illustriert. Doch wie seine Analyse zeigt, lässt sich diese Ökonomie des Sozialen keineswegs ohne Weiteres der Kategorie des „Arbeitenden Kunden“ subsumieren. Denn eine ganze Reihe von konstitutiven Unterschieden dieser Web 2.0-Praxis zu den älteren Praxisformen der Selbstbedienung müssen in Rechnung gestellt werden. Sie betreffen die größere Offenheit und Freiwilligkeit der Beiträge der Internetnutzer, da sie häufig gar nicht als Kunden des Unternehmens, sondern als Dritte agieren, die sich nicht betrieblich einbinden oder gar vertraglich verpflichten lassen, sondern deren Motivierung andere, höhere Anforderungen an das Kommunikations- und Austauschverhältnis stellen, das nicht selten über Formen sozialer Anerkennung vermittelt ist. In qualitativen Betriebsfallstudien gelte es solchen Arrangements genauer auf den Grund zu gehen.

Abgerundet wird der Schwerpunkt durch eine Sammelrezension zum Thema „Ökonomien des Sozialen im Web 2.0“ von *Marcus Burkhardt, Carsten Ochs* und *Thies W. Böttcher*.

Literatur

- Abolafia, M. Y. (1996): Making markets. Opportunism and restraint on Wall Street. Cambridge.
- Adloff, F./Mau, S. (Hrsg.) (2005): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./New York.
- Beckert, J. (1997): Grenzen des Marktes. Die sozialen Grundlagen wirtschaftlicher Effizienz. Frankfurt a.M.
- Beckert, J./Diaz-Bone, R./Ganßmann, H. (2007): Einleitung. Neue Perspektiven für die Marktsoziologie. In: Beckert, J./Diaz-Bone, R./Ganßmann, H. (Hrsg.): Märkte als soziale Strukturen. Frankfurt a.M./New York.

- Beckert, J./Zafirovski, M. (Hrsg.) (2006): *International encyclopedia of economic sociology*. London.
- Benkler, Y. (2006): *The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom*. New Haven/London.
- Bieber, C./Eifert, M./Groß, Th./ Lamla, J. (Hrsg.) (2009): *Soziale Netze in der digitalen Welt. Das Internet zwischen egalitärer Teilhabe und ökonomischer Macht*. Frankfurt a.M./New York.
- Boltanski, L./Chiapello, È. (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
- Bröckling, U./Krasemann, S./Lemke, Th. (Hrsg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a.M.
- Buber, R./ Holzmüller, H. (Hrsg.) (2009): *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen*. 2., überarbeitete Aufl. Wiesbaden.
- Caillé, A. (2008): *Anthropologie der Gabe*. Frankfurt a.M./New York.
- Callon, M. (Hrsg.) (1998): *The Laws of the Markets*. London.
- Castells, M. (2003): *Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft. Das Informationszeitalter. Bd. 1. Durchgesehener Nachdruck der 1. Aufl.* Opladen.
- Deutschmann, C. (2001): *Die Verheißung des absoluten Reichtums. Zur religiösen Natur des Kapitalismus*. 2., überarb. Aufl. Frankfurt a.M./New York.
- Deutschmann, C. (Hrsg.) (2002): *Die gesellschaftliche Macht des Geldes. Leviathan-Sonderheft 21*. Wiesbaden.
- Dobbin, F. (2004): *The new economic sociology. A reader*. Princeton, NJ.
- Dörre, K./Lessenich, S./Rosa, H. (2009): *Soziologie – Kapitalismus – Kritik. Eine Debatte*. Frankfurt a.M.
- Fligstein, N. (2001): *The architecture of markets. An economic sociology of twenty-first century capitalist societies*. Princeton, NJ.
- Ganßmann, H. (1996): *Geld und Arbeit. Wirtschaftssoziologische Grundlagen einer Theorie der modernen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- Giddens, A. (1995): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a.M.
- Godelier, M. (1999): *Das Rätsel der Gabe. Geld, Geschenke, heilige Objekte*. München.
- Granovetter, M. S. (2000): *Ökonomisches Handeln und soziale Struktur: Das Problem der Einbettung*. In: Müller, H.-P./Sigmund, S. (Hrsg.): *Zeitgenössische amerikanische Soziologie*. Opladen, S. 175–207.
- Granovetter, M. S./Swedberg, R. (Hrsg.) (2001): *The sociology of economic life*. 2. ed. Boulder.
- Hénaff, M. (2009): *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie*. Frankfurt a.M.
- Kalthoff, H. (2005): *Practices of Calculation: Economic Representation and Risk Management*. In: *Theory, Culture & Society*, 22. Jg., H. 2, S. 69–97.
- Knorr-Cetina, K./Bruegger U. (2002): *Global microstructures: The virtual societies of financial markets*. In: *American Journal of Sociology*, 107. Jg., H. 4, S. 905–950.
- Knorr Cetina, K./Preda, A. (Hrsg.) (2004): *The sociology of financial markets*. Oxford.
- Lamla, J. (2010): *Wirtschaftssoziologie*. In: Kneer, G./ Schroer, M. (Hrsg.): *Spezielle Soziologien. Ein Handbuch*. Wiesbaden, S. 663–684.
- Luhmann, N. (1988): *Die Wirtschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a.M.
- Maurer, A. (Hrsg.) (2008): *Handbuch der Wirtschaftssoziologie*. Wiesbaden.
- Mauss, M. (1968): *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.
- Mikl-Horke, G. (1999): *Historische Soziologie der Wirtschaft. Wirtschaft und Wirtschaftsdenken in Geschichte und Gegenwart*. München.
- Moebius, S./Papilloud, C. (2006): *Gift – Marcel Mauss' Kulturtheorie der Gabe*. Wiesbaden.
- Neckel, S. (2005): *Die Marktgesellschaft als kultureller Kapitalismus. Zum neuen Synkretismus von Ökonomie und Lebensform*. In: Imhof, K./Eberle, T. S. (Hrsg.): *Triumph und Elend des Neoliberalismus*. Zürich, S. 198–211.
- O'Reilly, T. (2005): *What Is Web 2.0. Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software*. <http://www.oreillynet.com/lpt/a/6228> [01.09.2007].

- Paul, A. T. (2004): Die Gesellschaft des Geldes. Entwurf einer monetären Theorie der Moderne. Wiesbaden.
- Polanyi, K. (1978): The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. Frankfurt a.M.
- Reichert, R. (2008), Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0. Bielefeld.
- Rifkin, J. (2002): Access. Das Verschwinden des Eigentums. Frankfurt a.M.
- Smelser, N. J./Swedberg, R. (Hrsg.) (2005): The handbook of economic sociology. 2. ed. Princeton.
- Volkman, U./Schimank, U. (2006): Kapitalistische Gesellschaft: Denkfiguren bei Pierre Bourdieu. In: Florian, M./Hillebrandt, F. (Hrsg.): Pierre Bourdieu. Neue Perspektiven für die Soziologie der Wirtschaft. Wiesbaden, S. 221–242.
- Voß, G. G./Rieder, K. (2005): Der arbeitende Kunde. Wenn Konsumenten zu unbezahlten Mitarbeitern werden. Frankfurt a.M./New York.
- Wimbauer, C. (2003): Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Paarbeziehungen. Frankfurt a.M./New York.
- Zelizer, V. A. (1994): The social meaning of money. Princeton, NJ.
- Zelizer, V. A. (2000): Die Farben des Geldes. Vielfalt der Märkte, Vielfalt der Kulturen. In: Berliner Journal für Soziologie, 10. Jg., H. 3, S. 315–332.

Jörn Lamla

Kultureller Kapitalismus im Web 2.0

Zur Analyse von Segmentations-, Intersektions- und Aushandlungsprozessen in den sozialen Welten des Internets

Cultural capitalism in the Web 2.0

On the analysis of segmentation, intersection and negotiation processes in the social worlds of the Internet

Abstract:

Der Beitrag hat zum Ziel, für die zunehmende Durchdringung von Kultur und Kapitalismus im Web 2.0 eine angemessene empirische Analyseperspektive zu entwickeln. Er greift die Theorie sozialer Welten von Anselm L. Strauss auf, um Prozesse der Segmentation, Intersektion und Aushandlung kultureller und ökonomischer Praktiken zu untersuchen. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie sich die strukturellen Widersprüche des „kulturellen Kapitalismus“ (Rifkin) im Internet manifestieren. Theoretisch werden vier Modelle zur Relation von kulturell bzw. ökonomisch ausgerichteten sozialen Welten unterschieden: eine *Homologie*-, eine *Fragmentierungs*-, eine *Kopplungs*- sowie eine *Aushandlungsthese*. Sie machen jeweils wichtige Aspekte des sozialen Wandels im Web 2.0 sichtbar, wie an den sozialen Welten des *Social-Networking*, der *neuen Prosumtion*, der *sozialen Produktion* und schließlich der im Internet verbreiteten *digitalen Tauschbörsen* deutlich wird. Offen bleibt derzeit, welcher These über die Prozessdynamiken im Web 2.0 größere Plausibilität zukommt, sobald es um Gesamttendenzen im kulturellen Kapitalismus geht. Allerdings irritiert angesichts wachsender Interdependenzen von Kultur und Kapitalismus die relativ marginale Stellung von (politischen) Aushandlungsarenen im digitalen Kommunikationsraum.

Abstract:

The article intends to develop an appropriate empirical instrument for the analysis of increasing intersections of culture and capitalism in the web 2.0. It takes up the theory of social worlds by Anselm L. Strauss in order to examine processes of segmentation, intersection and negotiation between cultural and economical practices. The focus is on the ways, the structural contradictions of “cultural capitalism” (Rifkin) become manifest in the internet. In theoretical perspective, four models relating culturally resp. economically oriented social worlds are distinguishable: a *homology*-, a *fragmentation*-, a *coupling*- as well as a *negotiation-thesis*. They all give important insights to social changes in the age of web 2.0 as becomes apparent by looking at the social worlds of *social networking*, of *new forms of prosumtion*, of *social production* and finally of *file sharing networks*, which spread on the internet. It remains unanswered yet, which one of the four theses concerning the dynamic processes in web 2.0 is most plausible, if we ask for the general tendencies in cultural capitalism. But given the increasing interdependencies of culture and capitalism the relative marginal role of (political) arenas for negotiating conflicts in the digital space of communication is irritating.

Keywords: Soziale Welten, Kultur, Kapitalismus, Reziprozität, Gabe, Markt, Internet, Web 2.0, Prosumtion, Aushandlung, Konflikt

Keywords: social worlds, culture, capitalism, reciprocity, gift, market, internet, web 2.0, prosumtion, negotiation, conflict

1 Einleitung¹

Das Internet ist sowohl Marktplatz als auch Tummelplatz für die unterschiedlichsten sozialen Aktivitäten. Marktpraktiken einerseits sowie das Engagement in sozialen Bezugsgruppen andererseits stellen zwei Pole der Nutzung des digitalen Kommunikationsraumes dar (vgl. Bakardjieva 2005, S. 165). Die als Web 2.0 bezeichnete Entwicklungsphase des Internets steht nun für eine zunehmende Vermischung und Verkopplung dieser Sphären oder Praxisformen. Aber warum ist das so und welche Folgen zeitigt diese Dynamik? Meine Vermutung lautet, dass sich darin spezifische Probleme der Wertschöpfung im „kulturellen Kapitalismus“ (Rifkin 2002) manifestieren: Der für das „Web 2.0“ kennzeichnende „user generated content“, ganz gleich ob es sich um eingestellte Bilder, Videos und Artikel oder das Knüpfen von Kontakten oder den Meinungsaustausch zu unterschiedlichsten Themen handelt, ist unter ökonomischen Gesichtspunkten betrachtet eine Form *kultureller Wertschöpfung*. Damit sind diese Inhalte und Beiträge für Marktakteure von großem Interesse. Denn Märkte sind, wie die neuere Wirtschaftssoziologie betont (Beckert/Diaz-Bone/Ganßmann 2007; Callon 1998; Lamla 2010a), in vielfacher Hinsicht von kulturellen Sinnstiftungen, Einbettungen und Ressourcen abhängig. Im Zeitalter der Wissensgesellschaft gilt dies mehr denn je. Das Web 2.0 ist dementsprechend stark von Bemühungen und unternehmerischen Entwürfen geprägt, diese wild wuchernde Produktivkraft zu domestizieren und nutzbar zu machen.

Der Beitrag hat zum Ziel, für diese Wandlungsdynamik eine angemessene Analyseperspektive zu entwickeln. Er greift dazu die von Anselm L. Strauss erarbeitete Theorie sozialer Welten auf, weil sie gestattet, Prozesse der Segmentation, Intersektion und Aushandlung verschiedener Welten oder Praktiken im Web 2.0 ergebnisoffen empirisch zu untersuchen (2). Anschließend wird diese Perspektive auf die Gegenwartskonstellation des kulturellen Kapitalismus bezogen, um der Frage nachzugehen, wie sich die in dieser Konstellation angelegten strukturellen Widersprüche im Web 2.0 manifestieren. Zugespitzt ergibt sich hier die These, dass im Web 2.0 vier Formen der Relation und Wechselwirkung kultureller und ökonomischer Praktiken beobachtet werden können, die zunächst thesenartig gegenübergestellt werden: Ich unterscheide zwischen einer Homologie-, einer Fragmentierungs-, einer Kopplungs- und einer Aushandlungsthese, die jeweils relevante Aspekte des sozialen Wandels im kulturellen Kapitalismus sichtbar machen können (3). Dies wird an vier Typen sozialer Welten des Web 2.0 empirisch verdeutlicht: a) dem Social-Networking, b) neuen Prosumtionsformen, c) dem Bereich der sozialen bzw. „Open-Source“-Produktion und d) den im Internet sich ausbreitenden digitalen Tauschbörsen (4). Für die Einschätzung der Folgen der dynamischen Verschränkung, die das Web 2.0 auszeichnet, ist die Frage nach den Dominanzverhältnissen zwischen den genannten Formen der Vermittlung von Kultur und Ökonomie wesentlich. Meine

vorläufige, vorsichtige und durch weitere Forschungen genauer zu prüfende These lautet, dass sich der *Kommunikationsraum Internet* angesichts der hohen Interdependenz sozialer und ökonomischer Welten im kulturellen Kapitalismus *überraschend aushandlungsarm* zeigt (5).

2 Die Theorie sozialer Welten und das Web 2.0

2.1 „Soziale Welten“ und „soziale Arenen“ bei Anselm L. Strauss

„Each social world“, schreibt Tomatsu Shibutani (1955, S. 566) in seiner Abhandlung zu Referenzgruppen, „is a culture area, the boundaries of which are set neither by territory nor by formal group membership but by the limits of effective communication“. Daran wird unmittelbar deutlich, warum sich das Konzept für die Internetforschung anbietet. Zwar verschiebt Anselm Strauss gegenüber Shibutani den Akzent, wenn er weniger das Diskursuniversum als vielmehr die Kernaktivitäten sozialer Welten ins Zentrum stellt (vgl. Strübing 2007, S. 77–91). Aber die medialen Aspekte bleiben auch für ihn zentral, da soziale Welten oftmals Magazine hervorbrachten, um ihr Selbstverständnis zu pflegen (vgl. Strauss 1978b, S. 125f.). Deshalb veranschaulicht die typische Bahnhofsbuchhandlung mit ihren Regalreihen voller Zeitschriften für Hobbyköche, Modeinteressierte, Modelleisenbahner, Computerspieler, Hunde-, Pferde- und Autohalter usw. recht gut, was soziale Welten eigentlich sind. Das Internet vereinfacht solche Selbstverständigung, weitet sie stark aus und transformiert sie wohl auch. Denn in den Online-Foren und Meinungsseiten verständigen sich weniger professionelle Redakteure als vielmehr die „Mitglieder“ der sozialen Welten selbst über ihre Praktiken.

Die *Kernaktivitäten*, die im Zentrum des Konzepts stehen, werden nicht aus der Subjektperspektive, sondern als Objekt sozialer Konstruktion und Aushandlung betrachtet. Die Theorie fokussiert die kollektiven Prozesse, die sich in den unterschiedlichsten sozialen Welten wiederholen.² Während Fußballspielen, ärztliche Beratung und Gedichteschreiben kaum vergleichbar sind, gilt dies für die Eigenschaften ihrer sozialen Welten sowie zugehörigen Prozesse durchaus, etwa: Räume zu besetzen und zu verteidigen, Technologien zu erfinden, zu vermarkten und an den Nachwuchs zu vermitteln oder Interessenorganisationen zu gründen sowie Bewegungen und Strömungen hervorzubringen. Die wichtigsten Prozesse, die Strauss untersucht und die mit den genannten oft einhergehen, sind das *Authentisieren* der Kernaktivität und *Legitimieren* ihrer Grenzen einerseits und die *Segmentierung* von sozialen Welten in Subwelten sowie die *Intersektion* verschiedener sozialer Welten oder Subwelten andererseits (vgl. Strauss 1982, 1984, 1993, S. 215–219).

Probleme der *Authentisierung* und *Legitimation* kommen in allen sozialen Welten zum Tragen, wenn technische Neuerungen auftreten oder Subgruppen Verbindungen zu anderen Welten herstellen. Man denke beispielsweise an die digitale Fotografie, die nicht nur Bezüge zu unterschiedlichen sozialen Subwelten des Fotografierens aufweist und damit die Frage fortführt, ob Fotografieren

Kunst und was die wahre Fotokunst ist, sondern deren Technologie auch neue Probleme der Authentisierung mit sich bringt: Ist ein digital manipuliertes Foto noch ein Foto? Wer ist dessen Urheber? Kernaktivitäten sind stets umstritten.

“Questions of authenticity of performance and product, of genuineness and purity, real and fake, but questions also of propriety and impropriety, even morality and immorality, and legality and illegality arise in kaleidoscopic, rapid, and intricate fashion” (Strauss 1982, S. 172f.).

Verschieben sich die Grenzen dessen, was als zulässige Praktik gilt, produziert dies Gewinner und Verlierer im Hinblick auf Status, Ansehen und Anerkennung sowie die Verteilung wichtiger Ressourcen und Einflussmöglichkeiten. Deshalb sind mit diesen Geltungsansprüchen strategische Interessenskämpfe verknüpft. Strauss verweist auf die historischen Erzählungen, das Umschreiben der Geschichte und Theoriebildungen in sozialen Welten, die oftmals mit der Herausbildung von Expertenrollen oder prominenten Vertretern einhergehen, also Deutungschancen ungleich verteilen, sowie auf die Möglichkeiten wechselseitiger Beobachtung, Evaluation und Kritik hinsichtlich der reklamierten Standards einer Kernaktivität (vgl. ebd., S. 174–185).

Gelingt es nicht, solchen Standards Anerkennung in einer sozialen Welt zu sichern, droht diese in Subwelten zu zerfallen. Prozesse interner Differenzierung in Subwelten werden als *Segmentation* bezeichnet, wobei die Quellen sehr unterschiedlich sein können, angefangen von der Ressourcenkonkurrenz über unterschiedliche Technologien und Skills (z.B. Carver vs. herkömmliche Skifahrer) oder die Objekte der Tätigkeit (z.B. Kinder-Psychotherapeuten) bis hin zu ideologischen Differenzen oder Einflüssen aus anderen Welten, Generationen usw., durch die neue Gesichtspunkte die Richtungen oder den Radius einer Kernaktivität beeinflussen (vgl. Strauss 1984, S. 125). Segmentierungen verlaufen auch unterschiedlich radikal. Verschiedene Subwelten können innerhalb einer gemeinsamen sozialen Welt friedlich koexistieren (z.B. arbeiten verschiedene qualitative Methoden mit der Sequenzanalyse) oder aber so hohen Abgrenzungsbedarf haben, dass Gemeinsamkeiten kaum noch zugestanden werden. Am Beginn stehen oft kleine Variationen, von denen sich einige als neue Kernaktivität behaupten.

Die Segmentierung in Subwelten wiederum ist zu unterscheiden von der *Intersektion* verschiedener Welten. Schon innerhalb einer sozialen Welt überkreuzen sich Domänen der ökonomischen Kalkulation, der medialen Kommunikation, der technologischen Innovation oder der pädagogischen Vermittlung. Die Intersektion verschiedener Welten beschränkt sich aber nicht auf solche Binnendifferenzen, sondern betrifft sämtliche Formen der Überschneidung. So verbinden Arbeiten wie das Operieren im Krankenhaus nicht nur die sozialen Welten der Ärztinnen und Ärzte und Krankenschwestern bzw. -pfleger miteinander, sondern auch die des Reinigungspersonals, der Techniker, Verwaltungsangestellten und viele mehr. Auch im Internet treffen unterschiedliche Welten aufeinander, wobei insbesondere die Plattformen des so genannten Web 2.0 die Intersektion verschiedener darin praktizierter Beziehungsformen deutlich erhöht haben: Sie sind oftmals Marktplätze, Kontaktbörsen, Orte der Pflege von sozialen Freizeitwelten, Kanäle für den Informationsaustausch usw. in einem. Bevor diese Intersektionen näher in Augenschein genommen werden, muss aber noch ein Theoriebaustein hinzugefügt werden, der mit den vorangehenden Prozessen in engem Zusammenhang steht.

Das Konzept der *sozialen Arena* verbindet die Theorie sozialer Welten mit dem Ansatz der ausgehandelten Ordnung („negotiated order“, vgl. Strauss 1978a). Insbesondere dort, wo verschiedene Welten aufeinander treffen und Konflikte oder zumindest Unsicherheiten und ungeklärte Fragen aufwerfen, bilden sich nach Strauss Arenen, in denen Abgesandte der beteiligten Welten in Aushandlungen miteinander treten. Diese Arenen darf man sich nicht nur als Parlamente oder Debattierclubs vorstellen, auch wenn darin ohne Frage eine Form von (Mikro-)Politik stattfindet. In der Tradition des Chicagoer Pragmatismus geht es Anselm Strauss um die verschiedenen Weisen, eine ins Stocken geratene kollektive Praxis fortzusetzen (1993, S. 225).³ „The concept of arena will refer [...] to interaction by social worlds around issues – where actions concerning these are being debated, fought out, negotiated, manipulated, and even coerced within and among the social worlds“ (ebd., S. 226). Es handelt sich um „whirlpools of argumentative action“ (ebd., S. 227), wenngleich hier keineswegs nur Argumente zum Einsatz kommen. Im Unterschied zu sozialen Welten existieren Arenen vorübergehend (können aber zur Verselbstständigung neigen). Sie entstehen z.B. dort, wo Abgrenzungsprobleme manifest werden, die Authentizität einer Kernaktivität offen in Frage gestellt wird, so dass Stellung dazu bezogen werden muss, oder knappe Ressourcen zu verteilen sind. Sie werfen Probleme der Repräsentation auf (Wer darf für welche soziale Welt sprechen oder entscheiden?), Fragen der Situationsdefinition (Was genau ist das Problem?), bringen verschiedene Bündniskonstellationen hervor und münden in diversen Formen der Neuordnung sozialer Beziehungen, sei es durch Regel- und Normbildung, durch vorübergehende Kompromisse, durch Konsensfindung und Veränderung von Deutungsrahmen oder durch Verschiebungen in den Machtkonstellationen.

2.2 Von der „Computing World“ zum „Web 2.0“

Prozesse der Segmentation und Intersektion in der „Computing World“ sind bereits in den 1970er Jahren von Rob Kling und Elihu M. Gerson (1977; 1978) untersucht worden, um *allgemeine Konfliktmuster* sowie *typische Entwicklungsverläufe und Innovationsprozesse* in diesem Feld zu rekonstruieren.⁴ Die Autoren identifizieren 14 Subwelten der Computing World, deren Mitglieder mit unterschiedlichen Interessen auf diesem Markt agieren und interagieren, etwa Programmierer, die Hardwareindustrie, Anwender, die z.T. ihrerseits Software-Applikationen verändern, Hobbybastler, Großauftraggeber wie z.B. das US-Verteidigungsministerium, Händler, Ausbilder, Systemadministratoren und viele mehr bis hin zu den Privatkonsumenten, die lediglich an der Nutzung digitaler Informationen oder Anwendungen interessiert sind (Kling/Gerson 1977, S. 133). Eine zentrale Rolle nehmen Trägergruppen ein, die den technologischen Innovationsprozess vorantreiben. So gelangen die Autoren zur Einschätzung, dass sich in der Computing World drei Hauptinteressen mit ungleichem Einfluss gegenüberstehen:

“‘technological innovation’, ‘user orientation’ and consumer/citizen interests. The first is dominant. That is, the computing world is structured so that innovative technologies continually emerge and are disseminated on a large scale soon after they become economically feasible. In contrast, user orientation is a ‘challenging interest’. Lastly, consumer/citizen concerns represent a ‘repressed interest’” (ebd., S. 140).

Mit dem Konzern IBM findet sich im Untersuchungsfeld zudem ein Marktakteur, der, auch wenn er kein Monopol besitzt und seine Entscheidungen nicht ohne eine gewisse Rücksicht auf Abnehmerinteressen fällen kann, den Prozess der Marktentwicklung in hohem Maße zu kontrollieren vermag und andere Subwelten zwingen kann, sich mit dem Tempo und Rhythmus seiner Innovationen zu arrangieren. Aushandlungen finden demgegenüber in dezentralen Kontexten statt, in denen es um die Nutzarmachung der digitalen Technologien für konkrete Anwendungsbereiche geht. Hier vermitteln Grenzgänger verschiedener Welten, wenn es etwa um die Programmierung und Implementation so genannter „Firmware“ geht, die zwischen Hard- und Software angesiedelt ist, oder wenn die Bedürfnisse einer bestimmten Klientel gegenüber den Entwicklern bestimmter Computersysteme zur Sprache gebracht bzw. die technologischen Entwicklungen einem breiten Publikum von Anwendern schmackhaft gemacht werden sollen.

Was hat sich von dieser frühen Computing World bis zum Web 2.0 geändert? Und wie muss die Forschungsperspektive auf Segmentations-, Intersektions- und Aushandlungsprozesse angepasst werden, um den Veränderungen Rechnung zu tragen? In der Entwicklung hin zum Internetzeitalter bildeten sich um die verschiedenen Praktiken der Nutzung digitaler Kommunikationstechnologien nicht nur neue soziale Subwelten der Computing World, wobei die Innovationsdynamiken und Dominanzstrukturen allmählich von der Hardware/IBM auf die Software/Microsoft und dann auf das Internet/Google überwechselten. Vielmehr treten mit der Ubiquität der Informations- und Kommunikationstechnologien nahezu alle sozialen Welten in einen gemeinsamen Kommunikationsraum ein und treiben dessen Evolution voran. Die Bezeichnung Computing World wäre hierfür viel zu eng, weil es in den Kernpraktiken dieser sozialen Welten – z.B. der Behörden, der Freizeittätigkeiten, des Einkaufens oder der Musik – nur nachrangig um digitale Technik geht (was die Tragweite dieser Technologie jedoch keineswegs verringert).

Die Analyse von strukturellen Interessen kann in Zeiten des Web 2.0 zwar fortgeführt werden, wobei im kulturellen Kapitalismus auch Konsumenten- und Bürgerinteressen eine größere Rolle spielen könnten. Die Social-World-Perspective ist für die Internetforschung aber vor allem deshalb attraktiv, weil sie die *Komplexität der Wissensorganisation und -verteilung* heutiger Gesellschaften in den Blick zu nehmen erlaubt:

„Die Wissenslandschaft wird [...] immer flüider, immer multiaspektueller, immer konkurrierender und widersprüchlicher, immer theoretischer und reflexiver – kurz immer unübersichtlicher. [...] Ein zentrales theoretisches Konzept für diese sozialen Arrangements der kreativen Wissensproduktion und -anwendung ist die Kategorie der sozialen Welten.“ (Schütze 2002, S. 59)⁵

Die Segmentations-, Intersektions- und Aushandlungsprozesse im Internet betreffen mithin nicht nur die technologischen Innovationsprozesse des digitalen Mediums, sondern geben über den Zustand und die Dynamik der kapitalistischen Gesellschaft insgesamt Auskunft, insofern Symbolsysteme und kulturelle Sinnproduktionen, kurz: die Wissensökonomie, maßgeblich für deren Wertschöpfungsregime geworden ist (vgl. Hutton/Giddens 2000; Rifkin 2002).

Neben der symbolischen Dimension muss aber auch die Rolle, die digitale Technologien in den Prozessen der Segmentation, Intersektion und Aushandlung im Web 2.0 spielen, überdacht werden, da sie oftmals im Stillen teilhaben.

Bruno Latour (2006, S. 491–494) spricht in diesem Zusammenhang vom „Black-Boxing“, das nicht nur für die Entwicklung von der frühen Computing World zum Web 2.0 immer bedeutsamer geworden ist, insofern die technische Kernaktivität des Programmierens immer mehr hinter einer intuitiven Menüführung standardisierter „Windows“, anwenderfreundlichen Content-Management-Systemen oder multimedialen Browseroberflächen verschwindet. Es lässt sich zudem als Prinzip der Moderne (vgl. Latour 2008) verstehen, die sich über den hohen Komplexitätsgrad, in dem sie technisch vernetzt ist, in dem Maße täuscht, wie sie an der strikten Trennung von menschlichen Subjekten und technischen Objekten festhält und diese „Reinigung“ auch noch mythisch überhöht. Zwar wurde die Bedeutung technischer Artefakte und Vermittlungsprozesse in der Theorie sozialer Welten stets betont und die Arbeit des Wissenschaftsforschers Latour, zu der zahlreiche Wahlverwandtschaften bestehen, früh rezipiert (vgl. Strauss 1993, S. 233f.; Fujimura 1991; Star 1995). Die theoretische Sensibilität für verborgene, technische Stabilisierungen von Handlungszusammenhängen, in denen sich verschiedene soziale Welten überkreuzen und wechselseitig mobilisieren, muss dann aber auch methodisch und konzeptionell umgesetzt werden.⁶

War für das Web 1.0 noch die Segmentation typisch, insofern jede soziale Welt ihre eigene Homepage hatte, wo sie ihre Identität, Authentizität und Legitimität pflegen und behaupten konnte, werden die technischen Möglichkeiten des Hypertextes im Web 2.0 nicht mehr nur zur Querverlinkung verschiedener, aber in sich eigenständiger Websites genutzt. Vielmehr ist die Einbindung von Inhalten mit unterschiedlichen sozialen Weltbezügen innerhalb digitaler Plattformen typisch geworden. Das Web 2.0 hat den Grad an potentiellen Intersektionen damit erheblich gesteigert. Kommt es auch in wachsendem Maße zur Ausbildung von Arenen, in denen sich Repräsentanten unterschiedlicher Welten zu Wort melden und um Vorherrschaft, Grenzziehung, Legitimität und Authentizität der im Netz verbreiteten Praktiken kämpfen? Ob Konflikte ausgetragen oder umgangen werden und wohin dieses führt, soll im Folgenden näher eruiert werden.

3 Kultur und Kapitalismus im Web 2.0

Im Web 2.0 reproduzieren sich Strukturmuster, die für Wertschöpfungsprozesse in der kapitalistischen Wissensgesellschaft charakteristisch sind: Der Kapitalismus bedarf auch und gerade unter spätmodernen Verhältnissen der Erzeugung von Vertrauen, Bedürfnissen, Rechtfertigungen und symbolischen Wertquellen, die der Markt allein nicht erzeugen und bereitstellen kann. Um das Verhältnis von Kultur und Kapitalismus ranken sich eine Vielzahl an intensivierte Vermittlungsbemühungen und innovativen Vermittlungsformen. So können kulturelle Differenzen selbst zum Gegenstand der Vermarktung werden, wie etwa das Beispiel „Mecca Cola“ oder ganz allgemein der Tourismus zeigen (vgl. Ram 2005). Immaterielle Güter wie digitale oder auch genetische Codes geben Anlass zu heftigen Kämpfen um die rechtliche Eigentumsordnung. Dienstleistungen greifen immer tiefer in die private Lebensführung ein, wie sich an verschiedenen Beispielen emotional aufgeladener Tätigkeiten von der Alten-

und Krankenpflege bis zum Management von Kindergeburtsstagen zeigen lässt (vgl. Hochschild 2003). Nicht nur einzelne Bedürfnisse, sondern die ganze Lebensspanne rückt in den Fokus wirtschaftlicher Interessen. Das belegen die Ausrichtung des Marketings am „Lifetime-Value“ der Kunden oder die Diskussion um den „gläsernen Konsumenten“, der Folge einer intensivierten Sammel- und Handelsaktivität mit Kundendaten ist (vgl. Rifkin 2002). Die gesamte Lebensführung wird kommerziell in Regie genommen, wo ethische Lifestyle-Konstrukte wie der LOHAS (Lifestyle of Health and Sustainability) oder das unternehmerische Selbst propagiert werden. Posttraditionale Gemeinschaften bilden sich um Marken wie Apple oder Harley-Davidson und unterstützen damit die soziale Einbettung der Produktmärkte. Schließlich kommt es zu einer immer stärkeren Überlagerung und Integration öffentlicher und kommerzieller Räume, was nicht nur an den öffentlichen und kulturellen Events beobachtet werden kann, die in Shopping-Malls inszeniert werden, sondern auch am Sponsoring von Sportereignissen, kulturellen Einrichtungen bis hin zu Schulen und Hochschulen. Und insgesamt dominiert damit die Orientierung am Verbraucher zunehmend über andere Aspekte der Produktion von Gütern und Dienstleistungen.

Das Internet wird aufgrund der zahllosen sozialen Welten, die sich darin (ab-)bilden und kreuzen, zum Experimentierfeld für neue, noch weiter gehende Formen der kulturellen und sozialen Einbettung der Ökonomie. Das geben z.B. die für das Web 2.0 charakteristischen Shopping- und Meinungsplattformen zu erkennen, etwa die Seite www.ciao.de. Ciao ist eine kommerzielle, von einem Marktforschungskonzern in vielen landessprachlichen Versionen betriebene Internetplattform, wo sich einerseits Verbraucher über die Qualität zahlloser Produkte in unterschiedlichsten Kategorien austauschen. Andererseits fungiert die Plattform als Preis- und Qualitätsvergleichsseite sowie als Shopping-Portal, dessen Einträge bei Produktsuchen von Google hoch gelistet werden und direkt auf eine Vielzahl von Online-Partnershops verlinken. Hinter der Plattform steckt die Ciao-AG, ein 1999 in München gegründetes Marketing-Unternehmen, das Survey-Daten zu Verbraucherwünschen und Konsumverhalten verkauft und in diesem Online-Segment Marktführer in Europa ist (vgl. Dallwitz-Wegner 2005). Im Jahr 2005 wurde das Unternehmen von der Greenfield Corporation übernommen, um das Modell auf den US-amerikanischen Markt zu übertragen. Für die Analyse von Intersektionsprozessen im Web 2.0 besonders interessant ist dieser Fall, weil die Daten der Marktanalysen, mit denen das Unternehmen sein Geld verdient, aus dem produktbezogenen Meinungsaustausch und der Pflege einer sozialen Community aus Verbrauchern stammen, die – angelockt durch die Aussicht, Kleinstbeträge oder Webmeilen zu verdienen – sich über ihre Erfahrungen mit gekauften Produkten auslassen, entsprechende Berichte ihrer Peers kommentieren sowie zudem an Umfragen des Marktforschungsunternehmens teilnehmen können (ausführlicher dazu Lamla 2008). Diese Online-Praktiken weisen als neuartige Kernaktivität alle Eigenschaften einer sozialen Welt auf, in der Verbraucherinnen und Verbraucher Regeln authentischer Berichterstattung und legitimer Kommunikationsweisen aufstellen, sich in Subwelten aufteilen, etwa nach Produktkategorien (z.B. Technik, Pflegeprodukte, Film&Musik) oder Schreibstilen (z.B. objektivierend, persönlich, instrumentell an den Vergütungen interessiert oder nur zum Spaß auf der Hinterbühne, dem Ciao-Café) und Freundschaftsnetzwerke bilden. Die Erfahrungsreflexionen in den Produktberichten dieser „Community“ verwandeln sich in einen kulturellen

Wertschöpfungsbeitrag für die Anbieter von Produkten oder Dienstleistungen, weil die subjektive Form des Testens sich unter der Hand als eine digitale Version von Mund-zu-Mund-Propaganda erweist (Hennig-Thurau/Walsh 2004). Dieser Werbeeffect resultiert vor allem daraus, dass Kunden ihre bereits getätigten Kaufentscheidungen tendenziell eher rechtfertigen und nachträglich rationalisieren als unvoreingenommen zu kritisieren, wobei die Mitglieder sozialer Welten durch kleine Geschichten oder alltagsnahe Darstellungen in Schrift und Bild besser als jede professionelle Kampagne darin sind, Gebrauchswertfiktionen (vgl. Haug 2009) „authentisch“ zu vermitteln, also den Waren und Dienstleistungen jene Glaub- und Vertrauenswürdigkeit zu verleihen, die im unpersönlichen Distanzhandel ansonsten eher ein Manko darstellen.⁷

Dieses Arrangement ist allerdings darauf angewiesen, dass die Differenz von Kultur und Kapitalismus erhalten bleibt, die soziale Welt der Verbrauchercommunity also ihre Kernaktivitäten nicht plötzlich als Werbung (miss) zu verstehen beginnt, sonst wären die Vorteile schnell verspielt. Vielmehr dienen die narrativen Techniken der subjektiven Erfahrungsberichte, ihre Verknüpfung mit echten Biografien und Selbstentwürfen, als Qualitätsgarant der kulturell vermittelten Werturteile. Und umgekehrt ginge auch die Motivation für das freiwillige Engagement verloren, das die Nutzer der Verbraucherplattform aufbringen, wenn sie sich teilweise bis zu mehreren Stunden täglich ihrer Online-Community widmen und schriftlich über Produkte und Erfahrungsberichte reflektieren. Dass die Wertschätzung dieser Praktiken etwas mit ihrem kulturellen Eigensinn zu tun hat, wird insbesondere im Falle des Konfliktes sichtbar. So ist beispielsweise die Ciao-AG nach dem Erfolg des Videoportals YouTube dazu übergegangen, zusätzlich zu den schriftlichen Erfahrungsberichten auf ihrer Plattform auch Video-Testberichte über Produkte anzubieten, die zudem in der Anfangsphase sehr viel höher als schriftliche Erfahrungen vergütet wurden (mit bis zu zehn Euro), um diese neue Berichtspraxis für die Mitglieder der Community attraktiv zu machen. Was aus ökonomischer Perspektive rational und nachvollziehbar erscheint, wurde aber von Teilen der Community, die inzwischen über Jahre eine Kultur des schriftlichen Erfahrungsaustausches gepflegt (und damit nur wenige Cents verdient) haben, als Entwertung ihrer Kreativität und kulturellen Leistung wahrgenommen. Bei näherer Betrachtung wird deutlich, dass es gar nicht die ökonomischen Verdienstchancen sind, sondern persönliche Bindungen an die kollektive Praktik dieser sozialen Welt schreibender Verbraucherinnen und Verbraucher, die das hohe Maß an Präsenz und Einsatz erklären. Die hohe Entlohnung einer aus der Sicht dieser Subwelt viel anspruchsloseren, weil kaum reflektierenden visuellen Darstellungspraxis löste das Gefühl aus, vom Unternehmen nicht hinreichend gewürdigt zu werden.

Strukturelle Differenzen zwischen Kultur und Kapitalismus sind für die Konstellation des „kulturellen Kapitalismus“ auch in anderer Hinsicht konstitutiv und erzeugen darin Widersprüche und paradoxe Dynamiken. Für die Bildung und den Erhalt von Vertrauen oder für die Stabilisierung persönlicher Beziehungen und Bindungen etwa kann es wichtig sein, dass die Kommunikationen und Austauschbeziehungen in den sozialen Welten des Web 2.0 einer Gabenlogik folgen, die zum ökonomischen Kalkül Abstand hält (vgl. Ricœur 2006, S. 289). Zugleich dienen die so erzeugten Netzwerke und ihr akkumuliertes Sozialkapital der sozialen Einbettung von Märkten (Granovetter 2000), weshalb ein großes Interesse daran besteht, solche kulturellen Bindungsenergien ökonomisch verfügbar zu machen.⁸ Und auch die für Wertschöpfungsprozesse we-

sentlichen Innovationen beruhen in erheblichem Ausmaß auf Formen der Wissensgenese und kulturellen Sinnstiftung durch Quellen wie Wissenschaft, soziale Bewegungen und ihre öffentliche Kritik, Kunst, Religion usw., die eine gewisse Distanz zum Markt und seiner Tauschlogik halten müssen, um Einfluss, Überzeugungskraft oder Charisma zu gewinnen. Wiederum kann am Web 2.0 beobachtet werden, wie in dieser Konstellation mit neuen Formen der Kooperation und der Einbindung von Kreativitätspotentialen der User experimentiert wird, angefangen von der direkten Kulturproduktion (Wikipedia, YouTube) und indirektem Trendsetting über die Simulation (Second Life) bis hin zu innovativen Produktionsmodellen (Open Source) oder der Intelligenz der Masse (etwa beim Social Bookmarking). Wie kann angesichts dieser Spannungen zwischen Kultur und Kapitalismus ein Brückenschlag zwischen den sozialen und ökonomischen Welten aussehen und welche Wandlungsdynamiken zeichnen sich in dieser Konstellation ab?

Diese Frage kann vor der genaueren Betrachtung empirischer Segmentations-, Intersektions- und Aushandlungsprozesse mithilfe einiger theoretischer Vorüberlegungen zunächst theseartig eingegrenzt werden. Ich unterscheide dazu vier Modelle der Vermittlung von Kultur und Kapitalismus im „kulturellen Kapitalismus“: Homologie, Fragmentierung, Kopplung und Aushandlung (s. Tab. 1). Sie werfen auf die mögliche(n) Dynamik(en) in den sozialen Welten des Web 2.0 ein unterschiedliches Licht und können so helfen, die verschiedenen Aspekte besser auszuleuchten. Umgekehrt kann die Empirie die theoretische Frage zu klären helfen, inwiefern es sich um konkurrierende oder aber komplementäre Thesen und Erklärungsansätze handelt.

Tab. 1: Kultur und Kapitalismus im Web 2.0 – eine heuristische Typologie

	Sozialintegration	Systemintegration
Heteronomie	Homologiethese	Fragmentierungsthese
Autonomie	Aushandlungsthese	Kopplungsthese

a) Die *Homologiethese* geht davon aus, dass die strukturellen Spannungen zwischen den kulturellen und den ökonomischen Praktiken, Austauschbeziehungen und Innovationsprozessen in Grenzen gehalten werden, weil auf einer tieferliegenden Ebene eine Wahlverwandtschaft zwischen den beiden Seiten besteht oder sich neu herausbildet. Der Habitus bzw. ein kapitalistischer oder konsumistischer Geist sorgen weitgehend unbemerkt dafür, dass die kulturellen Praktiken und Bestrebungen auch dann noch im Fahrwasser der kapitalistischen Marktgesellschaft verbleiben, wenn sie sich ihrem Selbstverständnis nach ganz unabhängig davon entfalten oder sogar Kritik daran üben. Unter den vielen Referenztheorien, die sich bei aller Differenz für diese Sichtweise anführen ließen (z.B. Weber 1996; Campbell 1988; Boltanski/Chiapello 2003), sei hier die „Ökonomie der symbolischen Güter“ hervorgehoben, mit der Pierre Bourdieu (2005) zu zeigen versucht, dass selbst Gabenpraktiken einer Logik der Kapitalakkumulation folgen, obgleich sie sich davon sehr sorgfältig zu distanzieren trachten. Auch wenn der Austausch von Gaben und Gegengaben der wechselseitigen Anerkennung und Herstellung persönlicher Bindungen dient und einer anderen zeremoniellen Ordnung unterliegt als der ökonomische Gütertausch – etwa in zeitlicher Hinsicht –, geht es darin doch um einen symbolischen Profit, der sich nicht selten auch in einen materiellen konvertieren lässt.

b) Die *Fragmentierungsthese* unterscheidet sich davon nicht so sehr hinsichtlich der Führungsrolle, die der Ökonomie im Arrangement des kulturellen Kapitalismus zukommt, sondern in der Art, wie diese Führung ausgeübt wird. Im kapitalistischen Regime der flexiblen Akkumulation tritt die Sorge um die Reproduktion der kulturellen Ordnung hinter das Ausbeutungs- und Verwertungsinteresse zurück. Kultur wird so wahrgenommen und behandelt, wie in den Entwicklungsphasen zuvor mit natürlichen Ressourcen umgegangen wurde, d.h. als (unerschöpflicher) Vorrat, den man als gegeben voraussetzt und nach Belieben ausnutzen kann. Treten Verschleißerscheinungen bei der einen Form kultureller Wert(ab)schöpfung auf, ziehen die Märkte weiter und suchen sich diesem Modell zufolge andere Quellen. Auch hier gibt es ein breites Repertoire an Referenztheorien, das etwa von Jürgen Habermas (1981) bis zu Zygmunt Bauman (2003) reicht. Was die Kultur im Unterschied zur Ökonomie auszeichnet, wird unter der Regie von Marktakteuren oberflächlich simuliert oder durch andere Formen des Übergriffs handhab- und verfügbar gemacht. Von Bedeutung ist hierbei die kritische Einschätzung, dass die Kultur durch den kapitalistischen Raubbau oder die Kolonialisierung Schaden nimmt, was sich etwa in Zerfallerscheinungen von Solidargemeinschaften niederschlägt. Gabenpraktiken erweisen sich unter diesen Voraussetzungen als hoch riskanter Einsatz, weil die Gelungsbedingungen kultureller Regeln eine immer kürzere Halbwertszeit aufweisen.

c) Die *Kopplungsthese* nimmt eine Figur der funktionalen Differenzierungstheorie auf und bezieht sie auf das Verhältnis von Kultur und Ökonomie im „kulturellen Kapitalismus“. Ähnlich wie im vorangehenden Fall nutzen die Sphären die von der jeweils anderen Seite bereitgestellten Leistungen und Wertschöpfungen für sich aus, jedoch ohne deren Autonomie dabei einzuschränken. Im Gegenteil steigern sie diese und differenzieren sich damit stärker voneinander. Z.B. muss die offensive Vermarktung von religiösen Symbolen diese nicht unbedingt schwächen, sondern kann auch zur Steigerung bis zum Fanatismus beitragen (vgl. Ram 2005). Der kulturelle Kapitalismus wäre dann eine Form der Koexistenz, die vor allem auf einer geschickten Vermittlung des Verschiedenen basiert. Als Referenztheorie ist deshalb nicht nur Luhmanns (1997) Theorie sozialer Systeme mit ihrem Konzept der strukturellen Kopplung relevant, sondern insbesondere auch die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour (2007), insofern sie den Blick auf die technischen Mittler lenkt, die verschiedene Entitäten miteinander verknüpfen und deren Anschlusswerte übertragen und transformieren. Die Besonderheit dieser technischen Mediatoren ist darin zu sehen, dass sie oftmals im Hintergrund verbleiben und genau dadurch die differenzierte und pluralisierte Ordnung stabilisieren. Markt- und Gabenpraktiken bedienen dieser These zufolge ganz unterschiedliche soziale Register der Reziprozität, nämlich einer unpersönlichen Ökonomie des Geldes einerseits bzw. personengebundener Anerkennung andererseits, können aber gleichwohl in räumliche und zeitliche Nähe zueinander gebracht werden und sich dadurch wechselseitig verstärken (Hénaff 2009; vgl. auch schon Mauss 1968).⁹

d) Die *Aushandlungsthese* schließlich geht nicht davon aus, dass die strukturellen Differenzen durch technische Mittler überbrückt werden können, ohne sich konflikthaft zu manifestieren. Vielmehr komme es an den Grenzen von Kultur und Kapitalismus vermehrt zu Aushandlungsprozessen, die sich auch zu politischen Arenen formieren können, in denen dann Repräsentanten der unter-

schiedlichen sozialen Welten für die Durchsetzung ihrer Ordnungsvorstellungen kämpfen bzw. nach Kompromissen oder auch einvernehmlichen Lösungen suchen müssen. Als Referenztheorien kommen hier vor allem symbolisch-interaktionistische Ansätze in Frage, wobei der Aushandlungscharakter sowohl an kulturellen als auch an ökonomischen Ordnungen festgemacht werden kann. Beispielsweise betont Fligsteins (1996) wirtschaftssoziologischer Ansatz den politischen Charakter von Marktstrukturen, die nicht nur in ihren rechtlichen Grundlagen (etwa dem Eigentumsrecht) permanent umkämpft sind, sondern auch auf so genannten „Kontrollkonzeptionen“ basieren, die bestimmten Akteuren eine gewisse Zeit lang die Deutungshoheit über das ökonomische Geschehen geben (etwa der „Shareholder-Value“), die aber kritisiert und infrage gestellt und durch andere Kontrollkonzeptionen ersetzt werden können (z.B. „Stakeholder-Dialoge“). Und dass kulturelle Strukturen ebenso performativ durch die Akteure erzeugt werden und dadurch einem permanenten Wandel unterliegen, lässt sich wiederum an der Gabenreziprozität verdeutlichen, die nach Ansicht von Alain Caillé (2008) keineswegs nach für alle Zeiten feststehenden Regeln, sondern durch eine Matrix widerstreitender Motive und Prinzipien gebildet wird – etwa der Spontaneität und der Verpflichtung, des Interesses und des Vergnügens –, die von den Akteuren situativ angewendet und ausgedeutet werden muss. So kommt es aus dieser Perspektive gerade im kulturellen Kapitalismus vermehrt zu konflikthaften Aushandlungen unterschiedlicher Tauschformen und -beziehungen.

4 Kultureller Kapitalismus 2.0 – Segmentation, Intersektion und Aushandlung

An vier Phänomenen wird die Frage im Folgenden näher untersucht, welche Muster der Segmentation, Intersektion und Aushandlung sich in den sozialen Welten des Web 2.0 abzeichnen. Welche Formen netzwerkartiger Stabilisierung, technischer Vermittlung oder dialogischer Aushandlung prägen das Internet im Zeitalter des kulturellen Kapitalismus? Für die *Homologiethe* sprechen vor allem solche kulturellen Entwicklungen in den sozialen Welten des Web 2.0, wie sie sich insbesondere auf Social-Networking-Sites abzeichnen (4.1). *Fragmentierungen* des Kulturellen treten vor allem dort auf, wo soziale Welten von kommerziellen Betreibern künstlich erzeugt oder am Leben gehalten werden, um Wertschöpfungsbeiträge der User zu generieren (4.2). Im Unterschied zu diesen Formen der Prosumtion steht die Initiative für freie Software für eine Trennung zwischen proprietären und nicht-proprietären sozialen Welten, deren Wertschöpfungen gleichwohl technisch und rechtlich miteinander *verknüpft* bleiben (4.3). Schließlich liefern die im Web 2.0 verbreiteten digitalen Tauschbörsen empirische Evidenzen für die Aushandlungsthese, insofern hier konkurrierende Vorstellungen von Eigentum und Reziprozität in einen offenen Konflikt geraten, der auch zu Herausbildung politischer Arenen führt (4.4). Die nachfolgenden Überlegungen haben provisorischen Charakter. Angesichts der Komplexität digitaler Vernetzungen von kulturellen Wissenslandschaften und Marktprozessen ist aber viel gewonnen, wenn hierfür Forschungshorizonte abgesteckt werden.

4.1 Social Net-Work – zur Homologie von Kultur und Kapitalismus im Web 2.0

Viele der großen Plattformen im Internet, die als „Kontaktbörsen“ fungieren oder zur Freundschaftspflege genutzt werden, gemeint sind so genannte Social-Networking-Sites (kurz: SNSs) wie *Facebook*, *MySpace*, *StudiVZ*, *Twitter* oder *Xing*, spiegeln schon deshalb das Regime des kulturellen Kapitalismus wider, weil sie Massen versammeln, was sich im umkämpften Aufmerksamkeits- und Werbemarkt als großer Wettbewerbsvorteil herausstellt. Allein die Verkaufserlöse dieser vorwiegend von Medienkonzernen übernommenen Plattformen sprechen Bände.¹⁰ Wie aber gestaltet sich das „social networking“ selbst in diesen Kommunikationsumgebungen? Kann sich hier nicht trotz der ökonomischen Begehrlichkeiten, die von außen an diesen kulturellen Wertschöpfungen bestehen, eine von Kalkülen und Berechnungen freie Kultur der Anerkennung und Beziehungspflege entfalten? Denn die soziale Ausgangskonstellation der doppelten Kontingenz in einer Begegnung zwischen Fremden legt durchaus nahe, dass sich die Kontaktaufnahme und Beziehungspflege marktferner Mittel wie der Gabenzeremonie bedient. So wurden mit der so genannten „Netiquette“ eigens Interaktionsrituale geschaffen, die eine zivilisierte Kultur des sozialen Miteinanders im Internet abzusichern helfen. Sehr viele soziale Praktiken im Internet drehen sich um wechselseitige Hilfe und Unterstützung, bei der niemand auf die Idee kommen würde, diese Gaben an ökonomischen Äquivalenzstandards zu messen. In diversen Onlineforen sozialer Welten, von den Hobbybastlern unterschiedlichster Sparten bis zu den Leidensgenossen verschiedenster Krankheiten, ist diese Form der Reziprozität fest verankert. Und gewiss nicht überall, wo diese Praktiken in Marktumgebungen eingebunden werden, nimmt diese Reziprozitätsform Schaden.

Die genannten großen SNSs des Web 2.0 weisen insgesamt jedoch eine andere Dynamik auf, denn im Mittelpunkt steht hier die Arbeit am Selbst, wie ein Blick auf die Profile der Nutzerinnen und Nutzer offenbart. Weniger das freie Spiel mit der Identität ist hier zu finden, wie im Anschluss an poststrukturalistische Theorien noch angenommen werden konnte (Turkle 1999), als vielmehr die Suche nach der eigenen Authentizität, über die sich paradoxerweise ohne Bestätigung durch andere keine Gewissheit erlangen lässt. Das Social Web ist voll von narrativen und visuellen (fotografischen) Selbstthematisierungen, ausgebreitet vor einem Publikum, von dem man anerkennendes Feedback erhofft (vgl. Reichert 2008). Diese Haltung führt zu einer Vermarktung des Selbst, das sich vor allem an erwarteten Erwartungen des Publikums, d.h. an der Nachfrage ausrichtet. Interessant ist beispielsweise, wie User ihren Avatar gestalten, wenn sie sich entschieden haben, im *Second Life* „mitzuspielen“. Bevor sie diese Welt betreten und sich einen Eindruck von den dort herrschenden Konventionen machen können, müssen sie dem virtuellen Stellvertreter, mit dem sie auf der 3D-Plattform in Erscheinung treten, zunächst einen digitalen Körper, digitale Kleidung, eine digitale Frisur usw. verpassen. Die technischen Gestaltungsmöglichkeiten des Avatar-Konfigurators sind äußerst vielseitig und nicht etwa auf eine endliche Zahl von Basistypen mit kleineren Variationsmöglichkeiten beschränkt. Und doch findet eine erstaunliche Standardisierung statt: Die überwiegende Zahl der Avatare reproduziert in der dreidimensionalen Körperform das gleiche weibliche bzw. männliche Schönheitsideal und individuiert sich le-

diglich über zweidimensionale Texturen, die z.B. als Kleidung auf die „Oberfläche“ der dreidimensionalen Körperstruktur gelegt werden. Obgleich Avatare laufend verändert werden können, beschränken sie ihre Individualität auf das, was David Riesman et al. (1958) einst „marginale Differenzen“ genannt haben.

Wenn Anerkennung als knappes Gut erfahren wird, nimmt sie Züge des ökonomischen Kalküls an, wird also mit dem Ziel gewährt, die zurückerhaltene Anerkennung zu maximieren. Somit fließen kreative Selbstschöpfung und kalkulierende Selbstvermarktung im Bereich der Freundschaft, der Liebe, der sozialen Kontaktsuche und anderer Formen der Bildung von Vertrauen, Netzwerken und Communities tendenziell ineinander (vgl. Reckwitz 2006, S. 555–588). Die Seite *MySpace* veranschaulicht dies. Hier tummeln sich in großer Zahl Künstler beziehungsweise Personen, die sich als Künstler sehen, weshalb Praktiken der ästhetischen Stilisierung breiten Raum einnehmen. Anerkennung kann hier durch das „Adden“ anderer Personen auf der eigenen Kontakt- oder Freundesliste gewährt werden. Aber nach welcher Logik erfolgt dies, als spontane Gabe und Vergnügen oder als ökonomisches Interessenskalkül? Sicherlich gibt es unterschiedliche Motive. Insofern die Plattformen aber neben der Freundschaftspflege auch der Vermarktung von Produkten dienen (zum Beispiel von Musik, Büchern, Kunsthandwerk oder der eigenen Person als talentierte, kreative Arbeitskraft), werden die Freundeslisten zum Mittel, über die Plattform den Kreis potentieller Adressaten zu erweitern und die eigene Bekanntheit zu steigern. Was dann zählt, ist vor allem die Quantität der Vernetzung. Freundschaft wird zur „digitalen Werbefläche“ (Lamla/Böttcher 2008). Das lässt die kulturellen Praktiken dieser sozialen Welten nicht unberührt, da sie zum Einsatz werden, der sich am Ende auszahlen muss und darum nicht bedingungslos gewährt wird. So wird um das „Adden“ als Freund auf *MySpace* und anderen Seiten auf subtile Weise gefeilscht.¹¹

Damit erweisen sich die Selbstdarstellung und der Austausch von Anerkennung, die als Kernpraktiken der sozialen Welt dieser Netzwerkseiten des Web 2.0 zu sehen sind, als Ausdruck einer Subjektformierung, die sich homolog zu den Anforderungen des Kapitalismus verhält, der heute ein unternehmerisches, selbstvermarktungsfähiges Selbst verlangt. Diese Form der Vermittlung von Kultur und Kapitalismus kann zwar sicherlich nicht auf alle Vernetzungsformen des Social Web verallgemeinert werden, spielt aber über die genannten SNS hinaus auch in anderen, stärker themengebundenen Online-Communities mit ihren Bewertungs-, Feedback- und Ranking-Systemen eine wichtige Rolle.

4.2 Prosumtion – zur kommerziellen Fragmentierung der Kultur im Web 2.0

Phänomene, die den Grenzverlauf zwischen Produktion und Konsumtion verschieben, indem sie die Verbraucher in den Prozess der Erstellung oder Vermarktung eines Produkts, einer Dienstleistung oder einer Innovation einbeziehen, werden hier als „Prosumtion“ bezeichnet (vgl. Beer/Burrows 2010; Ritzer/Jurgenson 2010). Der Begriff „Prosumtent“ geht auf Alvin Toffler (1980, S. 273) zurück: Die moderne Gesellschaft laufe auf eine dritte Innovationswelle zu, in der sich Produktion und Konsumtion vermischen. Auf die agrargesellschaftliche Produktion für den Eigenverbrauch (erste Welle) und die industrielle Pro-

duktion für den Markt (zweite Welle) folge als dritte Phase ein neuer Aufstieg der Prosumenten. Damit sei kein Rückfall in die Selbstversorgungswirtschaft gemeint, die ja bereits eine Prosumenten-Ökonomie war, sondern die Zunahme an Verschränkungen von zuvor getrennten Sektoren der marktförmigen Produktion einerseits und der marktfernen, eigenaktiven Tätigkeit von Konsumenten andererseits.

„Ob es um die Selbsthilfe-Organisationen, die Heimwerker-Welle oder neue Produktionstechnologien geht – *überall* beobachten wir *dieselbe* Tendenz zur immer engeren Einbeziehung des Verbrauchers in den Produktionsprozeß“ (Toffler 1980, S. 281, Hervorhebungen J.L.).

Hierbei trafen mit den Sektoren der Eigenarbeit und des Marktes auch zwei *Formen der Gegenseitigkeit* verstärkt aufeinander, nämlich solche der bedingungslosen Gabe, die z.B. für die Kultur unterschiedlichster Selbsthilfegruppen charakteristisch sei, im Unterschied zum quantifizierenden Tausch von Äquivalenten, wie er für Märkte typisch ist (vgl. ebd., S. 275, 286).

In der wissenschaftlichen Diskussion finden sich konkurrierende Einschätzungen zum Phänomen der Prosumtion im Internet. Auf der einen Seite wird eine win-win-Konstellation ausgemacht, in der die Interaktion zwischen business und consumer zu völlig veränderten Beziehungen und Arbeitsteilungen führt, was Innovations- und Rationalisierungspotentiale erweitert, aber auch die Mitbestimmungsmöglichkeiten für die Verbraucherinnen und Verbraucher vermehrt (Reichwald/Piller 2006). Diesen Interpretationsansätzen stehen Auffassungen gegenüber, die an der Arbeit der Konsumentinnen und Konsumenten vor allem das Ausbeutungspotential und die ungleichen Machtverhältnisse hervorheben, die es den Betrieben ermöglichen, auf die Verbraucher systematisch zuzugreifen, um sie in die eigenen Wertschöpfungsketten zu integrieren (vgl. Voß/Rieder 2005). Aus dieser Perspektive folgt auf das outsourcing nun das *crowdsourcing*, das sich nicht mehr der Auslagerung von Betriebsteilen, sondern der verstreuten Masse an Internetnutzern bedient, um Arbeitskosten zu externalisieren. Die Wikipedia-Idee funktioniert demnach auch im kommerziellen Kontext. Dritte Positionen verbinden diese Standpunkte, wenn sie das Aufkommen einer digitalen Bohème (Friebe/Lobo 2006) feiern, deren kreative Tätigkeiten außerhalb fester, sozialversicherungspflichtiger Beschäftigungsverhältnisse in den W-Lan-Cafés in Berlin Prenzlauer Berg ebenso frei sind wie prekär. Überwiegt hier noch die Faszination der ökonomischen Aussichten, die der kulturelle Kapitalismus zu bieten hat, so treten in einer vierten, Ambivalenzen und Konflikte ebenfalls nicht in Abrede stellenden Position die proprietären hinter nicht-proprietären Heilsversprechungen zurück: Das Internet ermögliche den Übergang zu einer „sozialen Produktion“, die ihre Arbeit zwischen Peers und damit eher nach Kriterien der Demokratie und Gerechtigkeit als nach denen des Marktes aufteilt (Benkler 2006).

Welche dieser Deutungen zutreffend ist, lässt sich nicht leicht entscheiden. Wichtig für die Einteilung der verschiedenen Phänomene, die heute mit dem Begriff der Prosumtion bezeichnet werden, ist aber die Rolle der kommerziellen Umgebung, d.h. die Frage, ob es sich um autonome Projekte handelt, die sich als marktferne soziale (Eigen-)Produktion verstehen (s. dazu Abschnitt 4.3) oder aber um Beteiligungsformen von Usern oder Konsumenten im Rahmen eines kommerziellen Unternehmens. Obgleich die Grenze nicht immer leicht zu ziehen sein mag, kann im kulturellen Kapitalismus doch die Zunahme solcher Pro-

sumtionsformen konstatiert werden, die eine systematische Einbindung der Verbraucher in betriebliche Wertschöpfungsregime zum Ziel haben (s. auch den Beitrag von Frank Kleemann in diesem Heft). Im Web 2.0 werden nicht nur die Praktiken der Selbstbedienung stark ausgeweitet, wobei die Verbraucher über die Auswahl, den Transport oder die Fertigstellung vorgefertigter Angebote hinaus sogar am Designprozess beteiligt werden. Vielmehr kommt es insbesondere auch zur verstärkten Einbeziehung der *sozialen* Aktivitäten in den Wertschöpfungsprozess. Wie das oben genannte Fallbeispiel der Shopping- und Meinungsplattform Ciao.de zeigt, wird im Web 2.0 der Versuch unternommen, Formen der Einbindung sozialer Welten und ihrer Aktivitäten auf Dauer zu stellen. So wird durch virtuelle 3D-Plattformen wie das *Second Life* die Kreativität von Millionen von Usern durch eine Spielumgebung stimuliert, in der sie die gesamte Welt (einschließlich ihres digitalen Stellvertreters) neu gestalten, so dass Unternehmen die „kulturellen Codes“ aufgreifen und in eigene Produkte integrieren können.

Die kommerziellen Formen der Vermittlung von Kultur und Kapitalismus reduzieren das Kulturelle dabei in vielen Fällen auf ihre *funktionalen* Beiträge. Den Nutzern der Web 2.0-Plattformen werden Sphären autonomer Praxis in Aussicht gestellt, die aber durch Rahmenelemente sogleich konterkariert oder eingeschränkt wird. Auf Ciao.de sind die Verbraucher beispielsweise bereits durch die Eingabemasken daran gehindert, Produkte einem Vergleichstest zu unterziehen oder Verbraucherthemen und Bewertungskategorien frei zu wählen (um etwa ethischen oder ökologischen Gesichtspunkten in den Berichten einen größeren oder systematischen Stellenwert zu geben). Die gleichsam plantagenartig gezüchtete soziale Verbraucherwelt wird mithin durch Fragmentierung daran gehindert, sich als eine umfassend mitbestimmungsberechtigte autonome Bürgerschaft zu verstehen oder in anderer Weise zu politisieren. Kritik wird als kulturelle Form so zurechtgestutzt, dass sie immer schon als subjektive Meinung und damit in ihren Geltungsansprüchen reduziert erscheint. Und im Fall *Second Life* hat die Firma Linden Lab mit dem konvertierbaren *Linden Dollar* einen ökonomischen Code technisch implementiert und vorgegeben, der die angeblich vollkommene Gestaltungsfreiheit der Nutzerinnen und Nutzer hintergründig beeinflusst. So wird die Plattform nicht nur mit der Möglichkeit assoziiert, Freunde zu finden, Träume auszuleben und Kommunikationsbeziehungen unterschiedlichster Art zu pflegen. Zugleich wirkt auch der Mythos, hier könne man sein Glück machen und viel Geld verdienen, wie die Deutsch-Chinesin Ailin Gräf, die mit ihrem Avatar Anshe Chung über eine Million reale US-Dollar als Land- und Immobilienhändlerin im *Second Life* verdient hat. Die marktförmige Rahmung der sozialen Austausch- und Kommunikationsbeziehungen wird somit durch die Suggestion völliger Gestaltungsfreiheit systematisch vernebelt und erscheint in der digitalen Simulation durch die Nutzer als frei gewählte, quasi-natürliche Beziehungsform.

4.3 Soziale Produktion – zur rechtlichen und digitalen Kopplung segmentierter Welten

Allerdings finden sich im Web 2.0 durchaus auch soziale Welten, die ihre Autonomie kraftvoll gegen die Dominanz kommerzieller Akteure behaupten. Sie re-

produzieren mit ihren *sozialen* Produktionsformen systematisch die Differenz zwischen einer kapitalistischen Markt- und einer kulturellen Gabenlogik, indem sie sich von proprietären Welten abgrenzen. Insbesondere im Bereich der Open-Source-Software und sozialen Peer-Produktion lässt sich dies beobachten. Bekannte Beispiele sind die Gegenüberstellungen der Betriebssysteme *Microsoft Windows* versus *Ubuntu-Linux* oder der Browser *Internet Explorer* versus *Firefox* sowie die Zusammenstellung des Weltwissens in der Online-Enzyklopädie *Wikipedia*. In diesen sozialen Welten wird durch *Creative-Commons*-Lizenzen oder die *GNU General Public License* rechtlich gesichert, dass Wissensgüter oder der Quellcode von Software als nicht oder nur begrenzt privat aneignungsfähiges Gut behandelt werden, das dann wie eine Gabe durch die digitalen Netze zirkuliert. Mit diesen Bewegungen für freie Software beziehungsweise offenen Quellcode tauchen die Argumente der alten Griechen wieder auf, wonach Wissen keinen Preis habe.¹² Das dominante Muster, mit dem der ins Grundsätzliche gewendete Widerspruch des kulturellen Kapitalismus hier bearbeitet wird, ist das der Segmentation, also der Reinhaltung der eigenen Ziele und Praktiken. Dieses Muster setzt sich bis in die Subwelten sozialer Produktion fort. So grenzen sich die anti-kapitalistischen Idealisten der *Free-Software-Foundation* (Richard Stallman) von einer pragmatischeren Haltung der Open-Source-Initiative (Eric S. Raymond) ab. Und einzelne Projekte sind latent vom *Code-Forking* bedroht, d.h. von der Zersplitterung eines Projekts in zwei oder mehr Entwicklungspfade (zum Beispiel gibt es eine große Zahl an Linux-Distributionen), was deshalb leicht fällt, weil der bis zu einem bestimmten Punkt entwickelte Code ja niemandem, also allen gehört.

Doch bleiben die segmentierten sozialen Welten über bestimmte, etwa technische oder rechtliche Mittler miteinander verkoppelt, so dass zum Wertschöpfungsregime des kulturellen Kapitalismus letztlich auch die soziale Produktion beiträgt. So stehen die kollaborativen Projekte nicht selten im Kontext ökonomischer Machtkämpfe, insofern sie die monopolistische Abschließung von digitalen Märkten verhindern, also den Markt für ihre eigenen Interessen offen halten wollen. Open-Source-Projekte zielen darauf ab, kommerziellen Marktführern – allen voran dem Erzfeind *Microsoft* – den Zusammenschluss der Vielen entgegen zu setzen, nicht zuletzt um deren Preisdiktat entgehen zu können. Hochbegabte Programmierer wie Richard Stallman, Linus Torvalds oder Eric S. Raymond entwickelten ein Gespür für die Folgen der Umwandlung ihrer programmierten Codes in Eigentumstitel einer Softwarefirma. Bei einem Unternehmenswechsel ihr Wissen beim Arbeitgeber belassen und von vorn beginnen zu müssen, empfand die Elite des digitalen Zeitalters als Einschränkung ihrer Marktchancen. Die lizenzrechtliche Absicherung der freien Zugänglichkeit des Codes beugt diesem Umstand vor. Nur musste ein Äquivalent für das Kapital der großen Unternehmen gefunden werden. Die freiwillige Kollaboration einer *Open-Source-Community*, die sich zudem in der Fehlerbereinigung als überlegen erwies, war die Lösung (vgl. Castells 2005, S. 53–63; Grassmuck 2002, S. 202–232), zumal wenn sich deren Motivation durch nicht-ökonomische Anreize wechselseitiger Anerkennung von selbst aufrecht erhalten würde.¹³ Wenngleich sich viele Beteiligte über das Bekenntnis zur Marktferne mit ihren Projekten identifizieren, gibt es doch auch Ansätze, die Gegensätze zu überbrücken, wie Kooperationen zwischen IBM und Open-Source-Entwicklern zeigen (vgl. Benkler 2006, S. 46).

Zum einen fungiert also die Konkurrenz, der Kampf um Marktanteile, als gemeinsamer Rahmen, wobei weniger dem Geldmedium in seiner Eigenschaft,

alles mit einem Preis zu versehen, sondern vor allem dem (Lizenz-)Recht als konstitutiver Bestandteil einer Eigentumsordnung die Rolle des *Mittlers* zukommt, der die getrennten Welten miteinander verknüpft. Zum anderen haben auch der digitale Code oder das Transferprotokoll des Internets solche vermittelnden Eigenschaften, insofern etwa *Dritte* die getrennten Welten der kommerziellen Markt- und der sozialen Gabenproduktion dadurch auf einer übergeordneten Ebene zusammenführen können. Der kulturelle Kapitalismus taucht somit als Charakteristikum des Web 2.0 insgesamt wieder auf, wenn das Internet durch einen Giganten wie Google in *einen* großen Informations- und Aufmerksamkeitmarkt verwandelt wird. Einerseits greift Google dabei scheinbar gar nicht in die Informationsproduktion ein, sondern setzt die Autonomie der verschiedenen sozialen Welten geradezu voraus und registriert nur, was im Netz ohnehin geschieht. Andererseits stellt das Unternehmen mit seiner Suchmaschine, die eine machtvolle Repräsentanz des Internets erschafft, dafür quasi eine Monopolstellung erlangt und dadurch letztlich auf die soziale und ökonomische Produktion auch strukturbildend zurückwirkt, die segmentierten Welten in einen vermittelnden Rahmen, auf dem es sein eigenes Geschäftsmodell aufbauen kann.

4.4 Tauschbörsen – zur Aushandlung sozio-ökonomischer Ordnungen im Web 2.0

Im Bereich der digitalen Tauschbörsen, die immer wieder zu Gerichtsprozessen, insbesondere mit der Musik- und Filmindustrie, Anlass geben, treten schließlich Aushandlungen am deutlichsten zutage. Mit dem Begriff der Internettauschbörsen können in einem weiten Sinne alle Plattformen bezeichnet werden, die Tauschpraktiken zwischen den Nutzerinnen und Nutzern organisieren, ohne auf das Geldmedium zurückzugreifen.¹⁴ Diese Definition berücksichtigt aber noch nicht die Besonderheiten des Tauschens von digitalen Gütern, die sich verlust- und weitgehend kostenfrei kopieren lassen, so dass Knappheit als zusätzliche Qualität erst erzeugt werden muss (z.B. durch technischen oder rechtlichen Kopierschutz). Der bekannteste Fall einer solchen *digitalen* Tauschbörse im engeren Sinne ist die 1999 eingeführte und nach drei Jahren und harten gerichtlichen Auseinandersetzungen um Urheberrechtsverletzungen wieder eingestellte Musiktaschbörse *Napster*. Es handelte sich dabei um eine Software, die es ermöglichte, Musikdateien im mp3-Format direkt zwischen Client-Computern, also *peer-to-peer* (p2p), zu tauschen.

Öffentliche Einschätzungen zu digitalen Musiktaschbörsen, die nach *Napster* keinesfalls verschwunden sind, sondern vielfältig differenziert und technisch weiter entwickelt wurden, schwanken zwischen der Feier der darin praktizierten Gabenlogik und der Kritik illegaler Piraterie (vgl. Litman 2003).¹⁵ Die Konflikte, die im Fall der sozialen Produktion noch durch Segmentation vermieden bzw. durch technische oder rechtliche Mittler umschifft werden konnten, treten hier offener zutage. Auf der einen Seite sind es subversive Angriffe auf die kapitalistische Eigentumsordnung, die zur Manifestation der Konflikte führen. Michel de Certeau zufolge scheint sich der Potlatch, eine agonale Form des Gabentausches, im System des westlichen Kapitalismus als

„Hinweis auf eine andere Ökonomie zu erhalten. Er überlebt in unserer Ökonomie, allerdings nur am Rande oder in ihren Zwischenräumen. Er entwickelt sich sogar, wie illegitim auch immer, im fortgeschrittenen Liberalismus. Aus diesem Grunde wird *auch* die Politik der ‚Gabe‘ zu einer Taktik der Umfunktionierung. Ebenso verwandelt sich der Verlust, der in einer Ökonomie der Gabe freiwillig war, in einer Ökonomie des Profits in Überschreitung: sie zeigt sich hier als Exzeß (Verschwendung), Protest (Ablehnung des Profits) oder Vergehen (Angriff auf das Eigentum)“ (1998, S. 74).

Auf der anderen Seite provozieren aber auch die kommerziellen Eingriffe in die Privatsphäre durch Datenhandel und -missbrauch Gegenreaktionen, die z.B. mehr informationelle Selbstbestimmung politisch einfordern.¹⁶ Die sozialen Welten des kulturellen Kapitalismus geraten also durchaus konflikthaft an- und koexistieren keineswegs nur friedlich miteinander.

Dabei bestätigt der Fall der digitalen Tauschbörsen auch sehr klar, dass solche Aushandlungsprozesse mit der Herausbildung von (politischen) *Arenen* einhergehen können, in denen Repräsentanten der im Konflikt stehenden sozialen Welten für den Erhalt oder die Veränderung der sozio-ökonomischen Ordnung kämpfen und streiten. In diesen Auseinandersetzungen werden ganz im Sinne der Aushandlungsthese sowohl die geltenden Eigentumsrechte und Kontrollkonzeptionen der Märkte als auch die kulturellen Gabenpraktiken reflexiv gebrochen und neu verhandelt. Keine Seite kann sich dauerhaft darauf berufen, quasi-natürliche Ordnungen oder anthropologische Konstanten zu repräsentieren, obgleich diese Ansprüche freilich als Mittel und Einsatz in der Konfliktaustragung von großer Bedeutung sind. In den „whirlpools“ der sozialen Arenen geraten sie gleichwohl über kurz oder lang unter Revisionsdruck.¹⁷ Nicht zufällig haben sich ausgehend vom prominenten schwedischen Fall als Gegenbewegung zur Kriminalisierung der digitalen Tauschpraktiken in großer Zahl so genannte *Piratenparteien* herausgebildet, die beachtliche Wahlerfolge verzeichnen und bereits einen Abgeordneten im Europaparlament stellen. Mit der Perspektive auf die Intersektionen sozialer Welten im kulturellen Kapitalismus des Web 2.0 lässt sich diese Konfliktdynamik instruktiv deuten: Werden die „Piraten“ vielfach als Single-Issue-Bewegung interpretiert, so erscheinen sie hier als durchaus bedeutsame politische Kraft, sofern sie lernen, sich als öffentliches Sprachrohr zur Aufdeckung und Artikulation jener strukturellen Widersprüche zu begreifen, die den kulturellen Kapitalismus als gesellschaftliche Konstellation der Gegenwart durchziehen und sich im Internet exemplarisch manifestieren.

5 Ausblick

An vier Phänomenbereichen des Web 2.0 – Social Net-Work, Prosumtion, Soziale Produktion und Tauschbörsen – hat der Beitrag zu explorieren versucht, inwiefern sich die von Anselm Strauss und seinen Schülerinnen und Schülern entwickelte Forschungsperspektive auf Prozessmuster der Segmentation, Intersektion und Aushandlung für die sozialen Welten des Internetzeitalters fruchtbar machen lässt. Im Vordergrund standen dabei Spannungen und potentielle Konflikte, die sich zwischen ökonomischen und sozialen Welten im kulturellen Kapitalismus entwickeln. Dass diese Welten im Web 2.0 verstärkt aufeinandertreffen und wechselwirken, ist nicht nur aufgrund der Wertschöpfungsprobleme

des Kapitalismus im Zeitalter der Wissensökonomie hoch plausibel, sondern konnte an allen vier Untersuchungsfeldern auch nachgewiesen werden. Welche evolutionäre Dynamik damit einhergeht, bleibt hier allerdings offen und erfordert weitere Forschung. Aufgezeigt werden konnte, dass sich sowohl homologe, fragmentarische, technisch verkoppelte als auch interaktiv ausgehandelte Strukturentwicklungen finden, so dass den entsprechenden theoriegeleiteten Thesen und Erklärungsansätzen für das Web 2.0 durchweg aufschließende Kraft zugesprochen werden kann. Sie leisten *komplementär* Beiträge für die Analyse und Rekonstruktion der im Internet sich abzeichnenden Prozessdynamiken sozialer Welten (s. zusammenfassend dazu Tab. 2).

Tab. 2: Empirische Evidenzen für die vier Theoriemodelle zum kulturellen Kapitalismus

Homologietheese: Orientierungen am Markterfolg und Tendenz zur Selbstvermarktung zeigen sich in digitalen Welten sozialen Netzwerks. Sie reichen von Social-Network-Sites (MySpace, Facebook, StudiVZ, Xing usw.) über Online-Communities unterschiedlichster „Parent-Worlds“ bis zu Partnervermittlungsagenturen. Die Gaben der Anerkennung und die Narrationen des Selbst zeigen hier deutliche Spuren einer „Ökonomie der symbolischen Güter“ (Bourdieu).	Fragmentierungstheese: Um die kulturelle Wertschöpfung ökonomisch zu integrieren, wird sie zugleich domestiziert und „frei“ gelassen. Web 2.0-Unternehmen erzeugen soziale Welten, „Kultur-Plantagen“ wie Meinungsplattformen, virtuelle Spiele und Communities (z.B. Second Life), die für „user-generated content“ sorgen. Dabei zählen nicht Personen oder Inhalte, sondern funktionale Beiträge (Aufmerksamkeit, Netzwerkeffekte, Mund-zu-Mund-Propaganda usw.).
Aushandlungstheese: Konflikte zeigen sich in subversiven Angriffen auf geltende Eigentumsordnungen in sozialen Welten digitaler (Gaben-)Tauschbörsen (de Certeau) oder als Abwehrprotest gegen staatliche/kommerzielle Übergriffe auf die Privatsphäre. Piratenparteien reflektieren die strukturellen Widersprüche im kulturellen Kapitalismus und versuchen, die Interessen dieser Welten in Arenen der Netzpolitik zur Sprache zu bringen (mit offenem Ausgang).	Kopplungstheese: Die Segmentationen sozialer Welten führen auch zur Entwicklung neuer Gegensätze von Markt- und Gabenreziprozität, u.a. durch neue Formen „sozialer Produktion“ (Wikipedia, Open-Source-, Free-Software-Bewegungen etc.). Die getrennten Welten von Kapitalismus und neuer „sozialer Ökonomie“ bleiben aber durch Lizenzrecht, technische Mittler, direkte Konkurrenz usw. verkoppelt und beeinflussen sich somit in ihrer Koevolution (z.B. Google).

Unbeantwortet bleibt damit aber noch die Frage, welcher dieser Dynamiken eine relative Dominanz für den sozialen Wandel im kulturellen Kapitalismus zugesprochen werden kann oder muss. In dieser Hinsicht erscheinen die vier Theoriemodelle nicht als komplementäre, sondern als *konkurrierende* Ansätze, die zu gänzlich unterschiedlichen Prognosen über die weitere Entwicklung im Web 2.0 bzw. im kulturellen Kapitalismus führen. Künftige Forschungen müssten an komplexen Fallbeispielen des Web 2.0 gründlicher und ausführlicher analysieren, in welchem Verhältnis Prozessdynamiken der Homologie, Fragmentierung, Kopplung und Aushandlung genau zueinander stehen. Dazu ist nicht zuletzt eine über Momentaufnahmen hinausgehende historische Forschungsperspektive erforderlich. Die hier entwickelte Heuristik könnte von einer solchen qualitativen Internetforschung zum Ausgangspunkt genommen, bearbeitet und überprüft werden. Viel mehr leistet sie vorerst nicht. Zur Frage, wohin sich der kulturelle Kapitalismus im Web 2.0 entwickeln wird, sei daher lediglich die Vermutung formuliert, dass der individualistische Habitus, kulturelle Fragmentierungstendenzen und neuen Kopplungsformen eine Allianz bilden, durch die Aushandlungsprozesse im und zum digitalen Kommunikationsraum marginalisiert werden. Der kulturelle Kapitalismus würde demnach seine strukturellen Widersprüche vor allem dadurch überbrücken, dass zusätzlich zu den ohnehin

weit fortgeschrittenen kulturellen Adaptionsprozessen an das Ökonomische (Homologien und Fragmentierungen) die Wirtschaft mehr und mehr in der Lage ist, technische Mittler strategisch so zu platzieren, dass die Funktionalisierung der Wertschöpfungsbeiträge der sozialen Welten diesen selbst nicht mehr als Einschränkung ihrer kulturellen Autonomie erscheint. Dann würde Autonomiebehauptung leicht mit Segmentierung und Pluralisierung verwechselt, wodurch eine Politisierung der Konflikte im kulturellen Kapitalismus schwer fiel. Aber vielleicht ist diese Einschätzung auch voreilig.

Anmerkungen

- 1 Für wertvolle Hinweise und Kritik an einer ersten Fassung dieses Textes bedanke ich mich vielmals bei Frank Kleemann, bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Theorie-Kolloquiums von Hartmut Rosa, insbesondere bei Henning Laux und Stephan Lorenz, sowie bei den Gutachtern dieser Zeitschrift.
- 2 Soziale Welten sind unterschiedlich skalierbar und über den Begriff der Subwelten in sich differenzierbar. Als Kollektivphänomene erfordern sie eine Mesoperspektive zwischen Handlungs-, Akteur- und Biografieforschung auf der einen und Gesellschaftsforschung auf der anderen Seite (vgl. Maines 1982). Damit unterscheiden sich soziale Welten vom Konzept der „kleinen Lebenswelten“ (Luckmann 1970), das auf die „Kreuzung sozialer Kreise“ (Simmel 1992, S. 456–511) beim modernen Individuum abhebt und damit weniger interaktionstheoretisch als vielmehr phänomenologisch argumentiert.
- 3 Darauf zielt sein Begriff des „processual ordering“ ab, der dazu auffordert, die Bedeutung von interaktiven Aushandlungen empirisch zu bestimmen, anstatt sie, wie Pierre Bourdieu (1998, S. 181) in seiner Kritik zu unterstellen scheint, theoretisch zu präjudizieren (vgl. dazu Strauss 1993, S. 257f. sowie Hildenbrand 2007, S. 542).
- 4 In Anlehnung an Becker (1976) bezeichnen Kling und Gerson (1978, S. 26) Welten, die sich um die Produktion und Distribution von Gütern und Diensten herum organisieren und damit von anderen Welten, etwa den Hobbywelten der Freizeittätigkeiten, unterscheiden, als „economically-oriented worlds“. Ihre Untersuchung ähnelt neueren Ansätzen in der Wirtschaftssoziologie, die auf den politischen Aushandlungscharakter von Märkten verweisen (vgl. Fligstein 1996), dabei die sozialen Welten der Anwender, Nutzer oder Konsumenten aber auszublenden neigen. Zur Nähe der Theorie sozialer Welten und Arenen zu anderen in der Wirtschaftssoziologie verbreiteten Modellen, etwa der neo-institutionalistischen Organisationstheorie oder verschiedener Netzwerktheorien (inklusive der Akteur-Netzwerk-Theorie), vgl. auch Clarke (1991, S. 120–128).
- 5 Betont Schütze (2002, S. 68f.) das hohe Maß an *Reflexivität*, das durch die Konflikthaftigkeit der Wissensdynamik in den Binnen- oder Außenarenen sozialer Welten produziert wird, darf auf der anderen Seite nicht übersehen werden, dass die Wissensbestände sozialer Welten auch auf Erfahrungsbildung und Habitualisierung beruhen, die mit der Routinisierung von Praktiken oder Kernaktivitäten einhergehen. Folglich bietet es sich an, die Analyse sozialer Welten methodisch mit der dokumentarischen Methode nach Bohnsack (2003) zu verknüpfen, die auf *konjunktive Erfahrungsräume* abzielt, die sich jenseits reflexiv artikulierbarer Selbstbeschreibungen der kollektiven Praxis als gemeinsame *Habitusstrukturen* dokumentieren.
- 6 Die „Situational Analysis“ von Adele Clarke (2005, S. 83–144) zielt darauf ab, von charakteristischen Situationen des Untersuchungsfalles ausgehend die Rolle von technischen Aktanten, stillen Akteuren und Diskurspositionen, die im Feld nicht vertreten werden, in die empirische Analyse sozialer Welten und Arenen einzubeziehen.
- 7 Produkte oder Dienstleistungen werden hier nicht etwa objektivierenden Vergleichstests unterzogen, wie dies von der Stiftung Warentest bekannt ist, sondern nach erfolgter positiver Kaufentscheidung von ihren Käufern subjektiv beschrieben und bewertet. Insgesamt ist das Spektrum produktbezogenen Meinungs Austausches im In-

- ternet aber recht groß. So können auch ganze Branchen unter Druck gesetzt werden, etwa wenn die Urlaubslügen der Hotelbetreiber in Prospekten der Tourismusindustrie durch Bewertungsportale schnell und wirksam entlarvt werden. Sind Shopping- bzw. Preisvergleichsplattformen oft so eingerichtet, dass affirmative Haltungen überwiegen, entwickeln sich in manchen Foren Laien zu Experten, in anderen geht es wiederum eher ideologisch zu (Utopia.de, Brand-Communities).
- 8 Die Verbraucherplattform Ciao.de kombiniert dabei „strong“ und „weak ties“ auf spezifische Weise, indem sie die Verbraucherschaft aufteilt in eine vergleichsweise kleine Online-Community von eingetragenen Mitgliedern und einen großen Rest an solchen Verbraucherinnen und Verbrauchern, die das Portal nutzen, um Preise zu vergleichen und „unabhängige“ Produktinformationen einzuholen, ohne sich auf der Seite selbst anzumelden und aktiv an der Meinungsbildung zu partizipieren. Die soziale Welt der Verbraucher ist also durch eine Repräsentations-, nicht aber Kommunikationsbeziehung zwischen Community und umfassender Verbraucherschaft charakterisiert. Das Vertrauen der Käufer kommt mithin dadurch zustande, dass eine Subwelt der sozialen Welt der Verbraucher durch die Form ihres zwar internen, aber öffentlich einsehbaren Meinungsaustauschs Vertrauenswürdigkeit performativ erzeugt.
 - 9 Die Gabenbeziehung darf nicht nur nicht mit dem Markt verwechselt werden, dem sie weder als archaische Frühform vorausgeht noch als Alternativökonomie gegenübersteht. Sie ist auch kein moralisches Phänomen, jedenfalls nicht in ihrer ursprünglichen, zeremoniellen Form, obgleich sie in der Moderne in einer privaten Haltung moralischen Verzichts und moralischer Großzügigkeit fortlebt (vgl. Hénaff 2009, S. 170–180). „Der Gabentausch ist ein zeremonielles Duell, bei dem autonome Menschen einander gegenüber treten, die sich zusammenschließen möchten, ohne ihre Freiheit einzubüßen“ (Hénaff 2009, S. 216). Gerade weil es sich bei Markt und Gabe um zwei ganz unterschiedliche, getrennte Ordnungen und Logiken handelt, können sie aber auch auf vielfältige Weise koexistieren und haben so mit dem gesellschaftlichen Wandel wechselnde Konfigurationen ihrer Verbindung hervorgebracht. „Auf diesen Unterschied hinzuweisen war nötig, bevor wir uns ansehen, auf welche Weise sich diese beiden Verfahren manchmal verbinden, überschneiden oder verschränken, ohne deshalb miteinander zu verschmelzen“ (Hénaff 2009, S. 472). Die Objekte des Tausches, die Waren, die Gaben und letztlich auch das Geld selbst, können in ihrem „sozialen Leben“ zwischen den Zirkulationssphären wechseln (vgl. Appadurai 1986), und dennoch bleiben diese in ihrer Logik getrennt und eigensinnig. Aufgelöst wird die Grenze zwischen den beiden Welten, ihren Arten des Tauschs und Formen der Reziprozität, erst, wenn es nicht mehr möglich ist, zwischen einer Beziehung, die persönliche Bindungen schafft, und Praktiken des Marktes zu unterscheiden (vgl. Lamla 2010b).
 - 10 *StudiVZ* wurde 2005 mit 5.000 Euro Startguthaben von zwei Privatpersonen gegründet und 2007 für ca. 100 bis 150 Millionen Euro von der Holtzbrinck-Verlagsgruppe gekauft. Für *MySpace* (2003 von Tom Anderson gegründet) hat Rupert Murdoch 2005 580 Millionen US-Dollar bezahlt. Getoppt wird dies von der Seite *YouTube*, die der Suchmaschinenbetreiber *Google* 2006 für umgerechnet 1,31 Milliarden Euro (in Aktien) gekauft hat.
 - 11 Auf Websites, die der Partnersuche dienen, wird diese Paradoxie noch gesteigert, insofern es hier einerseits wirklich um die Pflege intimer Beziehungen geht, andererseits die Praktiken der Profilbildung und Kommunikation umso mehr an Marktstandards ausgerichtet werden (vgl. Illouz 2006, S. 113–168).
 - 12 Marcel Hénaff bezieht sich in seiner Untersuchung über die Gabe, das Geld und die Philosophie auf die entschiedene Ablehnung des „Handels mit Wissen“ bei Platon und Aristoteles. Beide behaupten gegenüber den Sophisten, dass Wahrheit keinen Preis habe und auch nicht haben könne. „Man nimmt an, daß die Tätigkeiten und Hervorbringungen des Geistes zu einem anderen Typ des Austauschs als der Markt gehören; sie unterstehen dem so genannten symbolischen Austausch, der nicht – wie die Anthropologie uns lehrt – danach trachtet, Güter zu erwerben oder anzuhäufen, sondern mit ihrer Hilfe zwischen Personen oder Gruppen Bande der Anerkennung zu knüpfen. Kurz, es handelt sich um die Beziehung von Gabe und Gegengabe“ (Hénaff 2009, S. 36). Allerdings kann sich diese Position der antiken Philosophen nicht durchhalten, und am Ende gilt auch ihre Tätigkeit als normaler Beruf. Das weist auf die Fähigkeit

des Marktes hin, die unterschiedlichsten Güter bewerten und dadurch alles in seinen Bann ziehen zu können. Aber auch wenn das Wissen zur Ware wird, gilt dies doch nicht für die Beziehung der Anerkennung selbst, da die Stärke des Geldes, das der Logik des Marktes zum Durchbruch verhilft, gerade darin besteht, den Austausch von *persönlichen* Bindungen und Verpflichtungen zu befreien. Die Differenz zwischen Ökonomie und Anerkennung bleibt also bestehen, auch wenn mit dem Übergang zur Moderne der über Preise geregelte Warentausch immer größere Kreise zieht.

- 13 Denn die Suche nach Anerkennung spielt als Motiv eine wichtige Rolle, sich in der Open-Source-Community zu engagieren und ein Stück Code zu programmieren, Artikel zu verfassen, zu übersetzen oder Korrektur zu lesen, einen Straßenzug für das *Open-Street-Map*-Projekt mit dem eigenen GPS-Handy zu kartographieren oder sogar koordinierende Funktionen in einem Projekt zu übernehmen. „Open Source ermöglicht es, der Welt zu zeigen, wie kreativ man tatsächlich ist. Es ist, als ob man sein bestes Werk in der nationalen Kunstgalerie ausstellt, anstatt es im Keller wegzuschließen“ (Weber zit. n. Arvidsson 2009, S. 171). Und zusammenfassend schreibt Arvidsson: „Man beteiligt sich an Prozessen sozialer Produktion, weil man sich nach sinnhaften sozialen Bindungen mit Anderen – oder um einen klassischen Begriff zu benutzen: *Philia* – sehnt“ (2009, S. 171).
- 14 So gibt es im Internet Tauschplätze für Bücher, Spiele und vieles mehr, die zum Teil Spezialwährungen verwenden – etwa die Seite *tauschticket.de* – oder auf ein Äquivalenzmaß ganz verzichten, wie die Seite *CouchSurfing.org*, die als globales Gastfreundschaftsnetzwerk Reisenden Privatunterkünfte und andere Dienste (z.B. Stadtführungen) vermittelt.
- 15 Wobei im *Napster*-Zeitalter zwar noch Personen (oder *Personal Computer*) die Inhalte ihrer Festplattenlaufwerke füreinander freigegeben haben. Der Vergleich mit Gabenpraktiken unter Freunden, Verwandten und Bekannten aus dem Zeitalter der Kompaktkassette erschien jedoch auch hier schon weit hergeholt. Die digitalen Tauschpraktiken sind so weit anonymisiert, dass von einer an persönliche Beziehungen geknüpften Gabe kaum die Rede sein kann. Damit die Nutzer nicht mehr rechtlich zur Verantwortung gezogen werden können, wurde im Übergang zu Tauschsystemen wie *BitTorrent* auch noch dieser personale Rest getilgt. Sie ermöglichen es, Musikstücke (oder Filme und andere digitale Güter) über ein eigenes Transferprotokoll als kostenlose Datenpakete zu beziehen, die aus vielen Quellen zusammengesetzt sind, so dass die Tauschpartner gar nicht mehr identifizierbar sind.
- 16 So gab es öffentliche (aber letztlich allenfalls geringfügig erfolgreiche) Proteste von Mitgliedern des StudiVZ-Netzwerks, als das Unternehmen Holtzbrinck Ende 2007 zu Praktiken kommerzieller Datenauswertung überging, um personenbezogene Werbung auf der Plattform zu platzieren. Die öffentliche Austrittsdrohung der Bundesverbraucherministerin Ilse Aigner im Frühjahr 2010 gegenüber den Betreibern von Facebook, als diese ebenfalls die Verwendung und Verwertung der privaten Daten ausweiten wollten, ist ein weiteres Beispiel.
- 17 In der neueren wissenschaftlichen Diskussion um den Gabentausch (vgl. Papilloud 2006; Adloff/ Mau 2005) spielt die Frage eine wichtige Rolle, ob es sich bei dieser Form der Reziprozität um ein *modernes* Konstrukt handeln könnte, das in die früheren, archaischen Gesellschaften zurückprojiziert wird, um die Existenz einer nicht-utilitaristischen Sozialität als *ursprünglich* behaupten zu können. Ist dieser Anspruch erst dekonstruiert, erscheinen die zahlreichen Tauschbörsen im Web 2.0 nicht mehr länger als das ganz Andere der Marktwirtschaft, sondern als offene Experimente zu der Frage, wie sich geltende Marktregeln im kulturellen Kapitalismus zurückweisen und andere Ökonomien noch möglich machen lassen. Im Musikbereich entwickeln sich beispielsweise als Konsequenz dieser Aushandlungsprozesse die unterschiedlichsten Ordnungsmodelle, um die Konflikte zwischen den sozialen Welten zu überwinden, angefangen bei legalen Download-Shops wie *iTunes* oder *Napster 2.0* oder legalen Tauschplätzen wie *Jamendo*, auf denen Künstler ihre Musik unter *Creative Commons*-Lizenzen frei abgeben, bis hin zu Seiten, deren Nutzer streams zur Verfügung stellen, um gemeinsam Musik zu komponieren.

Literatur

- Adloff, F./Mau, S. (Hrsg.) (2005): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./New York.
- Arvidsson, A. (2009): Kunden als Koproduzenten, soziale Produktion und die ethische Ökonomie. In: Bieber, Ch./Eifert, M./Groß, Th./Lamla, J. (Hrsg.): Soziale Netze in der digitalen Welt. Das Internet zwischen egalitärer Teilhabe und ökonomischer Macht. Frankfurt a.M./New York, S. 161–177.
- Bakardjieva, M. (2005): Internet society. The Internet in everyday life. London.
- Baumann, Z. (2003): Flüchtige Moderne. Frankfurt a.M.
- Becker, H. S. (1976): Art Worlds and Social Types. In: American Behavioral Scientist, 19. Jg., H. 6, S. 703–718.
- Beckert, J./Diaz-Bone, R./Ganßmann, H. (Hrsg.) (2007): Märkte als soziale Strukturen. Frankfurt a.M./New York.
- Beer, D./Burrows, R. (2010): Consumption, Prosumption and Participatory Web Cultures: An introduction. In: Journal of Consumer Culture, 10. Jg., H. 1, S. 3–12.
- Benkler, Y. (2006): The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom. New Haven/London.
- Bohnsack, R. (2003): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 5. Aufl. Opladen.
- Boltanski, L./Chiapello, È. (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz.
- Bourdieu, P. (1998): Das ökonomische Feld. In: Bourdieu, P.: Der Einzige und sein Eigenheim. Hamburg, S. 162–204.
- Bourdieu, P. (2005): Die Ökonomie der symbolischen Güter. In: Adloff, F./Mau, S. (Hrsg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a.M./New York, S. 139–155.
- Caillé, A. (2008): Anthropologie der Gabe. Frankfurt a.M./New York.
- Callon, M. (Hrsg.) (1998): The laws of the markets. Oxford.
- Campbell, C. (1988): The Romantic Ethic and the Spirit of Modern Consumerism. Oxford.
- Castells, M. (2005): Die Internet-Galaxie. Internet, Wirtschaft und Gesellschaft. Wiesbaden.
- Certeau, M. de (1988): Kunst des Handelns. Berlin.
- Clarke, A. E. (1991). Social Worlds/Arenas Theory as Organizational Theory. In: Maines, D. (Hrsg.): Social Organization and Social Process. New York, S. 119–158.
- Clarke, A. E. (2005): Situational analysis. Grounded theory after the postmodern turn. Thousand Oaks.
- Dallwitz-Wegner, D. (2005): Verbraucherportale und Online-Access-Pools am Beispiel Ciao AG. In: Welker, M./Werner, A./Scholz, J. (Hrsg.): Online-Research. Markt- und Sozialforschung mit dem Internet. Heidelberg.
- Fligstein, N. (1996): Markets as politics: A political-cultural approach to market institutions. In: American Sociological Review, 61. Jg., H. 4, S. 656–673.
- Friebe, H./Lobo, S. (2006): Wir nennen es Arbeit. Die digitale Bohème oder: Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung. München.
- Fujimura, J. H. (1991): On Methods, Ontologies, and Representation in the Sociology of Science. Where do We Stand? In: Maines, D. R. (Hrsg.): Social organization and social process. Essays in Honor of Anselm Strauss. New York, S. 207–248.
- Granovetter, M. (2000): Ökonomisches Handeln und soziale Struktur: Das Problem der Einbettung. In: Müller, H.-P./Sigmund, S. (Hrsg.): Zeitgenössische amerikanische Soziologie. Opladen, S. 175–207.
- Grassmuck, V. (2002): Freie Software. Zwischen Privat- und Gemeineigentum. Bonn.
- Habermas, J. (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt a.M.
- Haug, W. F. (2009): Kritik der Warenästhetik. Gefolgt von Warenästhetik im High-Tech-Kapitalismus. Frankfurt a.M.

- Hénaff, M. (2009): *Der Preis der Wahrheit. Gabe, Geld und Philosophie*. Frankfurt a.M.
- Henning-Thurau, Th./Walsh, G. (2004): Electronic Word-of-Mouth: Motives for and Consequences of Reading Customer Articulations on the Internet. In: *International Journal of Electronic Commerce*, 8. Jg., H. 2, S. 51–74.
- Hildenbrand, B. (2007): Mediating Structure and Interaction in Grounded Theory. In: Bryant, A./Charmaz, K. (Hrsg.): *The SAGE handbook of grounded theory*. Los Angeles, S. 539–564.
- Hochschild, A. R. (2003): *The commercialization of intimate life. Notes from home and work*. Berkeley.
- Hutton, W./Giddens, A. (Hrsg.) (2001): *Die Zukunft des globalen Kapitalismus*. Frankfurt a.M./New York.
- Illouz, E. (2006): *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus*. Frankfurt a.M.
- Kling, R./Gerson E. M. (1977): The Social Dynamics of Technical Change in the Computing World. In: *Symbolic Interaction*, 1. Jg., S. 132–146.
- Kling, R./Gerson, E. M. (1978): Patterns of Segmentation and Intersection in the Computing World. In: *Symbolic Interaction*, 2. Jg., S. 24–43.
- Lamla, J. (2008): Markt-Vergemeinschaftung im Internet. Das Fallbeispiel einer Shopping- und Meinungsplattform. In: Hitzler, R. (Hrsg.): *Posttraditionale Gemeinschaften. Theoretische und ethnografische Erkundungen*. Wiesbaden, S. 170–185.
- Lamla, J. (2010a): *Wirtschaftssoziologie*. In: Kneer, G./Schroer, M. (Hrsg.): *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden, S. 663–684.
- Lamla, J. (2010b): Zonen der Ununterscheidbarkeit. Ökonomie und Anerkennung im digitalen Zeitalter. In: Neckel, S. (Hrsg.): *Kapitalistischer Realismus. Von der Kunstaktion zur Gesellschaftskritik*. Frankfurt a.M./New York, S. 256–278.
- Lamla, J./Böttcher, Th. (2008): „Social Net“-Work. Freundschaft als digitale Werbefläche. In: *polar. Zeitschrift für politische Philosophie und Kultur*, H. 5, S. 32–37.
- Latour, B. (2006): Über technische Vermittlung. In: Belliger, A./Krieger, D. J. (Hrsg.): *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld, S. 483–528.
- Latour, B. (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt a.M.
- Latour, B. (2008): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Litman, J. (2003): *Sharing and Stealing*. <http://ssrn.com/abstract=472141> or doi:10.2139/ssrn.472141 (31.3.2010).
- Luckmann, B. (1970): The Small Life-Worlds of Modern Man. In: *Social Research*, 37. Jg., H. 4, S. 580–596.
- Luhmann, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bde. Frankfurt a.M.
- Maines, D. R. (1982): In Search of Mesostructure. *Studies in the Negotiated Order*. In: *Urban Life*, 11. Jg., H. 3, S. 267–279.
- Mauss, M. (1968): *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.
- Papilloud, Ch. (2006): MAUSS: Mouvement Anti-Utilitariste dans les Sciences Sociales. In: Moebius, S./Quadflieg, D. (Hrsg.): *Kultur: Theorien der Gegenwart*. Wiesbaden, S. 267–281.
- Ram, U. (2005): „Don’t drink stupid, drink committed“. Die Verwässerung des Engagements. In: *Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen*, 18. Jg., H. 4, S. 53–64.
- Reckwitz, A. (2006): *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist.
- Reichert, R. (2008): *Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0*. Bielefeld.
- Reichwald, R./Piller, F. (2006): *Interaktive Wertschöpfung. Open Innovation, Individualisierung und neue Formen der Arbeitsteilung*. Wiesbaden.
- Ricoeur, P. (2006): *Wege der Anerkennung. Erkennen, Wiedererkennen, Anerkanntsein*. Frankfurt a.M.

- Riesman, D./Denney, R./Glazer, N. (1956): *Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters*. Darmstadt.
- Rifkin, J. (2002): *Access. Das Verschwinden des Eigentums. Warum wir weniger besitzen und mehr ausgeben werden*. Frankfurt a.M.
- Ritzer, G./Jurgenson, N. (2010): Production, Consumption, Prosumption. The nature of capitalism in the age of the digital 'prosumer'. In: *Journal of Consumer Culture*, 10. Jg., H. 1, S. 13–36.
- Schütze, F. (2002): Das Konzept der sozialen Welt im symbolischen Interaktionismus und die Wissensorganisation in modernen Komplexgesellschaften. In: Keim, I./Kallmeyer, W. (Hrsg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile*. Tübingen, S. 57–83.
- Shibutani, T. (1955): Reference Groups as Perspectives. In: *American Journal of Sociology*, 60. Jg., H. 6, S. 562–569.
- Simmel, G. (1992): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt a.M.
- Star, S. L. (Hrsg.) (1995): *Ecologies of knowledge. Work and politics in science and technology*. Albany, NY.
- Strauss, A. L. (1978a): *Negotiations. Varieties, Contexts, Processes and Social Order*. San Francisco.
- Strauss, A. L. (1978b): A social world perspective. In: *Studies in Symbolic Interaction*, 1. Jg., S. 119–128.
- Strauss, A. L. (1982): Social worlds and legitimation processes. In: *Studies in Symbolic Interaction*, 4. Jg., S. 171–190.
- Strauss, A. L. (1984): Social Worlds and their segmentation processes. In: *Studies in Symbolic Interaction*, 5. Jg., S. 123–139.
- Strauss, A. L. (1993): *Continual permutations of action*. Hawthorne, NY.
- Strübing, J. (2007): *Anselm Strauss*. Konstanz.
- Toffler, Alvin (1980): *Die dritte Welle*. München.
- Turkle, Sh. (1999): *Leben im Netz. Identität im Zeitalter des Internet*. Reinbek.
- Voß, G. G./Rieder, K. (2005): *Der arbeitende Kunde. Wenn Konsumenten zu unbezahlten Mitarbeitern werden*. Frankfurt a.M./New York.
- Weber, M. (1996): *Die protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus*, 2. Aufl. Weinheim.
- Weber, S. (2004): *The success of open source*. Cambridge.

Frank Kleemann

Ökonomisierung der Internetnutzung? Zur Analyse der Einbindung von Konsumenten in betriebliche Wertschöpfungsprozesse im Web 2.0¹

Economization of Internet use? On analyzing the involvement of users in corporate value creation processes in Web 2.0

Abstract:

Interaktive Internet-Anwendungen („Web 2.0“) eröffnen neue Möglichkeiten zur gemeinsamen, „sozialen“ Produktion von wissensbasierten immateriellen Produkten durch Internetnutzer. Diese Potenziale werden zunehmend auch von kommerziellen Anwendern genutzt, um die Leistungen von Usern in betriebliche Prozesse einzubinden. Der vorliegende Beitrag entwickelt in Auseinandersetzung mit dem, auf Selbstbedienungskontexte bezogenen Konzept des „Arbeitenden Kunden“ einen Analyserahmen, um solche Formen der „Konsumentenarbeit“ auf der Grundlage von Web-2.0-Plattformen zu erfassen, zeigt offene Forschungsfragen auf und diskutiert, welche Methoden zur Erfassung des Phänomens gegenstandsangemessen sind.

Schlagworte: interaktives Internet / Web 2.0, Internetnutzung, soziale Produktion, Konsumentenarbeit

Abstract:

Interactive internet applications („web 2.0“) open up new opportunities for collaborative “social” production of knowledge-based, immaterial products by internet users. Profit organizations are also taking advantage of these opportunities in order to integrate the activities of internet users in commercial production process. This paper develops an analytical framework for understanding such forms of “consumer work” facilitated by web 2.0 applications. It refers to the concept of the “working customer,” which was designed to analyse self-service contexts. The paper concludes with a discussion of open research questions and reflections on methods needed to better conceptualize the various aspects of web-2.0 commercialization.

Keywords: interactive internet / web 2.0, internet usage, social production, consumer work

1 Einleitung

Ist vom Web 2.0 die Rede, dann werden momentan vor allem dessen sozial produktive Potenziale betont. Sinnbildlich hierfür wird häufig etwa auf die Online-Enzyklopädie Wikipedia verwiesen (vgl. Pentzold 2007; Stegbauer 2009; für dessen Funktionsweise s.a. Ayers/Matthews/Yates 2008): Eine Vielzahl von In-

ternetnutzern hat hier gemeinsam und unentgeltlich ein allen zugängliches öffentliches Gut geschaffen.

Technische Grundlage für solche kollektiven Projekte sozialer Produktion sind neue Softwaretechnologien, die insbesondere die nutzerbasierte Erstellung von Inhalten, umfangreiche Interaktions- und Vernetzungsmöglichkeiten sowie leichte Bedienbarkeit und in ihrem Zusammenwirken eine interaktive und kollaborative Internet-Nutzung auch für Internet-Laien ermöglichen (vgl. als Überblick: Alby 2008; Ebersbach/Glaser/Weigl 2008; Münker 2009; Stegbauer/Jäckel 2008).

In Debatten zum Web 2.0 werden zum einen die emanzipatorischen Aspekte des „Mitmach-Web“ in Kontexten der „social production“ bzw. „commons-based peer production“ (Benkler 2006) betont: Eine Vielzahl von Nutzern beteiligt sich an der Produktion von Gütern und Informationsdienstleistungen, die zur öffentlichen Nutzung freigegeben werden. Zum anderen wird auf die „wisdom of crowds“ (Surowiecki 2005) verwiesen: Im Vergleich zu einzelnen „Experten“ erbringe eine Menge einzelner Nutzer auf der technischen Grundlage des Internet in gemeinsamer Zusammenarbeit qualitativ höherwertige Produkte bzw. Leistungen. Und durch die schiere Menge der Beteiligten könnten neu- bzw. andersartige Produkte bzw. Leistungen erstellt werden. Da auf diese Weise öffentlich zugängliche und nutzbare Produkte generiert werden, bewirke dies zugleich eine Demokratisierung von Prozessen der Wissenserzeugung und der Hervorbringung von Informationen.

Übergreifendes normatives Ziel dieser Projekte ist eine Demokratisierung sowohl der Erstellung von wissensbasierten immateriellen Produkten als auch des Zugriffs darauf. Betont wird, welche gesteigerten Möglichkeiten zur schnellen wechselseitigen Information über so gut wie alle Lebensbereiche die neue Generation des Internet bietet – von der Lösung technischer Probleme über Gesundheitsfragen bis hin zur Politik oder zum Preis- und Qualitätsvergleich kommerzieller Produkte.

Implizite Prämisse jener, die das Modell sozialer Produktion im Sinne eines normativen Leitbildes zum Teil emphatisch propagieren, ist, dass die „Crowd“ selbstorganisiert, deliberativ und unbeeinflusst handelt. Mögliche Kanalisierungen des Handelns der sich beteiligenden Nutzer durch externe Kollektivakteure bzw. Institutionen werden dagegen kaum fokussiert.

Die optimistische Einschätzung von Web-2.0-Anwendungen in der Literatur erstreckt sich nicht allein auf von Usern selbstorganisierte Kontexte, sondern wird auch auf kommerzielle Web 2.0-Anwendungen bezogen. Diese entwickeln sich gewissermaßen im Windschatten von Projekten sozialer Produktion. Internet-Nutzer werden hier von Unternehmen auf freiwilliger Basis punktuell in betriebliche Prozesse eingebunden. Das Leitbild einer „demokratisierten“ Entwicklung kommerzieller Produkte durch Öffnung unternehmerischer Innovationsprozesse für Konsumenten wird dezidiert im Konzept der „Open Innovation“ (Chesbrough 2006, 2007; Chesbrough et al. 2007; Drossou et al. 2006; von Hippel 2005; Reichwald et al. 2007; Reichwald/Piller 2006) ausformuliert. Betriebe animieren dabei ihre Kunden bzw. potenziell alle Nutzer ihres Internetangebots zur Beteiligung an betrieblich vorgegebenen Projekten kollaborativer Produktion. Mit der Aufforderung zur Partizipation an Unternehmensangeboten bzw. zur Bearbeitung von betrieblichen Aufgaben sollen Interessierte als „Wertschöpfungspartner“ und „Teil der Wertschöpfungskette“ (Reichwald/Piller 2006) ökonomisch gewonnen werden.

Inzwischen nutzen viele privatwirtschaftliche Unternehmen (und auch einige öffentliche Organisationen) Web-2.0-Anwendungen, um produktive betriebliche Funktionen auf Konsumenten bzw. Internet-Nutzer zu übertragen und somit gewissermaßen auszulagern (für ein ausführliches Beispiel s.u. Abschn. 2).

Derzeit zentrales Anwendungsfeld sind Formen des „Crowdsourcing“ (vgl. Kleemann/Rieder/Voß 2009; Kleemann/Voß/Rieder 2008 a,b; Papsdorf 2009) – ein von Jeff Howe (2006, 2008) geprägtes Kofferwort, das die Wörter „crowd“ und „outsourcing“ zusammenführt. Es bezeichnet die von Betrieben in Form eines (internet-)öffentlichen Aufrufs aktiv betriebene Auslagerung (outsourcing) von Gestaltungs- bzw. Entwicklungsfunktionen an eine Masse (crowd) von freiwillig partizipierenden Nutzern (vgl. Papsdorf 2009: 69f. für eine umfassendere Definition). Grundlegend für Crowdsourcing-Anwendungen ist, dass das Unternehmen Leistungen, die üblicherweise von Erwerbstätigen gegen Entgelt geleistet würden, an eine undefinierte Menge von Internet-Usern verlagert.

Erste Systematisierungen des Gegenstandsbereichs liegen vor. Papsdorf (2009, S. 52–68) unterscheidet beim Crowdsourcing fünf Modi der Einbindung der Leistungen von Konsumenten:

1. den offenen Ideenwettbewerb, bei dem ein öffentlicher Aufruf durch das Unternehmen an potenziell alle Internet-Nutzer erfolgt, sich an der Bearbeitung einer vorgegebenen Fragestellung zu beteiligen;²
2. den ergebnisorientierten virtuellen Microjob, bei dem ein Unternehmen Nutzern eine klar definierte Aufgabe mit klarer Zielstellung zur Erledigung anbietet mit einer Prämie für denjenigen, der zuerst eine Lösung liefert;³
3. die userdesignbasierte Massenfertigung, bei der User Designs für „Rohlinge“ bspw. von T-Shirts, Tapeten oder Aufklebern entwerfen, die vom Unternehmen zum Kauf angeboten werden;⁴
4. die auf Userkollaboration basierende Ideenplattform, auf denen User (Geschäfts- und Produkt-)Ideen vorstellen, wechselseitig kommentieren und weiterentwickeln⁵; sowie
5. die indirekte Vernutzung von Inhalten, die von Usern produziert werden, etwa zum Zweck, die Popularität der eigenen Homepage zu erhöhen oder durch die Erzeugung von Traffic eine Webseite zum Träger kommerzieller Werbung zu machen.⁶

Eine weitere bedeutsame Form der Nutzung von Konsumentenarbeit im Web 2.0 sind E-Commerce-Marktplätze (vgl. Kleemann/Voß/Rieder 2008a, S. 15–18; Papsdorf 2009, S. 74f.) auf der Grundlage internetbasierter Unternehmensplattformen, seien es Verkaufsportale wie eBay⁷, Online-Tauschbörsen wie KaZaA⁸, Internet-Partnervermittlungen wie parship.de⁹ oder Marktplätze für „Microjobs“ wie der Mechanical Turk von Amazon¹⁰. Die Leistung des Betreibers erstreckt sich auf eine Vermittlungs- bzw. Maklerfunktion durch Bereitstellung einer Benutzeroberfläche im Internet sowie auf ergänzende Regulierungen des Zugangs, der juristischen Nutzungsbedingungen und der technischen Abläufe. Die eigentliche Leistung, den Tausch oder Verkauf, erbringen die Nutzer in wechselseitiger Kooperation selbst (Peer-to-Peer-Kooperation, „mE-commerce“). Der betriebliche Erfolg ist wie beim Crowdsourcing davon abhängig, eine hinreichende Masse von Anwendern für die Plattform zu gewinnen.

Solche über das Web 2.0 vermittelten Prozesse der Einbindung von Konsumenten in betriebliche Produktionsprozesse sollen im Folgenden genauer beleuchtet werden – allerdings nicht primär unter Gesichtspunkten einer „Demo-

kratisierung“ des Konsums. Vielmehr soll eine gegenläufige Perspektive entwickelt werden, in der die Beiträge der Konsumenten als von Betrieben abgerufene, produktive Leistungen – und damit als eine *Arbeit* eigener Art, die nachfolgend mit dem Begriff „Konsumentenarbeit“ bezeichnet wird – analysiert werden können. In diesem Zusammenhang werden zugleich gegenstandsangemessene Methoden der empirischen Analyse des Phänomens Konsumentenarbeit im Web 2.0 aufgezeigt.

In Abschnitt 2 wird zur Veranschaulichung zunächst als konkretes Anwendungsbeispiel von Crowdsourcing der „Dell IdeaStorm“ vorangestellt. Auf dieser Grundlage wird deutlich, dass die betriebliche Einbindung von Leistungen der Teilnehmer sich grundlegend mit dem in Abschnitt 3 dargestellten Analysekonzept des „Arbeitenden Kunden“ erfassen lässt, das mit Blick auf offline- und online-Phänomene der Selbstbedienung sozusagen „diesseits“ des Web 2.0 entwickelt wurde. Zugleich offenbart das Anwendungsbeispiel, wie in Abschnitt 4 aufgezeigt wird, bei genauerer Betrachtung systematische Differenzen zwischen Web-2.0- und Selbstbedienungs-Anwendungen der Konsumentenarbeit. Um Phänomene der Konsumentenarbeit im Web 2.0 adäquat zu erfassen, sind daher Spezifikationen und Modifikationen des analytischen Rahmens erforderlich, die in Abschnitt 5 zusammen mit konkreten Forschungsfragen für das noch wenig erschlossene Feld der Konsumentenarbeit im Web 2.0 aufgezeigt werden. Auf dieser Grundlage wird in Abschnitt 6 abschließend ein dem Gegenstand angemessenes methodisches Vorgehen skizziert.

2 Illustration: Crowdsourcing bei „Dell IdeaStorm“

Der „IdeaStorm“ (<http://www.ideastorm.com>) ist – als ein Element einer ganzen Palette von „Dell Community“-Plattformen – eine vom Computerhersteller Dell initiierte englischsprachige Internet-Plattform, auf der Verbesserungsvorschläge zu Dell-Produkten einschließlich darauf bezogener Aspekte wie Marketing und Distribution gesammelt werden (vgl. Papsdorf 2009, S. 39–41 für eine Darstellung der Funktionsweise aus Anwendersicht). Die Vorschläge und Kommentare sind öffentlich einsehbar; wenn man sich per User-Name, E-Mail-Adresse und Passwort unter Anerkennung der „Terms of Service and Guiding Principles“ (also der „Allgemeinen Geschäftsbedingungen“) als Mitglied der Community registriert und einloggt, kann man auch eigene Vorschläge einstellen, ein Votum für oder wider einen Vorschlag abgeben oder Kommentare zu einzelnen Vorschlägen abgeben (die dann ebenfalls publiziert werden). Jedem User-Name wird ein „profile“ zugeordnet, in dem zum einen die Zahl der eingebrachten Ideen und der darauf bezogenen Positiv- und Negativ-Voten und Kommentare anderer Community-Mitglieder und zum anderen die Zahl der selbst abgegebenen Voten und Kommentare verzeichnet sind. Per Klick im Nutzer-Profil ist außerdem eine Liste der eigenen Ideen und Kommentare sowie der Ideen Anderer abrufbar, zu denen der User ein Votum abgegeben hat. Die Vorschläge und ihre Bewertungen durch die Community werden von Dell laufend auf ihre Praktikabilität hin geprüft. Bislang wurden knapp 400 von 13.000 Ideen, also ca. 3% aller Vorschläge, von Dell implementiert.

Die Inputs der Nutzer des Dell IdeaStorm dokumentieren, dass deren Interesse primär in der Anregung konkreter Verbesserungen der Produkte bzw. des Service von Dell begründet ist. Das dokumentieren die originären Vorschläge der Nutzer. Die auf Vorschläge Bezug nehmenden Kommentare zeigen darüber hinaus, dass die Nutzer durch Spezifikation bzw. Relativierung der Vorschläge auch Beiträge zu deren qualitativer Verbesserung im Sinne größerer Nutzerfreundlichkeit liefern.

Zweifelsohne bietet Dell seinen Kunden mit dem IdeaStorm eine Möglichkeit, eigene Bedürfnisse und Interessen zu verbalisieren und auf dieser Grundlage die Produkte und Abläufe des Unternehmens aus Kundensicht effizienter zu machen. Aus betrieblicher Sicht besteht die Funktion in einer Ergänzung der unternehmenseigenen Marktforschung: Durch die Beiträge der IdeaStorm-Community werden Kundenbedürfnisse erfasst und Vorschläge zur Produktverbesserung generiert. In dem Maße, wie es Dell gelingt, über den IdeaStorm Nutzerbedürfnisse zu erurieren und Gestaltungsvorschläge zu erfassen, könnten betriebliche Aktivitäten der Marktforschung bzw. des Produktdesigns reduziert werden.

Aus einem anderen Blickwinkel betrachtet, stellt der IdeaStorm dagegen ein Beteiligungsangebot von Dell dar, in dem die Teilnehmer ihre Leistungen – im konkreten Fall: die von ihnen formulierten Ideen und Anregungen – dem Unternehmen kostenlos und unter Aufgabe aller Urheberchaftsrechte zur Verfügung stellen.¹¹ Die Beiträge der Teilnehmer werden in der ökonomischen Dimension in den betrieblichen Wertschöpfungsprozess integriert. Die konkrete Tätigkeit der Teilnehmer wird durch die in den „Terms of Service“ festgelegten Verhaltensregeln („Guiding Principles“) allgemein festgelegt,¹² zudem dürfte die wechselseitige soziale Kontrolle der registrierten Teilnehmer über die Mechanismen „Kommentar“ und „negatives Votum“ dafür sorgen, dass die Beiträge grosso modo „konstruktiv“ im Unternehmenssinne sind.

Eine derartige kritische Perspektive ist auch im Konzept des „Arbeitenden Kunden“ angelegt, das im Folgenden dargestellt und anschließend auf seine Tragfähigkeit für die Analyse von Web-2.0-Anwendungen der Konsumentenarbeit hin reflektiert werden soll.

3 Die Analyseperspektive des „Arbeitenden Kunden“

Eine umfassende Analyse der Einbeziehung von Konsumenten in betriebliche Wertschöpfungsprozesse haben Günter Voß und Kerstin Rieder (2005; s.a. Voß 2005, 2006, aktuell Rieder/Voß 2009) mit Blick auf Phänomene der „Selbstbedienung“ vorgelegt. Sie analysieren den historischen Prozess der Verlagerung von produktiven Arbeitsleistungen auf Kunden von Unternehmen und auf Konsumenten im Allgemeinen,¹³ in einer generalisierenden Perspektive unter dem Etikett „Arbeitender Kunde“. Auf Grundlage einer umfassenden Bestandsaufnahme formulieren sie generalisierend die zeitdiagnostische These, dass die Einbindung der Arbeitskraft von Konsumenten in betriebliche Produktionsprozesse von Betrieben zunehmend gezielt betrieben werde. Diese Integration von Konsumenten in betriebliche Prozesse bedeute in komplementärer Betrachtung

eine *Auslagerung* von betrieblichen Funktionen. Analog zum Outsourcing auf und die Co-Produktion durch Zulieferer und Abnehmer (vgl. Davidow/Malone 1993) werde durch ein analoges „Outsourcing auf den Kunden“ (Grün/Brunner 2002) der Wertschöpfungsraum in die Sphäre der Endkunden oder konsumtiven Nachfrager ausgeweitet. Diese werden immer mehr zum „Wertschöpfungspartner“ (Reichwald/Piller 2006) der Betriebe – und erhalten dadurch betriebswirtschaftlich und gesellschaftlich eine völlig neue Rolle.

Betriebe externalisieren demgemäß gezielt Leistungen und damit Kosten in die Umwelt der Organisation, konkret in die Lebenssphäre der Konsumenten. Diese arbeiten den Unternehmen immer intensiver und in immer mehr Bereichen substanziell zu, tun dies aber nicht als formelle Mitarbeiter, sondern in ihrer Eigenschaft als Konsumenten. Ihnen werden jenseits der zu erbringenden reinen Arbeitsleistung auch Sachkompetenzen für die Selbstbedienungssituation abgefordert, sei es zur Wahl des richtigen oder besten Produkts in der Kaufsituation, zur richtigen Identifikation von Bauteilen anhand einer entsprechenden Anleitung oder im Auffinden der entsprechend ihren Zeit- und Kostenpräferenzen günstigsten Reiseverbindung. Die Arbeitskraft der Konsumenten werde somit von den Betrieben systematisch vernutzt. Zwar eröffne dies zugleich die Möglichkeit für Autonomiegewinne, aber die Konsumenten haben keine freie Wahl: Sie *müssen* sich für den Selbstbedienungskontext „qualifizieren“; andernfalls riskieren sie suboptimale Produkte bzw. Dienstleistungen zu erhalten.

Auf dieser Grundlage, so die weitergehende These von Voß und Rieder (2005), entstehe eine neue Qualität der Sphäre des gesellschaftlichen Konsums und damit verbunden langfristig möglicherweise ein neuer Konsumententypus des (informell und unentgeltlich für den Betrieb) „Arbeitenden Kunden“. Dieser werde

„(idealtypisch gesehen) in dreierlei Hinsicht in betriebliche Abläufe integriert und ist dadurch in drei Dimensionen als Typus charakterisierbar:

- (a) In Bezug auf seine *konkrete Tätigkeit* übernimmt er, betrieblich gezielt organisiert, produzierende Aufgaben für ein Unternehmen und muss sich entsprechend funktional verhalten.
- (b) In *ökonomischer Hinsicht* wird er zu einer systematischen Wertquelle für die entsprechenden Unternehmen. Seine Arbeitskraft wird gezielt in die betrieblichen Wertschöpfungsketten integriert.
- (c) Mit Blick auf sein *Privatleben und seine Alltagsorganisation* wird er zu einer Art ‚informellem Mitarbeiter‘ der Unternehmen in dem Sinne, dass Aktivitäten seiner Privatsphäre in die Betriebsorganisation integriert werden. Er wird, als Privatmensch, Teil einer Organisation, ob er das weiß und will oder nicht – und er wird dadurch in vielfältiger Weise gesteuert und muss funktionieren.“ (Voß/Kleemann 2009, S. 150, Hervorh. i.O.)

Der eigentliche Fokus der Analyse von Voß und Rieder (2005) liegt auf längerfristigen Veränderungen gesellschaftlicher Subjektivität in Richtung einer „Entgrenzung“ der bislang gesellschaftlich dominanten Sphärentrennung von (formeller) „Arbeit“ und (privatem) „Leben“ (ebd., S. 152–175), die im Lichte von „Entfremdung“ und „totaler Vergesellschaftung“ thematisiert werden (ebd., S. 186–223). Inwieweit diese historische Makro-Perspektive Unschärfen für die mikroperspektivische Analyse des Wechselverhältnisses von Subjekt und Betrieb bei Konsumentenarbeit im Web 2.0 aufweist, ist im Folgenden mit zu reflektieren.

In Frage steht im Folgenden aber insbesondere, wie bzw. inwieweit sich diese Typik, die in Bezug auf Kontexte der *Selbstbedienung* entwickelt wurde, auch

auf Web-2.0-Anwendungen der Konsumentenarbeit beziehen lässt. Dies soll als Grundlage für die in Abschnitt 5 folgende systematische Reflexion zunächst anhand des bereits aus Abschnitt 2 bekannten Beispiels diskutiert werden.

4 Konsumentenarbeit im Web 2.0: Dell IdeaStorm revisited

Betrachtet man das Beispiel Dell IdeaStorm genauer, so wird deutlich, dass Konsumentenarbeit im Web 2.0 sich von Selbstbedienungskontexten in mehrerer Hinsicht unterscheidet.

Zwar sind die Teilnehmer des IdeaStorm für gewöhnlich selbst Nutzer von Dell-Produkten und in diesem Sinne „Kunden“ des Unternehmens. Das ist aber anders als bei Formen der Selbstbedienung keine notwendige Teilnahmebedingung, wie in der Antwort auf der Selbstdarstellungsseite „About IdeaStorm“¹⁴ als Antwort auf die erste FAQ konstatiert wird: „You do not need to be a Dell customer to browse ideas and comments posted on IdeaStorm. And anyone can register on the site in order to post, promote, and comment on ideas.“ Die Teilnahme ist prinzipiell offen für beliebige Internet-User, die sich auf freiwilliger Basis als Mitglieder der Community registrieren und anschließend beteiligen. Im Fall des Dell IdeaStorm ist *de facto* die eigene Nutzung von Dell-Produkten oder Dienstleistungen für gewöhnlich Voraussetzung für eine Beteiligung am IdeaStorm. Das ist aber keineswegs bei allen Web-2.0-Anwendungen so.

Die Teilnahme am Dell IdeaStorm ist also rein optional und kann zu jeder Zeit beendet werden, ohne dass irgendwelche Dienstleistungen von Dell für einen Kunden entfallen oder anders strukturiert werden. Es besteht für die Nutzer keinerlei Verbindlichkeit zur Weiterführung der Aktivität. Demgegenüber ist bei Selbstbedienung – dem Referenzpunkt für die Figur des „Arbeitenden Kunden“ – ein auf übergeordneter Ebene bestehender Kundenstatus, den man nur unter Kosten aufgeben bzw. ersetzen kann, häufig Grundlage dafür, Konsumenten dauerhaft zur Übernahme von Aktivitäten zu bewegen. So gehen z.B. Finanzdienstleister seit einigen Jahren in verschiedenen Formen dazu über, ihre Kunden zum Selbstausdruck von Kontoinformationen, die die Kunden aufgrund gesetzlicher Verpflichtungen regelmäßig erhalten müssen, via Internet oder am Kontoauszugdrucker in der Filiale zu „motivieren“, indem das Zusenden per Post oder gar die Abholung am Schalter gebührenpflichtig wird.

Das Verhältnis von sich beteiligenden Nutzern und Betrieb basiert im Fall des Dell IdeaStorm formell auf einer Logik des Tauschs: Die Nutzer erhalten ein Forum, in dem sie dem Betrieb öffentlich Anregungen geben und Kritik formulieren können, und übereignen im Gegenzug dem Unternehmen Dell die Verwertungsrechte für ihre Ideen.

Aus der Unverbindlichkeit der Beteiligung und der Tauschförmigkeit der Beziehung zwischen Nutzern und Betrieb folgt, dass die sich beteiligenden Nutzer nicht einmal in einem metaphorischen Sinne „(informellen) Mitarbeiter“-Status haben, wie im Konzept des Arbeitenden Kunden in Bezug auf Selbstbedienungskontexte postuliert. Weder ist das Verhältnis zwischen Betrieb und Konsument im Sinne einer Kundenbeziehung auf Dauer gestellt, noch sind die sich Beteili-

genden in den Betriebsverlauf von Dell integral eingebunden und Weisungen des Betriebs unterstellt, wie das im Rahmen einer – herrschaftsförmig grundierten – Mitarbeiterbeziehung der Fall wäre. Dell hat keine Möglichkeit, von Einzelnen bspw. bestimmte Vorschläge aktiv nachzufragen.

Die Motivation von Mitgliedern der Dell Community zur Beteiligung ist nicht unmittelbar ersichtlich. Evident ist das Motiv, zur Verbesserung von Produkten und Services des Unternehmens beitragen zu wollen. Das könnte allenfalls als ein „sekundärer“ Eigennutzen gedeutet werden; ein unmittelbarer eigener „Nutzen“ der Teilnehmer für ihre Alltagsbewältigung, wie er bei Selbstbedienungsangeboten üblich ist, oder zusätzliche finanzielle Anreize existieren nicht. Ein mittelbarer Anreiz zur Teilnahme mag Anerkennung dafür sein, gute Vorschläge zu machen, die durch entsprechend hohe Zustimmung seitens anderer Teilnehmer (Voten, Kommentare) oder durch die Umsetzung der Idee durch Dell zum Ausdruck gebracht wird. Hierzu verzeichnet die IdeaStorm-Homepage als Leitbilder für alle Nutzer eine Top 20 Liste der „Top Idea Makers“, die über die meisten Bewertungspunkte für Vorschläge und Kommentare verfügen.

Auf der Dell-Startseite ist der IdeaStorm als eines von mehreren „Community“-Angeboten von Dell verlinkt (auf der deutschen Startseite unten: „Teilen Sie Ihre Ideen mit uns“ in der Rubrik „Community“). Im Übrigen wird keine Werbung für den IdeaStorm gemacht – sondern das Angebot des Unternehmens soll „für sich sprechen“. Die Mobilisierung der User findet darüber statt, dass sie sich aus freien Stücken zu einer Gemeinschaft Gleich- und Wohlgesinnter („Community“) assoziieren, die zusammen für ein allgemeines Ziel arbeitet (demgegenüber ist in Selbstbedienungs-Angeboten der Konsumentenarbeit eine individuelle Kundenbeziehung zum Unternehmen konstitutiv für die Beteiligung der Subjekte).

Die von den Nutzern beigesteuerten Ideen werden von Dell registriert und weiterverarbeitet. Mitarbeiter des Unternehmens teilen in einem – auf der IdeaStorm Startseite über einem großen, zentral platzierten Icon verlinkten – Blog „Ideas in Action“¹⁵ der Community fortlaufend mit, welche Ideen aus dem IdeaStorm in welcher Weise aufgegriffen bzw. implementiert werden. Nach welchen Kriterien die Ideen der Nutzer verarbeitet werden, teilt Dell nicht mit. Zu konstatieren ist aber, dass in jedem Fall eine aktive Verarbeitung der Nutzer-Inputs durch den Betrieb erforderlich ist, um diese in den betrieblichen Produktionsprozess zu integrieren. Dieser Sachverhalt ist in der Analyseperspektive des „Arbeitenden Kunden“ bislang nicht systematisch berücksichtigt, da die Nutzer-Inputs bei Selbstbedienungsanwendungen, auf die das Konzept des „Arbeitenden Kunden“ bislang bezogen wurde, für gewöhnlich bereits fest in einen betrieblichen Prozess der Dienstleistungserstellung integriert sind (zum Beispiel bei der Dateneingabe beim Internetbanking: Der Benutzer kann gar keine anderen als „systemkonforme“ Eingaben machen, sonst leuchtet eine rote Fehlermeldung auf und die Bearbeitung des Vorgangs geht erst nach entsprechenden Korrekturen voran – formal korrekte Eingaben werden dagegen automatisch „produktiv“ verarbeitet). Oder die Konsumentenarbeit erfolgt am Ende der Dienstleistungserstellung (z.B. die Selbstmontage von IKEA-Möbeln). In beiden Fällen hat der Betrieb keine Selektionsleistungen „produktiver“ und „nichtproduktiver“ Inputs zu erbringen.

5 Konsumentenarbeit im Web 2.0: Analyserahmen, Forschungsfragen und Methoden

Die eingehende Analyse des Fallbeispiels IdeaStorm verweist bereits auf kategoriale Differenzen von Konsumentenarbeit im Web 2.0 gegenüber Selbstbedienungskontexten: Die Arbeit der Konsumenten ist in letzteren fest in einen Dienstleistungs- oder Produktionsprozess des Unternehmens für seinen Kunden integriert und hat aus betrieblicher Sicht den Charakter einer „Mitarbeit“ (so komplettieren IKEA-Kunden die Produkte des Unternehmens, indem sie die Endmontage übernehmen bzw. partizipieren mit ihrer Montagearbeit am Dienstleistungsprozess der Bereitstellung von gebrauchsfertigen Möbeln). Demgegenüber leisten Personen, die sich am Dell IdeaStorm oder an anderen Web-2.0-Anwendungen beteiligen, freiwillige und „additive“ Beiträge, die nicht gezielt von Betrieben abgerufen und nicht *unmittelbar* in Unternehmensprozesse eingebunden werden.

Die am Fallbeispiel aufscheinenden Differenzen sollen nun auf Web-2.0-Anwendungen von Konsumentenarbeit im Allgemeinen bezogen werden. Die folgenden Ausführungen haben daher den Status von untersuchungsleitenden Thesen bzw. Hypothesen, die es in späteren empirischen Untersuchungen zu überprüfen gilt. Im Hinblick darauf wird zugleich auf dem spezifischen Gegenstand angemessene methodische Zugänge verwiesen.

5.1 Offenheit und Freiwilligkeit der Teilnahme: Nutzer- statt Kundenstatus der Teilnehmer

Die genauere Analyse des Fallbeispiels zeigte bereits, dass sich an Web-2.0-Anwendungen *prinzipiell* beliebige Internet-User beteiligen können. Der Teilnehmerkreis ist nicht auf „Kunden“ eines Unternehmens beschränkt (und man erhält durch die Teilnahme auch nicht zwingend einen Kundenstatus) – auch wenn das Fallbeispiel zugleich darauf verweist, dass es sich je nach inhaltlichem Bezug *de facto* überwiegend doch um „Kunden“ des Unternehmens handeln kann. Selbstbedienungsangebote zielen dagegen notwendigerweise auf Personen, die bereits „Kunden“ des Unternehmens sind bzw. die mit einem anschließend erfolgenden Konsumakt zu Kunden werden (z.B. bei der Nutzung eines Fahrkartenautomaten im ÖPNV). Demgegenüber sind Web-2.0-Anwendungen von Konsumentenarbeit losgelöst von einem unmittelbaren Konsumakt. Adressaten sind daher nicht nur unmittelbare Kunden eines Unternehmens, sondern prinzipiell beliebige Konsumenten, die sich via Internet an entsprechenden Anwendungen beteiligen (vgl. Papsdorf 2009, S. 109–125). Der Zugang ist hier entweder gänzlich offen für beliebige Internet-Nutzer (prototypisch hierfür sind etwa offene Ideenwettbewerbe) oder eine Kundenbeziehung bzw. ein Mitgliedschaftsverhältnis (in einer Community etc.) wird erst im Prozess der Teilnahme etabliert.

Es ist eine empirisch (durch Befragung von Konsumenten) zu klärende Frage, inwieweit die Subjekte der Konsumentenarbeit im Web 2.0 zugleich auch „Kunden“ des Unternehmens sind (und inwieweit sie sich selbst als solche definieren). Theoretisch erscheint es adäquater, sie allgemeiner als „Nutzer von Betei-

ligungsangeboten“ der Betriebe zu fassen, die in zweiter Linie auch in unterschiedlicher Form „Kunden“ des Unternehmens sein oder zu solchen werden können (empirisch wäre zu untersuchen, ob der jeweilige Status die Qualität der geleisteten Arbeit beeinflusst, ob also Kunden sich systematisch anders verhalten als Nicht-Kunden).

Die Erfassung der Subjekte als „Nutzer von Angeboten“ fasst zugleich auch adäquater als der Kundenbegriff den Sachverhalt, dass die Übernahme von Aufgaben in Web-2.0-Anwendungen für die Benutzer freiwillig ist und zu jeder Zeit ohne offene oder versteckte Kosten beendet werden kann. Konsumentenarbeit vollzieht sich hier also unter anderen Bedingungen als in Kundenbeziehungen, die zum Teil auf Dauer angelegt sind – als auf wiederholter Interaktion basierende „relationships“ und nicht als einmalige „encounters“ (Guttek 1995) – und entsprechende Verbindlichkeiten produzieren.

Für die Architektur von Angeboten der Konsumentenarbeit im Web 2.0 folgt daraus, dass sie mithilfe von „beliebigen“ und austauschbaren Akteuren betreibbar sein müssen. Daraus lässt sich die (empirisch zu überprüfende) Vermutung ableiten, dass die vorübergehende Mobilisierung vieler Nutzer für die Betriebe Vorrang hat vor der längerfristigen Einbindung bestimmter Personengruppen. Ob aus der Freiwilligkeit und Unverbindlichkeit der Teilnahme zugleich folgt, dass die sich beteiligenden Akteure keine längerfristigen Bindungen an das Unternehmen aufweisen (wie sie zumindest einem Teil der Kundenverhältnisse eigen sind), ist eine empirisch offene Frage. Die Beiträge der Teilnehmer im Beispiel Dell IdeaStorm weisen jedenfalls auf das Vorhandensein von Bindungen zum Unternehmen zumindest bei einem Teil der sich beteiligenden Nutzer hin. Die Frage nach der Spezifik der Bindung an das Unternehmen verweist zugleich auf die (unten in Abschn. 5.5) zu behandelnde Frage nach der Motivation zur Teilnahme.

5.2 Konsumenten als „informelle Mitarbeiter“ des Unternehmens?

In der Konzeption des „Arbeitenden Kunden“ werden sich an Unternehmensangeboten beteiligende Internetnutzer metaphorisch als „informelle Mitarbeiter“ und „betriebliche Arbeitskräfte“ bezeichnet (vgl. Voß/Rieder 2005, S. 130–151). Die damit implizierte Analogie zur Lohnarbeit „formeller“ Mitarbeiter des Unternehmens ist aber bei Web-2.0-Anwendungen der Konsumentenarbeit aufgrund der Freiwilligkeit der Teilnahme nicht gegeben.

Der Begriff „Mitarbeiter“ verweist auf ein Arbeitsverhältnis und unterliegt somit einer in der konkreten Arbeitssituation herrschaftsförmig strukturierten Beziehung zur Organisation.¹⁶ Dieser Begriffskern hat auch bei einer metaphorischen Verwendung des Begriffs Bestand. Im Kontext der Konsumentenarbeit im Web 2.0 ist eine entsprechende herrschaftsförmige Beziehung zwischen Betrieb und Nutzer aber nicht gegeben: Nicht die Arbeitskraft der Nutzer – die gekoppelt ist an das Individuum als Träger der Arbeitskraft – wird in den betrieblichen Ablauf einbezogen, sondern nur konkrete Arbeitsleistungen. Wenn das Unternehmen also Arbeitsleistungen von Konsumenten erhält, dann kann dies auf der Grundlage eines „Tauschs“ (s. u. Abschn. 5.3) konzeptualisiert werden (oder allenfalls noch als freiwillige „Gabe“ des Nutzers), aber nicht auf der

Basis eines Lohnarbeitsverhältnisses: In diesem Falle müsste der Arbeiter dem Arbeitgeber qua Vertrag ein Direktionsrecht einräumen, das den Arbeitgeber berechtigt, den Arbeitenden Vorgaben für die Arbeitsausführung zu machen und deren Einhaltung zu überwachen.

Eine indirekte Steuerung der sich Beteiligten auf kontraktueller Basis erfolgt durch die Verpflichtung der Nutzer auf allgemeine Rahmenbedingungen vermittelt über AGBs (Allgemeine Geschäftsbedingungen), die Konsumenten bei der – in vielen Web-2.0-Anwendungen üblichen – Registrierung als Nutzer des Angebots notwendigerweise akzeptieren. Diese haben aber nicht die gleiche (herrschaftsförmige) Qualität, wie sie dem Arbeitsvertrag zuzurechnen ist, da Konsumenten sich hier nur zur Verpflichtung allgemeiner Regeln bereit erklären, aber nicht dazu, auf Weisung des Betriebs hin Handlungen in bestimmter Weise auszuführen.

Wenn die Subjekte auch „objektiv“ nicht als Mitarbeiter des Unternehmens zu bezeichnen sind, so wäre doch die Frage empirisch zu klären, inwieweit die Teilnehmenden sich in ihrer subjektiven Wahrnehmung selbst als „informelle Mitarbeiter“ des Unternehmens definieren, da sich hieraus wichtige Aufschlüsse über die Motivstruktur der Subjekte ergeben.

5.3 Betriebliche Anbindung und Steuerung der Konsumenten

Wer Konsumentenarbeit leistet, setzt zwar sein Arbeitsvermögen ein, um für den Betrieb (potenziell) funktionale Leistungen zu erbringen, wird aber nicht als (bisweilen eigensinnig handelnde) Person mitsamt seiner gesamten Arbeitskraft – d.h. als *Mitarbeiter* des Unternehmens (s. 5.2) – in den betrieblichen Arbeits- und Produktionsprozess integriert, sondern bleibt (als „Umwelt“ des Betriebes) außen vor. Eingang finden nur die arbeitsförmig erbrachten *Leistungen*, die User einzeln oder kollektiv erstellen. Der Betrieb integriert also nicht den potenziellen Störfaktor menschliche Arbeitskraft in seine Abläufe, sondern öffnet die Grenzstelle zu den Nutzern nur selektiv für von ihnen erstellte Produkte bzw. erbrachte Leistungen. Die User sind informationstechnisch vermittelt an klar definierten – und vom allgemeinen Betriebsablauf abgegrenzten – Schnittstellen der Organisation an den Produktionsprozess *an-*, aber nicht darin *eingebunden*.

Empirisch genauer zu untersuchen ist die Frage, *wie* die Grenzstelle von betrieblicher Seite konkret gestaltet wird. Dies sollte zum einen in Form einer Rekonstruktion der zugrundeliegenden Strategien und Konzepte der verantwortlichen betrieblichen Akteure auf der Grundlage erzählgenerierender Interviews erfolgen, zum anderen durch eine Analyse der für Internet-User zugänglichen kommunikativen bzw. operativen Schnittstellen zu den Konsumenten: Wie werden potenzielle Teilnehmer adressiert? Wie wird auf die Möglichkeit zur Teilnahme an entsprechenden Angeboten aufmerksam gemacht? Welche Kommunikationsmöglichkeiten erhalten Teilnehmer, untereinander wie zur Netzöffentlichkeit, etc.?

Aufgrund der Freiwilligkeit und Unverbindlichkeit der Teilnahme an Web-2.0-Anwendungen der Konsumentenarbeit (s. Abschn. 5.1) und weil eine direkte Steuerung der Aktivitäten der Teilnehmer durch den Betrieb nicht erfolgt (s. Abschn. 5.2), „müssen“ die Teilnehmer sich (anders als im Idealtypus des „Arbeitenden Kunden“ – s. Abschn. 3, Punkt a – postuliert) nicht notwendigerweise im betrieblichen Sinne funktional verhalten.

Empirisch zu überprüfen wäre aber, inwieweit technische oder organisatorische Vorgaben, die in die jeweiligen Nutzer-Plattformen eingeschrieben sind, als betriebliche Steuerungsmechanismen wirken. Auf einen weiteren empirisch genauer zu erfassenden Kontrollmechanismus wurde bereits anhand des Beispiels Dell IdeaStorm in Abschnitt 2 verwiesen: die wechselseitige soziale Kontrolle der Community auf der Grundlage gemeinsam geteilter normativer Ziele.

In dem Maße, wie Inputs der Teilnehmer betrieblich nicht kanalisiert sind, verfügen sie auch über „eigensinnige“ Gestaltungsoptionen. Diese „eigensinnigen“ Leistungen haben zuweilen ein hohes innovatives Potenzial und sind daher in manchen Web-2.0-Anwendungen der eigentliche Zielpunkt betrieblicher Aktivitäten. Genauer empirisch zu untersuchen sind daher die betrieblichen Interessen bezüglich der Nutzerinputs und die darauf bezogenen Formen der Strukturierung (oder Nicht-Strukturierung) der Handlungsmöglichkeiten der Teilnehmer; z.B. welche Freiheitsgrade den Nutzern für welche Arten von Leistungen eingeräumt werden.

5.4 Tausch von Gebrauchswerten zwischen Betrieb und Konsument

Wie in Abschnitt 5.2 aufgezeigt, wird Konsumentenarbeit im Web 2.0 nicht primär herrschaftsförmig gesteuert. Vielmehr basiert die Beziehung zwischen Nutzern und Betrieben auf Prinzipien des Tauschs: Der Konsument erhält eine (subjektiv) „interessante“ Möglichkeit, für eigene oder allgemeine Zwecke aktiv zu werden, deren Ausführung dem Betrieb eine (potenziell) nützliche Leistung liefert. Die erbrachte Leistung selbst hat aber für den Betrieb keinen direkten Tauschwert. Vielmehr haben die erbrachten Leistungen sowohl für Nutzer wie für Betriebe Gebrauchswertcharakter (vgl. Voß/Rieder 2005, S. 133f.). Allerdings ergeben sich für Konsumenten und Betriebe jeweils qualitativ *unterschiedliche* Gebrauchswerte:

Für den Betrieb hat die erbrachte Leistung als solche zumindest *potenziell* einen Gebrauchswert für den eigenen Produktionsprozess (im Sinne eines informationellen Inputs etc.), und die Funktionalität des einzelnen Inputs ergibt sich überwiegend erst ex post im Zuge der weiteren innerbetrieblichen Prozessierung. Ebenso erfolgt eine Überführung der Gebrauchswerte in Produkte bzw. Leistungen mit Tauschwertcharakter erst im Rahmen des Produktionsprozesses (so fließen Inputs von Usern auf der Ideenplattform eines Unternehmens in die Produktgestaltung ein; die Menge der Einträge auf einer Partnersuch-Plattform erhöht den Werbewert der Plattform etc.).

Der Betrieb generiert über Konsumentenarbeit im Web 2.0 aber nicht *automatisch* funktionale oder produktive Leistungen, sondern muss (in dem Maße, wie die jeweilige Nutzeraktivität nicht betrieblich vorstrukturiert ist) als ersten Verarbeitungsschritt aus den Inputs der Konsumenten die nach eigenen Maßstäben *funktionalen* Leistungen selektieren¹⁷ und anschließend in den Produktionsprozess integrieren. Empirisch genauer zu erfassen sind die Selektionsmechanismen der Betriebe sowie die Formen der Einbindung von Inputs der Nutzer in die betrieblichen Abläufe. Aber auch die Veränderung betrieblicher Abläufe selbst gilt es zu erfassen, da auf der Grundlage von Web-2.0-Technologien betriebliche Funktionen bzw. Strukturen zum Teil neu geschaffen und/oder bishe-

rige Betriebsfunktionen durch Web-2.0-Anwendungen ergänzt werden (z.B. wenn systematisch erfasste Verbesserungsvorschläge wie im Fall des Dell IdeaStorm die Produktentwicklung anregen und dadurch Marktforschungsaktivitäten des Unternehmens ergänzt werden).

Um die spezifische Gebrauchswert*qualität* funktionaler Inputs in den Blick zu bekommen, ist es erforderlich, die betrieblichen Prozesse in Form umfassender Betriebsfallstudien zu untersuchen. Um den Stellenwert der Konsumentenarbeit genauer zu erfassen, muss dabei die betriebliche Produktionslogik insgesamt mit erfasst werden.

Auf Seiten der User liegt die Spezifik des Gebrauchswerts der eigenen Beteiligung weniger klar auf der Hand. Dieser Aspekt bedarf weiterer empirischer Untersuchung. Generell ist die Frage nach dem Gebrauchswert eng verknüpft mit der spezifischen Motivationsstruktur der User zu einer (freiwilligen!) Beteiligung, die nachfolgend genauer in den Blick genommen werden soll.

5.5 Motivationen der Teilnehmer

Crowdsourcing-Anwendungen bieten keinen unmittelbar greifbaren eigenen Nutzen für die Konsumsphäre der Teilnehmenden. Es gibt allenfalls indirekte Nutzen-Effekte (z.B. Einflussnahme auf dem Weg der Teilnahme an einer kollektiven Interessenbekundung) oder „sekundäre“ Belohnungen stehen in Aussicht (z.B. eine Prämie, wenn ein Foto eines „Leser-Reporters“ veröffentlicht wird). Anders als in Selbstbedienungskontexten ist die Motivation zur Beteiligung seitens der Konsumenten in der Regel nicht die direkte Befriedigung eines konkreten Konsumziels. Zu vermuten steht, dass die primäre Motivation zur Teilnahme vielmehr in der angebotenen Aktivität selbst (im Sinne einer intrinsischen Motivation hinsichtlich der als kreativ bzw. sinnvoll wahrgenommenen Tätigkeit) oder in der Partizipation an einem kollektiven Ziel (z.B. die Produktqualität oder die Angebotsstruktur eines Anbieters zu verbessern) liegt.

Pointiert könnte man insoweit sagen, dass „Beteiligung“ in ihren unterschiedlichen Ausformungen das primäre Ziel darstellt. Eine weitere – allerdings auf die Teilnahme an Anwendungen, die (auch) einen interaktiven Austausch zwischen Beteiligten ermöglichen, beschränkte – Motivation ist die Suche nach Anerkennung (vermittelt über Rückmeldung auf die eigenen Beiträge) oder Vergemeinschaftung (durch Interaktion mit anderen Teilnehmern).

Dies begründet zusätzlich, dass die Relation zwischen Betrieben und sich beteiligenden Nutzern als ein *Tauschverhältnis* zu konzipieren ist (auch wenn, wie in Abschnitt 5.4 deutlich wurde, die Spezifik der Gebrauchswertqualität auf Seiten der Nutzer noch weiterer Analysen bedarf): Die Nutzer liefern dem Betrieb Leistungen mit (potenziellem) Gebrauchswert, und im Gegenzug bietet der Betrieb Nutzern Möglichkeiten zu einer solchen Beteiligung.

Evident scheint, dass für Konsumenten in Crowdsourcing-Aktivitäten andersartige Nutzenkalküle im Vordergrund stehen als bei Selbstbedienungsangeboten. Im weitesten Sinne spielt die intrinsische Motivation, dass die jeweilige Tätigkeit den sich Beteiligten „Spaß“ macht, eine Rolle. Das impliziert, dass bei Web-2.0-Anwendungen nicht primär die (subjektiv wahrgenommene) Funktionalität für die Bearbeitung von Alltagsaufgaben zentrales Kriterium für die Akzeptanz betrieblicher Angebote zur Konsumentenarbeit darstellt, sondern die (*alltags-*)*kulturelle und habituelle Passung* der von Betrieben angebotenen Aktivitäten.¹⁸

Die tatsächlichen Motivationen der teilnehmenden Konsumenten gilt es empirisch zu erfassen. Insbesondere sind die praktische Einbettung der Konsumentenarbeit in den privaten Alltag und die sinnhaften Deutungen der Konsumentenarbeit durch die Subjekte umfassend zu beleuchten. Dazu erscheint es in methodischer Hinsicht angebracht, über in jedem Fall erforderliche erzählgenerierende Interviews mit Subjekten hinaus in Einzelfällen auch die teilnehmende Beobachtung von Internet-Aktivitäten durchzuführen bzw. solche Beobachtungen mit einem Interview zu verknüpfen. Darüber hinaus lassen sich auch mittels im Internet dokumentierter Kommentare, Chats oder Forenbeiträge wichtige Rückschlüsse auf die Motivationen und Sinnhorizonte der Subjekte ziehen. Produktiv könnte hier insbesondere eine Kontaktaufnahme via Internet mit besonders aktiven Teilnehmern sein.

6 Schlussfolgerungen

In konzeptioneller Hinsicht zeigt sich, dass zur Untersuchung von Web-2.0-Anwendungen der Konsumentenarbeit die vor dem Hintergrund von Selbstbedienungskontexten entwickelte Analyseperspektive des „Arbeitenden Kunden“ in einigen Aspekten spezifiziert bzw. modifiziert werden muss. Insgesamt betrachtet, scheint zudem vor dem Hintergrund der obigen Analysen die Annahme einer *stringenten* und *zielgerichteten* Ökonomisierung von Konsumentenaktivitäten in Web-2.0-Anwendungen durch Betriebe allenfalls eingeschränkte Gültigkeit zu haben. Für erforderliche empirische Analysen ist es vielmehr angemessener, von einer *assoziativen* Nutzung von Konsumentenaktivitäten zu sprechen, die sich nicht als systematische, strategische Einbindung von Konsumenten in den betrieblichen Produktionsprozess vollzieht, sondern auf der Grundlage einer losen Kopplung der Konsumenten an betriebliche Angebote über das Medium subjektiv „interessanter“ Aktivitätsangebote. Zugleich ist aber evident, dass die Einbeziehung der Nutzeraktivitäten gleichwohl wertschöpfenden Charakter hat, so dass aus der Makroperspektive durchaus von einer instrumentellen Nutzung der generierten Konsumentenaktivitäten zu sprechen ist.

In methodischer Hinsicht wird deutlich, dass zur Untersuchung der Konsumentenarbeit im Web 2.0 die Akteursperspektiven der Betriebe und der Konsumenten zunächst separat in den Blick zu nehmen sind, da anders als in Selbstbedienungskontexten die Funktionen beider Akteure nicht kongruent sind. Gleichwohl ist es essenziell, die Schnittstelle zwischen Betrieb und Konsument nicht aus den Augen zu verlieren. Die empirische Untersuchung muss breit angelegt werden, um den strukturellen Unterschieden der Unternehmensangebote Rechnung zu tragen, wie sie bereits in den verschiedenen Spielarten von Konsumentenarbeit im Web 2.0 (s. Abschn. 1) ersichtlich werden: Sie verweisen sowohl auf unterschiedliche Verfahrensweisen bzw. Strategien der Betriebe als auch auf verschiedene Praxen und Motivationen auf Konsumentenseite.

Auf betrieblicher Seite gilt es insbesondere die Verfahrensweisen der Unternehmen zu erfassen, User zu attrahieren und zur Mitarbeit zu motivieren. Außerdem sind die übergeordneten betrieblichen Strategien einer erweiterten Wertschöpfung durch die Generierung und anschließende Nutzung von (ex post aufgrund ihrer Einbindung in den Produktionsprozess Funktionalität gewinnenden)

Konsumenteninputs in den Blick zu nehmen (eine Fokussierung auf Strategien der Unternehmen, wie sie *unmittelbar* auf die Arbeitskraft von Konsumenten zugeifen, erscheint demgegenüber empirisch nicht praktikabel).

Mit Fokus auf die konkreten Verfahrensweisen der Betriebe gilt es insbesondere die Grenzstelle von Betrieb und (arbeitenden) Konsumenten genauer zu betrachten. Das bezieht sich einerseits auf die *Gestaltung* der Schnittstelle, um Nutzer zur Beteiligung zu bewegen und Inputs bestimmter Art zu generieren. Hier geht es vor allem um Fragen der Angebotsgestaltung, der Art der Adressierung von Nutzern und der Generierung von Aufmerksamkeit für das Angebot. Andererseits ist die Art und Weise genauer zu erfassen, wie Inputs von Konsumenten in betriebliche Prozesse integriert (bzw. wie sie ausselektiert) werden. In dieser Hinsicht scheint es geboten, von den erstellten „Produkten“ der Nutzer auszugehen und deren betriebliche Weiterverarbeitung zu untersuchen. Beispielsweise wäre im Falle von „Leser-Reporter“-Projekten zunächst zu erfassen, welche Bilder bzw. Textbeiträge in der Redaktion eingereicht, nach welchen Kriterien sie ausselektiert bzw. weiterprozessiert, in welcher Weise sie schließlich publiziert werden und welche Rückkopplung zu den Einsendern ggf. hergestellt wird. Dagegen ist es nicht hinreichend, die Untersuchung allein auf die veröffentlichten Leser-Produkte zu beschränken.

Auf Seiten der Konsumenten gilt es, erstens die typischen Motivationen zur Teilnahme an konkreten Web-2.0-Angeboten der Konsumentenarbeit genauer zu erfassen. Um das Beispiel der Leser-Reporter fortzusetzen: Einige wollten schon immer gern als Reporter aktiv werden; Andere nutzen es als günstige Gelegenheit, um einen gelungenen Schnappschuss (potenziell) einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis zu geben, usw. Zweitens geht es um die Erfassung der alltagspraktischen Einbettung der Konsumentenarbeit: Erstellt man einen Textbeitrag als Leser-Reporter eher beiläufig als Verarbeitung eines eigenen Erlebnisses oder stellt man eigens Recherchen an, um einen Artikel zu erstellen und designiert eigene Freizeit exklusiv dafür? Drittens gilt es, die erbrachten Konsumenten-Inputs selbst systematisch zu betrachten: Welcher Aufwand wird dafür betrieben? Welche Kompetenzen müssen zur Erstellung aufgebracht werden? Und viertens geht es um die Reflexion der Aktivität und ihrer Wirkungen durch die sich beteiligenden Konsumenten selbst: Wie nehmen sie die erbrachte Leistung selbst wahr? Wie gehen sie damit um, wenn ihr Beitrag auf Ablehnung stößt, bspw. wenn ein Leser-Reporter-Beitrag nicht veröffentlicht wird?

Zur Untersuchung der Grenzstelle zwischen Betrieben und Konsumenten schließlich sind insbesondere die Kommunikationsformen genauer zu fokussieren: Wie werden die (potenziellen) Teilnehmer von Unternehmensangeboten adressiert, und wie wird dies von Konsumenten rezipiert? Welche Kommunikationskanäle bestehen, und wie werden sie genutzt? In welcher Form erhalten die sich beteiligenden Nutzer Feedback auf ihre Inputs? Von Interesse ist aber auch die Art des Zugangs der Konsumenten zum Unternehmensangebot: Entsteht es auf der Grundlage einer bestehenden Kundenbindung an das Unternehmen; ist die speziell nachgefragte Tätigkeit in sich besonders attraktiv, oder handelt es sich um eine spezifische Beziehung zum in Frage stehenden Gegenstand?

Erst in diesem Ansatz eines Mehrebenenkonzepts lässt sich Konsumentenarbeit im Web 2.0 in ihrer konkreten Ausgestaltung, aber auch in ihren latenten Beziehungs- und Herrschaftsverhältnissen im Rahmen komplexer Tauschverhältnisse angemessen erfassen. Die Reduzierung auf Analogien zu formell geregelten Beschäftigungsverhältnissen kann dies nur bedingt und in spezifischen

Aspekten leisten. Das bedeutet unter anderem auch, sich der Wertschöpfungskette in ihrer gesamten Komplexität jeweils zu vergewissern und sie als konturierende Größe der Konsumentenarbeit zu fassen, anstatt nur auf die unmittelbare Eingebundenheit der Konsumenten zu fokussieren.

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag entstand im Rahmen des DFG-Projekts „Konsumentenarbeit – consumers@work“ an der TU Chemnitz (<http://www.konsumentenarbeit.de>).
- 2 Siehe als Illustration für diesen Modus die Darstellung des Fallbeispiel Dell IdeaStorm unten in den Abschnitten 2 und 4. Für die weiteren Modi wird jeweils auf ein Beispiel mit Angabe der Webseite verwiesen; siehe aber auch Papsdorf 2009: 39–51 für ausführliche Darstellungen zu den nachfolgend genannten Beispielfällen.
- 3 Z.B. InnoCentive, <http://www.innocentive.com/>.
- 4 Z.B. Spreadshirt; <http://www.spreadshirt.net/>.
- 5 Z. B. CrowdSpirit, <http://www.crowdsprit.com/>.
- 6 Z.B. „Leserreporter“, vgl. etwa <http://www.bild.de/BILD/news/leserreporter/home/leserreporter.html>.
- 7 <http://www.ebay.de/>.
- 8 <http://www.kazaa.com/>.
- 9 <http://www.parship.de/>.
- 10 <https://www.mturk.com/mturk/welcome>.
- 11 Dies ist in den „Terms of Service“, die man mit der Registrierung als Mitglied der Community akzeptiert (<http://www.dell.com/content/topics/global.aspx/policy/en/ideastorm?c=us&l=en&s=corp>), unmissverständlich festgeschrieben: „You grant to Dell and its designees a perpetual, irrevocable, non-exclusive fully-paid up and royalty free license to use any ideas, expression of ideas or other materials you submit (collectively, „Materials“) to IdeaStorm without restrictions of any kind and without any payment or other consideration of any kind, or permission or notification, to you or any third party.“
- 12 Die Leitlinien lauten: „be civil, be relevant, be yourself, be interesting, be honest and ethical“; vgl. <http://www.dell.com/content/topics/global.aspx/policy/en/ideastorm?c=us&l=en&s=corp> für ihre Erläuterung.
- 13 Dieser Prozess beginnt nach Voß und Rieder (2005, S. 41ff.) mit der Entstehung der Selbstbedienung bzw. des Self-Service im Einzelhandel. Prototypisch ist in dieser Hinsicht die Einführung des „Supermarkts“, wo Kunden sich die Waren selbst aus den Regalen nehmen (und auf persönliche Beratung beim Warenkauf verzichten bzw. sich Produktwissen selbständig erwerben). Um den Verbraucher zur Partizipation zu bewegen, muss er das Prinzip der Selbstbedienung als solches gegenüber dem Bedient-Werden bevorzugen (etwa aus Gründen der Zeiteffizienz) und/oder es müssen ihm komparative Kostenvorteile gegenüber Läden mit Vollbedienung als Anreiz geboten werden (vgl. Bateson 1985; Dabholkar 1996; Dabholkar, Bobitt/Lee 2003; Michel 2000; Voswinkel 2000). Dieses Grundprinzip der Etablierung von Selbstbedienungsangeboten greift auch bei do-it-yourself-Varianten der Selbstbedienung, die einen weiteren Schritt der Integration von Kundenleistungen in die Wertschöpfungskette darstellen. Prototypisch für dieses Modell steht das Möbelhaus IKEA, das die (zum Teil mit großem Aufwand verbundene) Endmontage eines Großteils seiner Produkte auf seine Kunden ausgelagert hat. Auch Automatisierung wirkt in die gleiche Richtung: Selbstbedienungsautomaten etwa im Bahnverkehr oder bei Finanzdienstleistern ersetzen – in Verbindung mit entsprechenden Arbeitsleistungen der Konsumenten – seit einigen Jahrzehnten massiv Verkaufs- bzw. Servicepersonal. Ergänzend zu physisch vorhandenen Automaten bietet seit inzwischen über einem Jahrzehnt auch das Internet vermehrt Selbstbedienungsanwendungen, die nach dem gleichen Prinzip funktionieren. Web-2.0-Anwendungen wären dann als das jüngste Glied in der Kette anzusehen.
- 14 <http://www.ideastorm.com/ideaAbout?pt>About+IdeaStorm>.

- 15 <http://en.community.dell.com/blogs/direct2dell/archive/tags/Ideas+In+Action/default.aspx>.
- 16 Idealtypisch betrachtet, stellt der Arbeiter auf der vertraglichen Grundlage des Arbeitsvertrages für einen definierten Zeitraum zu einer vereinbarten Entlohnung seine Arbeitskraft zur Verfügung, d.h. die an den Arbeiter als psycho-physische Einheit gebundene spezifische menschliche Fähigkeit, Arbeit zu leisten. Für den Käufer der Ware Arbeitskraft besteht das „Transformationsproblem“ nun darin, das qua Arbeitsvertrag erworbene Potenzial des Arbeiters zu arbeiten auch in produktive Arbeit zu überführen, die letztlich Tauschwerte hervorbringt. Das geschieht auf herrschaftlicher Grundlage: Der Arbeitsvertrag schreibt dazu gerade das Recht des Käufers der Ware Arbeitskraft fest, den Arbeiter anzuweisen, definierte Tätigkeiten nach den Vorgaben des Käufers auszuführen (s. Braverman 1977, S. 45–99; Hirsch-Kreinsen 2005, S. 60–63, Minssen 2005, S. 19–23).
- 17 Ausnahmen bilden Angebote, bei denen sich das Unternehmen entweder auf eine Makler-Funktion zurückzieht – hier erbringen die Nutzer die Selektionsleistungen wechselseitig selbst – oder bei denen das gesamte Angebot und damit auch die einzelnen User-Inputs nur zur Erhöhung der Aufmerksamkeit auf die Webseite bzw. das Unternehmen dienen – hier ist keinerlei Selektion erforderlich.
- 18 Diese wird zum zentralen Bezugspunkt für die Betriebe: Aufgrund des freiwilligen Charakters der Teilnahme ist dem Betrieb eine Steuerung der Aktivitäten der Teilnehmer nur eingeschränkt möglich (s. Abschn. 5.3). Umso wichtiger wird daher die Mobilisierung einer hinreichenden Masse von Usern als Basis für additive Ergebnisse (z.B. Voting, Ideensammlung), als Potenzial für Einzellösungen (z.B. Problemlösungswettbewerbe) oder als Grundlage, um ein Forum attraktiv zu machen. Dabei unterliegen die Anbieter Prinzipien der „Aufmerksamkeitsökonomie“ (vgl. Franck 1998).

Literatur

- Alby, T. (2008): Web 2.0. Konzepte, Anwendungen, Technologien. 3., überarb. Aufl. München.
- Ayers, Ph./ Matthews, Ch./ Yates, B. (2008): How Wikipedia Works. And How You Can Be a Part of It. San Francisco.
- Benkler, Y. (2006): The Wealth of Networks. How Social Production transforms Markets and Freedom. New Haven/London.
- Braverman, H. (1977): Die Arbeit im modernen Produktionsprozess. Frankfurt a.M./New York.
- Chesbrough, H. W. (2006): Open Innovation. The New Imperative for Creating Profiting from Technology. London.
- Chesbrough, H. W. (2007): Open Business Models. How to Thrive in the New Innovation Landscape. London.
- Chesbrough, H. W./Vanhaverbeke, W./West, J. (2007): Open Innovation: Researching a New Paradigm. Oxford.
- Davidow, W. H./Malone, M. S. (1993): Das virtuelle Unternehmen. Der Kunde als Co-Produzent. Frankfurt a.M./New York.
- Dabholkar, P. A. (1996): Consumer evaluations of new technology-based self service options. An investigation of alternative models of service quality. In: International Journal of Research in Marketing, 13. Jg., H. 1, S. 29–51.
- Dabholkar, P. A./Bobbitt, L. M./Lee, E.-J. (2003): Understanding consumer motivation and behavior related to self-scanning in retailing. In: International Journal of Service Industry, 14. Jg., H. 1, S. 59–95.
- Drossou, O. (2006): Die wunderbare Wissensvermehrung. Wie Open Innovation unsere Welt revolutioniert. München.
- Ebersbach, A./Glaser, M./Weigl, R. (2008): Social Web. Konstanz.
- Franck, G. (1998): Ökonomie der Aufmerksamkeit: Ein Entwurf. München.

- Grün, O./Brunner, J.-C. (2002): Der Kunde als Dienstleister. Von der Selbstbedienung zur Co-Produktion. Wiesbaden.
- Gutek, B. A. (1995): *The Dynamics of Service. Reflections on the Changing Nature of Customer/Provider Interactions*. San Francisco.
- Hippel, E. van (2002): *Democratizing Innovation*. Cambridge, Mass.
- Hirsch-Kreinsen, H. (2005): *Wirtschafts- und Industriesoziologie. Grundlagen, Fragestellungen, Themenbereiche*. Weinheim/München.
- Howe, J. (2006): The Rise of Crowdsourcing. In: *Wired* no. 14.
- Howe, J. (2008): *Crowdsourcing. Why the Power of the Crowd is Driving the Future of Business*. New York.
- Kleemann, F./Rieder, K./Voß, G. G. (2009): Kunden als Innovatoren. Die betriebliche Nutzung privater Innovativität im Web 2.0 durch „Crowdsourcing“. In: *Wirtschaftspsychologie*, 11. Jg., H. 1, S. 28–35.
- Kleemann, F./Voß, G. G./Rieder, K. (2008a): Un(der)paid Innovators. The Commercial Utilization of Consumer Work through Crowdsourcing. In: *Science, Technology & Innovation Studies*, 4. Jg., H. 1, S. 5–26, <http://www.sti-studies.de/>.
- Kleemann, F./Voß, G. G./Rieder, K. (2008b): Crowdsourcing und der Arbeitende Konsument. In: *Arbeits- und Industriesoziologische Studien*, 1. Jg., H. 1, S. 29–44, <http://www.ais-studien.de/>.
- Michel, S. (2000): Qualitätsunterschiede zwischen Dienstleistungen und Eigenleistungen (Prosuming) als Herausforderung für Dienstleister. In: Bruhn, M./Stauss, B. (Hrsg.): *Dienstleistungsqualität. Konzepte – Methoden – Erfahrungen*. 3. Aufl., Wiesbaden, S. 71–86.
- Minssen, H. (2005): *Arbeits- und Industriesoziologie. Eine Einführung*. Frankfurt a.M./New York.
- Münker, St. (2009): *Emergenz digitaler Öffentlichkeiten. Die sozialen Medien im Web 2.0*. Frankfurt a.M.
- Papsdorf, Ch. (2009): *Wie Surfen zu Arbeit wird. Crowdsourcing im Web 2.0*. Frankfurt a.M./New York.
- Pentzold, Ch. (2007): *Wikipedia. Diskussionsraum und Informationsspeicher im neuen Netz*. München.
- Reichwald, R./Meyer, A./Engelmann, M./Walcher, D. (2007): *Der Kunde als Innovationspartner. Konsumenten integrieren, Flop-Raten reduzieren, Angebote verbessern*. Wiesbaden.
- Reichwald, R./Piller, F. (2006): *Interaktive Wertschöpfung. Open Innovation, Individualisierung und neue Formen der Arbeitsteilung*. Wiesbaden.
- Rieder, K./Voß, G. G. (2009): Der Arbeitende Kunde – die Entwicklung eines neuen Typus des Konsumenten. In: *Wirtschaftspsychologie*, 11. Jg., H. 1, S. 4–10.
- Stegbauer, Ch. (2009): *Wikipedia. Das Rätsel der Kooperation*. Wiesbaden.
- Stegbauer, Ch./Jäckel, M. (Hrsg.) (2008): *Social Software. Formen der Kooperation in computerbasierten Netzwerken*. Wiesbaden.
- Surowiecki, J. (2005): *The Wisdom of Crowds. Why the Many Are Smarter Than the Few*. London.
- Voß, G. G. (2005): „Die nächste Stufe der Selbstbedienung ist der arbeitende Kunde ...“. In: *GDI-Impuls Winter 2005*, S. 56–65.
- Voß, G. G. (2006): Arbeitende Bankkunden. In: Habscheid, St./Holly, W./Kleemann, F./Matuschek, I./Voß, G. G.: *Über Geld spricht man. Medienvermittelte Kommunikationsarbeit und Arbeitskommunikation im Bankgeschäft*. Wiesbaden, S. 123–161.
- Voß, G. G./Kleemann, F. (2009): Arbeitende Kunden im Web 2.0. In: Bieber, Ch./Eifert, M./Gross, Th./Lamla, J. (Hrsg.): *Soziale Netze in der digitalen Welt. Das Internet zwischen egalitärer Teilhabe und ökonomischer Macht*. Frankfurt a.M./New York, S. 141–160.
- Voß, G. G./Rieder, K. (2005). *Der arbeitende Kunde. Wenn Konsumenten zu unbezahlten Mitarbeitern werden*. Frankfurt a.M./New York.
- Voswinkel, S. (2000): Das mcdonaldistische Produktionsmodell – Schnittstellenmanagement interaktiver Dienstleistungsarbeit. In: Minssen, H. (Hrsg.): *Begrenzte Entgrenzungen. Wandlungen von Organisation und Arbeit*. Berlin, S. 177–199.

Vinicius Liebel

Die politische Karikatur im Stürmer – eine dokumentarische Bildinterpretation¹

The political caricature in “Der Stürmer” – an image interpretation using the documentary method

Zusammenfassung:

Die konstante Nachfrage nach Forschungsarbeiten mit Hilfe von Bildanalysen innerhalb der Geisteswissenschaften hatte die zunehmende Entwicklung von Methoden und Theorien zur Unterstützung dieser Aufgabe zur Folge. Das hier vorgestellte dokumentarische Verfahren zählt zu den wichtigsten qualitativen Methoden in dieser Hinsicht. Es wurde von Ralf Bohnsack entwickelt und basiert auf Panofskys Theorien sowie auf Konzepten von Karl Mannheim und Pierre Bourdieu. Durch das dokumentarische Verfahren ist eine tiefere Analyse der Quellen möglich. Es vollzieht sich ein Wechsel des Recherchefokus von der Suche nach dem immanenten Sinn zu der Suche nach dem dokumentarischen Sinn. Auch die technischen Elemente spielen eine wichtige Rolle in der Interpretation. Hierbei dient die kunstgeschichtliche Theorie von Max Imdahl als Basis. In diesem Aufsatz wird die dokumentarische Methode zur Bildanalyse beschrieben und dann in beispielhafter Interpretation zweier politische Karikaturen der berühmten nationalsozialistischen Zeitung „Der Stürmer“ angewandt. Diese vergleichende Studie dient dazu, die Nutzbarkeit der Methode und ihre Ergebnisse zu verdeutlichen.

Schlagworte: dokumentarische Methode, Bildanalyse, politische Karikaturen, „Der Stürmer“

Abstract:

The constant increase of research and studies on images within the humanities made it necessary to develop methods and theories that assist the academics on his task. The here presented documentary method counts as one of the principal qualitative methodologies for this purpose. Developed by Ralf Bohnsack, this theory is based on Panofsky's theories combined with concepts by Bourdieu (*habitus*) and Mannheim (*Weltanschauung*). It proposes a deeper analysis of the source, changing the focus from the search for the immanent meaning to the search for the documentary meaning. Furthermore, according to the documentary method, the formal elements of a picture as well as a text are important. For this task of the analysis Imdahl's theory on Art History serves as foundation. This paper overviews this qualitative method. Afterwards the method is applied to interpret a particular type of art, the political cartoon. In order to demonstrate the use and the possible results of this methodology, two cartoons of the notorious Nazi newspaper *Der Stürmer* are examined in a comparative way.

Key-Words: documentary method, images analysis, political cartoons, *Der Stürmer*

1 Einleitung

Die politische Karikatur spielt besonders im 20. Jahrhundert eine wichtige Rolle in der Ereignischronik. So wie ein Journalist, beobachtet auch der Karikaturist die Fakten und skizziert einen „Bericht“ darüber.

Das kritische Element ist eine der Besonderheiten der Karikatur. Hier liegt der Unterschied zwischen Meinungsbeeinflussung und reiner Informationsübermittlung. Das Zusammenführen von Informationen und kritischer Meinungsäußerung in einem Bild macht die Arbeit des Karikaturisten vergleichbar mit der Arbeit eines Kolumnisten. Durch die Kritik und den (oft verborgenen) Angriff positioniert sich der Karikaturist gegenüber dem Inhalt seiner Zeichnung. Somit informiert er durch seine Illustration und versucht gleichzeitig, die Lesermeinung zu beeinflussen.

Die Leichtigkeit, die eine Karikatur vermittelt, ist eines ihrer interessantesten Charakteristika. Entgegen der allgemeinen Überzeugung werden Karikaturen nicht nur von Gegnern eines Regimes genutzt, sondern auch von Sympathisanten, da die Karikatur einerseits zum Widerstand und andererseits zu Propagandazwecken dienen kann. Ihre Verwendung ist sowohl in Diktaturen als auch in demokratischen Regimen zu beobachten. Vor allem in diktatorischen Regimen wird die Karikatur oft als Mittel zur Kritik verwandt, weil durch die Leichtigkeit der Zeichnung eine kritische Meinung getarnt werden kann. Dies ist ein deutlicher Vorteil gegenüber der schriftlichen Rede, in der Kritik in der Regel offener und direkter ausgesprochen werden muss.

Ein aufschlussreiches Kriterium bei der Betrachtung der Karikatur ist die Zeitung oder Zeitschrift, in der sie erschienen ist. Hier ist vor allem die Frage der Leserschaft beachtenswert. Der Kauf einer Zeitung ist nur im seltensten Fall impulsiv, meist ist er die Frucht einer langen Beziehung zwischen Leser und Zeitung. In jedem Milieu gibt es eine Zahl von Akteuren und Gruppen, die nicht nur finanzielle oder physische *Macht* wollen, sondern auch nach symbolischer Herrschaft (vgl. Bourdieu 2002) streben. Aus soziologischer Sicht kann man davon ausgehen, dass die Wahl des Zeitungslesers auch sein soziales Milieu widerspiegelt. Dementsprechend wird auch die Ausdrucksweise an dieses Milieu angepasst. Die Karikatur weicht nicht von dieser Regel ab.

Die verschiedenen Gesellschaftsgruppen gründen sich auf Strukturen, die nicht nur Einfluss auf ihre Meinung, sondern auch auf ihre Handlungen haben. Die Beziehung zwischen sozialen Gruppen und diesen Strukturen wurden ausgiebig studiert, u.a. in den Werken von Bourdieu und Mannheim. Deren Theorien bilden auch die Grundlage der von Ralf Bohnsack (2007) entwickelten dokumentarischen Methode, die in diesem Aufsatz zur Analyse der Karikaturen verwendet wird.

2 Die dokumentarische Bildinterpretation

Das dokumentarische Verfahren Bohnsacks ist der Versuch einer (qualitativen) Gesamtanalyse des Objekts. Laut Mannheim muss jede Analyse eines Kulturgebildes, sei es eine Gesellschaftsgruppe, eine Nation oder ein anderes Untersu-

chungselement, drei „Sinnschichten“ (Mannheim 1964, S 104ff.; siehe auch Weller 2005) beachten: a) den *objektiven* Sinn bzw. das, was aus der reinen Beobachtung entnommen werden kann, d.h. den immanenten Sinn, b) den *intendierten Ausdruckssinn*, dabei geht es um die Botschaften der Körper und verschiedene mögliche Bedeutungen der Wörter, und c) den *dokumentarischen* Sinn, d.h. die Interpretation und Dokumentation der Kulturgebilde und deren *Herstellungsweise* in ihrem eigenen Kontext. Diese Betrachtungsebene kann unter keinen Umständen außer Acht gelassen werden. Die zwei ersten Sinnstrukturen, der objektive und der intendierte, können zwar auch allein zu Ergebnissen führen, aber erst die Analyse des Kulturgebildes unter Beachtung seines eigenen Zeitalters und Milieus, also des konjunktiven Erfahrungsraumes (Mannheim 1980; Bohnsack 2009b), in dem es entstanden ist, ermöglicht eine komplette und adäquate Interpretation.

Die Rekonstruktion der konjunktiven Erfahrungsräume erscheint so als wesentlicher Teil des Interpretationsprozesses, und ermöglicht, laut Bohnsack (2009, Kap. 2), die Änderung des Fokus: von der Frage danach, *was* das Kulturgebilde ist, dazu, *wie* es hergestellt wurde. Daher ist die historische Einordnung des Phänomens ein Postulat, weil man nur durch diese Rekonstruktion eine genaue Vorstellung vom Handlungssinn bzw. Herstellungssinn bekommen kann. Bei der Rekonstruktion des Kontextes geht es nicht nur um die Untersuchung des Zeitpunktes und des Ortes, sondern auch um die geistigen Strukturen, die eine wichtige Rolle in der „Sinnherstellung“ spielen. So wird offensichtlich, dass eine bestimmte Handlung nur durch die Analyse der drei „Sinnschichten“ total erfasst werden kann.

In Panofsky Theorien wird diese Vorgehensweise durch die Begriffe Ikonografie und Ikonologie zum Ausdruck gebracht. Diese beiden Begriffe bilden das kunstgeschichtliche Pendant der beiden Sinnebenen der dokumentarischen Methode, d.h. die Ikonografie entspricht der „Was-Frage“, während die Ikonologie die „Wie-Frage“ der Kunstgeschichte darstellt. Die Methode Panofskys enthält drei Analyseebenen, in deren Verlauf die beiden Fragen der dokumentarischen Methode gestellt werden. In einem ersten Schritt werden die primären und natürlichen Elemente des Bildes erfasst, d.h. die Analyse der vor-ikonographischen Elemente eines Bildes wird durchgeführt. Nach diesem vor-ikonografischen Schritt wird nach dem ikonografischen Sujet gesucht. Dabei gilt es, die Gesamtheit der vor-ikonografischen Elemente zu interpretieren, also ihre Bedeutung als Thema oder Allegorie (Element des Imaginären, Castoriadis 2000) zu erläutern. Die letzte Stufe der Methode Panofskys ist die der Ikonologie, also der Interpretation des Bildes unter Beachtung seiner Einzelheiten als Ausdruck seiner sozialen und historischen Hintergründe. Dies betrifft im Bereich der Geisteswissenschaften die Analyse der Weltanschauung und des *Habitus*, die in der jeweiligen Gesellschaft ermittelt werden können. Zur Vervollständigung des klassischen Verfahrens Panofskys bezieht die dokumentarische Methode die „Ikonik“ Imdahls (1988) mit ein. Max Imdahl orientiert sich an den Grundzügen von Panofskys Ikonologie, aber ergänzt diese um Analyseelemente, die aus dem Bereich der formalästhetischen Analyse stammen.

Die Karikaturen können insofern in dieses Schema eingeordnet werden, als dass sie durch die Darstellung einer Idee, einer Ideologie oder auch eines Vorurteils Ausdruck der Weltanschauung einer Gesellschaftsgruppe sein können. Solche Elemente sind für die Gesamtanalyse einer Gesellschaft oder eines Teils dieser repräsentativ. Die Karikatur ist ein Abbild des Alltags und der Subjekte der analysierten Zeit. Vor allem spiegelt sie aber die Sicht des abbildenden

Bildproduzenten (Bohnsack 2007) wider, da die Darstellung eine Wiedergabe seines Alltags bzw. seiner gedanklichen Strukturen ist. Daher ist die Karikatur ein Teil seines *Habitus*, ein Spiegel der gedanklichen Strukturen (Weltanschauung und Imaginäres) seiner Gesellschaftsgruppe. Dementsprechend kann sie als ein Ausdruck der Beschaffenheit dieser (als *opus operatum*) angesehen und analysiert werden. An der Art und Weise der Nutzung des Humors oder der Gewalt/des Terrors in der Karikatur und an dem vom Zeichner gewähltem Thema lässt sich der *modus operandi* seiner sozialen Gruppe erkennen. Hier spielen die mentalen Bilder eine entscheidende Rolle. Sie bestimmen nicht nur die Entstehung des Handelns und in diesem Fall der Karikatur, sondern sie zeigen auch die Begrenzung seiner Gesellschaftsgruppe und ihrer Identifizierung auf.

3 Beispielhafte Analyse nach der dokumentarische Methode

Zur Verdeutlichung der dokumentarischen Methode (Bohnsack 2009b) werden in diesem Teil des Aufsatzes zwei Karikaturen der Zeitung *Der Stürmer* analysiert.

Die Zeitung *Der Stürmer* wurde 1923 in Nürnberg gegründet und hatte bereits zu diesem Zeitpunkt eine rassistische Orientierung, die sich vorrangig gegen Juden richtete. *Der Stürmer* spielte eine entscheidende Rolle bei der nationalsozialistischen Machtergreifung. Am Anfang war er eine Regionalzeitung und seine Verbreitung war auf den Nürnberger Raum begrenzt. Bereits 1933 hatte sich der Einfluss der Zeitung auf ganz Bayern vergrößert (die Auflage im Jahr 1933 betrug ungefähr 25.000 Exemplare), aber erst ab 1933 erweiterte die Zeitung ihren Einflussbereich: Sie wurde zur nationalen Zeitung und erhöhte somit ihre Auflage erheblich. Bis 1938 war die Zahl bereits auf 470.000 Exemplare pro Auflage gestiegen und hat eine Spitzauflage von 1.5 Million Exemplaren erreicht.²

Der Stürmer wurde 22 Jahre lang in Deutschland veröffentlicht und hat in diesem Zeitraum die Veränderungen der politischen Struktur Deutschlands überlebt. Der Stil der Zeitung kann als „populär“ bezeichnet werden, d.h. sie war an Arbeiter gerichtet: Kleine Artikel und viele Bilder auf jeder Seite, unverblümete Sprache voller Gewalt und ein ewiges Motto – „Juden sind unser Unglück“ zeichneten sie aus. Die Zeitung war ein wesentlicher Teil des Wachstumsprozesses der nationalsozialistischen Bewegung. Bis 1923 (Gründungsjahr des *Stürmers*) war die NSDAP eine lokale Münchner Partei. Ende 1922 hatte Hitlers Partei den ersten großen Anstieg von Parteimitgliedern außerhalb Münchens zu verzeichnen, nämlich aus Nürnberg unter Führung von Streicher – Herausgeber und Gründer von *Stürmer*³. Die Zeitung wurde in allen drei Phasen der nationalsozialistischen Geschichte als antisemitische und nationalsozialistische Propaganda verwendet, d.h. in der Bewegung von 1923 bis 1933, in den ersten Machtjahren von 1933 bis 1939 und in den Kriegsjahren von 1939 bis 1945.

Dem Kampf gegen die Juden im *Stürmer* schloss sich 1925 ein neuer Teilnehmer an: Karikaturist Philippe Rupprecht, bekannt unter dem Beinamen „der Fips“. Der Zeichner konnte durch seine Arbeit in der Zeitung große Erfolge verzeichnen. Lange Zeit war er der einzige Karikaturist und entwickelte seinen spezifischen Stil:

“With the exception of the year 1927, he remained the *Stürmer*’s only regular cartoonist until 1945, drawing thousands of vivid and revolting anti-Jewish caricatures. His style changed over his career, but the essential characteristics of a Fips Jew remained constant. He was short, fat, ugly, unshaven, drooling, sexually pervert, bent-nosed, with piglike eyes, a visual embodiment of the message of the *Stürmer*’s articles.” (Bytwerk 2001, S. 56)

Die Karikaturen von „Fips“ in der Zeitung waren nicht nur illustrativ, sondern meist eigenständig, d.h. sie hingen nicht von Nachrichten oder Artikeln der Zeitung ab. Sie sprachen unterschiedlichste Themen an oder waren Ausdruck einer Weltanschauung. Hierbei handelte es sich um die Darstellung der Weltanschauung des abbildenden Bildproduzenten (vgl. Bohnsack 2009a) und nicht des abgebildeten Objekts. Die Verwendung des Judenbildes zu Propagandazwecken setzt voraus, dass das Bild der Wahrnehmung der Wirklichkeit durch den Bildproduzenten entspricht.

Die Figur des Juden war das größte Feindbild der nationalsozialistische Ideologie und Weltanschauung. Jedes soziale und ökonomische Problem in Deutschland wurde den Juden zur Last gelegt. Der Judenhass war das zentrale Motto für die Nationalsozialisten und ihre Propaganda war akribisch darauf ausgerichtet. Die Judendarstellungen in den Karikaturen waren genauso vielfältig wie die Themen selbst. Der Jude war zwar nicht immer die Hauptfigur der Karikaturen, aber er war immer das Angriffsziel der Zeichnung. Folgendes Beispiel veranschaulicht dies.

3.1 Erste Karikatur



Abbildung 1: FIPS. Angst. Der *Stürmer*, No. 7. Feb. 1935, S. 6

3.1.1 Vor-ikonographische Elemente

Im Vordergrund des Bildes ist ein Hut tragender Mann zu sehen, der auf einer Straße läuft. Der Mann trägt einen Mantel, darunter einen Anzug und hält in der linken Hand einen Regenschirm. Er passiert gerade ein großes Gebäude mit Fenster. Quer vor dem Mann steht ein Warnschild gegen die Wand gelehnt. Der Pfosten des Schildes kreuzt die Figur des Mannes auf Höhe seiner Brust, seines rechten Beines und seiner linken Schulter. Im Hintergrund befindet sich ein weiteres Schild, das im gleichen Winkel wie das andere Schild gegen die Wand gelehnt ist. Drei Objekte fallen auf den Kopf des Mannes und auf dem Boden sind weitere Teile zu sehen. Am Horizont sind die Konturen anderer Gebäude abgebildet.

Der Mann hat abstehende Ohren ein unrasiertes Gesicht und eine auffallend große Nase sowie „Plattfüße“. Die Handrücken sind behaart und der zusammengekauerte Gesamtkörperausdruck zeugt von Angst und Schrecken. Der Mann ist dick, was durch seine engen Kleidungsstücke betont wird. Der Gesichtsausdruck deutet auf Schmerz oder Unglück hin. Dies wird durch instabile Elemente wie Augen und Mund betont. Die Augen sind geschlossenen und die Mundwinkel „nach unten“ gezogen.

3.1.2 Ikonographische Analyse

Der Mann ist ein Jude, wovon die charakteristischen Merkmale der Darstellung zeugen. Die Gestaltungselemente spielen eine wichtige Rolle, durch sie wird die Bedeutung der Karikatur geprägt. Vor allem die Nase deutet darauf hin, dass hier ein Jude abgebildet ist.

Die Darstellung der Juden auf diese Weise ist weder ein modernes Phänomen noch eine nationalsozialistische Erfindung. In der Tat stammt diese Darstellungsweise schon aus dem Mittelalter. Durch die Erfindung der Presse im XVI. Jahrhundert wurde sie dann weitverbreitet. Erst im XIX. Jahrhundert machte die Einführung von Bildern, die auf Postkarten und Bücher gedruckt wurden, sie dann zum „Massenphänomen“. Die physische Charakterisierung zeigt einige dauerhafte Elemente, die in einer Stigmatisierung münden. Die „Judennase“ wird stets „wie ein Sechser“ dargestellt, was die Figur nicht nur als „Juden“ identifiziert, sondern auch viele Vorurteile und Merkmale transportiert, die als Unterscheidungsfaktoren genutzt werden.

„die Verbindung der Nase als Unterscheidungsmerkmal gegen andere und der Nase als Garant, als Zeichen eines ‚realen‘ Juden – erst dies macht die antisemitisch markierte Nase zum Signifikanten. Als solcher wird er in eine ‚zeitlose Ewigkeit‘ (Said) eingefügt, indem er zum Subjekte eines Satzes gemacht wird, der da lautet: Der Jude IST... Der Jude ... ist jenes Signifikat, das der Signifikant Nase produziert hat“. (Charim 2008, S. 30)

Die Nase der Figur ist also das zentrale Kennzeichen zu ihrer Identifizierung. Die abstehenden Ohren komplimentieren das „typische“ Gesicht des Juden und spielen dabei, genau wie die Nase und die Plattfüße, eine identifizierende Rolle. Diese Identifizierung entspricht derjenigen der „Typengeschichte“ im Sinne der ikonologischen Interpretation von Panofsky (1975; s. auch Bohnsack 2009a, Kap. 4.1).

Die äußerlichen Merkmale der Figur dienen also zur Stigmatisierung der abgebildeten Person. Die abstehenden Ohren, das fleischige Gesicht, die Plattfüße

und die „Sechser-Nase“ sind die gängigen Darstellungsmittel, die zur Charakterisierung der Juden genutzt wurden (und teilweise bis heute genutzt werden). Auch der Versuch der Animalisierung bzw. Geringschätzung der Figur ist im Bild merklich. Durch die Haare auf den Händen und die Bartstoppel im Gesicht wird die Nähe zwischen den Juden und den Tieren angedeutet, eine Beziehung, die eine „Evolutionsfrage“ stellt. Die Überlegenheit des deutschen Volkes, die für Nationalsozialisten so offensichtlich und wichtig war, wird auf diese Weise unterstrichen. Die Darstellung des haarigen Körpers des Juden soll seine Unterlegenheit ausdrücken, ja ihn sogar zum Untermenschen degradieren.

Eine weitere Charakterisierung der Gestalt erfolgt durch die Kleidung. Nachdem die Figur schon durch ihre körperlichen Merkmale als Jude gekennzeichnet wird, findet durch die abgebildete Kleidung der zweite Schritt zur Gesamtidentifizierung der Gestalt statt. An dem (engen) Anzug und dem Mantel ist zu erkennen, dass es sich nicht um einen verarmten Menschen handelt. Die Kleidung legt nahe, dass der Abgebildete ein Zugehöriger der *petite bourgeoisie* ist. Sein Anzug ist der eines Geschäftsmannes. Auch dies trägt zur Charakterisierung der Figur bei.

Der „kapitalistische“ Jude war ein verbreitetes Image, das wiederum eine weitere Dimension von Vorurteilen beinhaltet. Hierbei ging es um das Verhältnis der Juden zu Geld, ihren Geiz und ihre Habgier. Dieses Image ist seit dem Mittelalter im Westen Europas vorhanden und hat sich stetig weiterentwickelt und verstärkt. Das Bild der Juden als Händler und Wucherer begleitete die Juden seit geraumer Zeit und wurde durch das Entstehen der modernen Nationalstaaten, wo Juden im öffentlichen und bürokratischen Dienst eingestellt wurden, verstärkt (Arendt 2000). Dieses Image bietet die Grundlage des modernen Antisemitismus. Seine Verankerung im westlichen Imaginären hat nicht nur die Einstellung gegenüber Juden, sondern auch das Selbstbild der nicht-jüdischen Bevölkerung beeinflusst. Durch Eigenschaften wie Ehrlichkeit, Großzügigkeit und Güte grenzte man sich von den unehrlichen, geizigen und boshafte Juden ab. Diese imaginäre Grenze wurde in Bilder wie dem obigen aufgegriffen.

Des Weiteren kann man auf dem obigen Bild erkennen, dass die Szene in einer urbanen Umwelt spielt. Der Hintergrund und die Formen der Gebäude bilden die Szenerie. Außerdem bewegt sich die Figur in einem mit zwei Pfosten abgegrenzten Bereich, in dem die „Dacharbeit“ stattfinden. Der Fall der Dachziegel auf den Kopf des Juden ist dementsprechend vermutlich ein Arbeitsunfall.

3.1.3 Formale Komposition

Wenn man die formale Komposition einer Karikatur analysiert, ist man mit einigen Problemen konfrontiert, besonders wegen der grotesken und chaotischen Natur der Karikatur. Manchmal zeichnet der Künstler nicht nach formalen Regeln, sondern nutzt das Missverhältnis, denn die Natur der Komposition der Karikaturen ist in vielen Fällen sehr unregelmäßig.

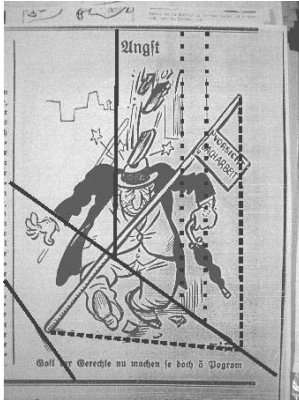


Abbildung 2



Abbildung 3



Abbildung 4

In Abbildung 2 kann man die planimetrische Komposition der Karikatur an der Linie des rechtsseitigen Gebäudes und des linksseitigen Bürgersteiges (Volllinien) erkennen. Diese Markierungen begrenzen den Bürgersteig, der die zentrale Bühne der Szene ist. Dort befinden sich die Hauptelemente der Karikatur, d.h. die Figur des Juden und das Hinweisschild „Vorsicht Dacharbeit“. Die Position des Pfeilers des Schildes auf dem Bürgersteig ist durch die gestrichelte Linie gekennzeichnet. Der Stab projiziert eine diagonale imaginäre Linie auf den Boden und bildet ein quasi rechtwinkliges Dreieck mit der Wand des Gebäudes. Durch diese Projektion entsteht der Eindruck, dass der Mann mit dem rechten Knie gegen den Stab stößt. Die Punktlinien folgen den Koordinaten, die vom Fenster und den Markierungen auf der Wand gezogen werden können, und bieten somit eine Raumfortsetzung des Gebäudes.

In Abbildung 3 ist die Begrenzung des Bereiches zu sehen, in dem die Dacharbeit geschehen. Dieser Bereich befindet sich zwischen den zwei Stäben und beinhaltet den Teil des Bürgersteiges, auf dem sich die Figur befindet. Das Parallelogramm, das durch die Verbindung der Spitzpunkte des Staubes entsteht, formt den spezifischen Raum der Szenerie, wo die Elemente der Karikatur hervorgehoben werden und sich das Geschehen abspielt. Die Abbildung 4 zeigt drei Linien, die sich ungefähr im 45 Grad Winkel zu Bürgersteig und Wand befinden. Die Linien folgen dem vorderen Hinweisschild, dem fallenden Dachziegel und dem hinteren Hinweisschild, die auch der Richtung des Armes folgt. Durch die „Struktur“ wirkt es, als werde der Jude gegen die Wand gedrückt.

3.1.4 Ikonologisch-ikonische Interpretation

Im Zentrum des Bildes befindet sich die Figur eines Juden, der gerade auf einem Bürgersteig einer (deutschen?) Stadt läuft. Im Vordergrund ist ein Schild mit der Aufschrift „Vorsicht – Dacharbeit“ zu sehen und im Hintergrund liegt ebenfalls ein Pfosten. Beim Durchqueren des markierten Bereichs fallen einige Dachziegel in Richtung des Juden. Der erste Dachziegel hat gerade den Kopf des Juden getroffen und in seinem Gesicht spiegeln sich Schmerz und Angst wider.

Die Szene des Bildes könnte in jeder x-beliebigen Stadt passieren. Es könnte ein reiner Unfall sein. Die drei Dachziegel (einer auf dem Kopf des Juden und die

folgenden zwei auf dem Weg dahin) geben keinen eindeutigen Aufschluss darüber, ob die Situation ein Angriff ist. Dennoch kann diese Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden. Dies ist aber nicht die zentrale Frage. Der Hauptfokus wird jedenfalls auf den Bereich, der durch die Hinweisschilder begrenzt ist, gelenkt.

Der analysierte Raum (Parallelogramm in Abbildung 3) wird durch die Schilder im Vordergrund und im Hintergrund als gefährlich klassifiziert und trotzdem durchquert der Mann ihn. Er läuft an der Wand entlang trotz aller Hinweise. Dies könnte auch als Zeichen seiner Dummheit gedeutet werden. Prinzipiell würde für ihn die Möglichkeit bestehen, auf den gegenüberliegenden Bürgersteig auszuweichen oder eine andere Straße zu nehmen. Er könnte den Bereich meiden, aber er setzt seinen Weg fort. Daher muss er die Konsequenzen tragen. Der begrenzte Bereich könnte als folgende Analogie verstanden werden: Aller Warnungen und Hinweisen zum Trotz setzt der Jude seinen Weg (in Deutschland) fort und wer sich in solch gefährliche Lage begibt, muss mit „Unfällen“ rechnen, da dort eine „Sanierung“ stattfindet. Der Jude setzt seinen Gang also auf eigene Gefahr fort.

Die Juden leiden somit an einem Realitätsverlust, weil sie die Warnhinweise nicht wahrnehmen oder ignorieren, die ihnen zu erkennen geben, dass es in Deutschland an der Zeit ist, die notwendigen Renovierungen und Reparaturen durchzuführen, sodass sie demzufolge zum Oper der Reparaturen werden. Man könnte dies als Mut und Widerstand interpretieren. Die Planimetrie und die Körperhaltung stehen dem aber eindeutig entgegen. Wenn die Juden immer noch im Land sind, handelt es sich nicht um Mut, sondern um Dummheit. Sie sind somit selbst schuld.

Solch eine Botschaft hätte zu der Weltanschauung der regierenden Gruppe bzw. der Nationalsozialisten gepasst. Ab 1935 (Veröffentlichungsjahr der Karikatur) fand eine Intensivierung der Drohung gegen Juden in Deutschland statt. Dies war Ausdruck einer allmählichen Veränderung des Habitus, die aus der Verstärkung des Antisemitismus im nationalsozialistischen Reden resultierte. Unter der Führung von Julius Streicher wurde die „Judenfrage“ öfter und in stärkerer Weise debattiert. Die ersten Übergriffe gegen Juden ereigneten sich während Weihnachten 1934 und ihre Intensität nahm ständig zu.

„Das erste Ziel des antisemitischen Mobs waren jüdische Läden: Die Eingänge wurden durch Posten blockiert, Kunden fotografiert, Fensterscheiben beklebt oder zertrümmert, vor den Geschäften oder Häusern der Besitzer kam es zu Demonstrationen. Attackiert wurden außerdem vor allem Juden, die wegen ihres intimen Umgangs mit Nichtjuden als ‚Rassenschänder‘ bezichtigt wurden. In Badeanstalten wurden Zwischenfälle organisiert, die häufig mit der Verbannung von Juden endeten, und Parteikaktivisten drängten mehr und mehr darauf, an Ortseingängen ‚Warntafeln‘ aufzustellen, die den jeweiligen Ort für ‚judenfrei‘ erklärten.“ (Longerich 2007, S. 75)

Das Bild ist somit doppeldeutig: Zum einen ist es eine Warnung/Drohung an Juden vor der Gefahr ihres Lebens in Deutschland (gemäß der vorgestellten Analogie). Zum anderen kann es auch als ein Aufruf zur Aktion gegen Juden verstanden werden. Die herunterfallenden Dachziegel wären dann als ein Beispiel der Gewaltwelle zu deuten, die auf die Ausrufung des „judenfreien“ Bereiches (Abbildung 3) anspielt. In diesem Falle wäre das Bild als reine Propaganda zu verstehen und der dargestellte Jude wäre ein Symbol für die gesamte jüdische Bevölkerung, das alle „Rassestigmata“ trägt. Die Gewalt gegen den Juden im Bild wäre ein Angriff auf die jüdische Rasse und ihre Laster, die das deutsche Volk verschmutzen.

In diesem Zusammenhang war die Judenverfolgung schon eine Realität: Zwischen 1933 und Ende 1934 wurden zahlreiche antisemitische Manifestationen organisiert, besonders gegen jüdische Geschäfte. Viele Judenrechte wurden aufgehoben beispielsweise durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und das Rechtsanwaltsgesetz. Es war die erste antisemitische Welle der nationalsozialistische Regierung (ebd., S. 63). Das Bild stammt allerdings aus der folgenden Phase, der zweiten antisemitischen Welle. In dieser Phase wurden die Aktionen gegen die Juden bis Ende 1935 intensiviert. Den Höhepunkt dieser Phase stellten die Nürnberger Gesetze dar. Die Gewalt in diesem Zeitraum wurde nicht offiziell von der Regierung gefordert, aber die gewalttätigen Manifestationen wurden von der Partei geplant. Die Karikatur kann als ein Aufruf zu Aktionen interpretiert werden und spielt auf diese Weise auch eine mobilisierende Rolle.

Auch die drei Dachziegel (die gerade am Herunterfallen sind) können als Allegorie aufgefasst werden. Sie drücken die Einigkeit des deutschen Volkes (bzw. der Nationalsozialisten) aus sowie die „Sanierungsarbeit“ gegen die Juden. Dieser Einheitsgedanke war ein wesentlicher Bestandteil der nationalsozialistischen Weltanschauung. Er wurde meist durch den Begriff der Volksgemeinschaft formuliert. Der Begriff wurde vor allem in der Zeit zwischen 1933 und 1936 oft genutzt, da dieser Zeitraum nach der Machtergreifung dem Anwerben neuer „Anhänger“ gewidmet wurde. Laut Arendt (2000) wurde die nationalsozialistische Bewegungsphase (1922–33) zum Anwerben „echter“ Nazis aufgewandt, hier wurden die echten Gläubigen rekrutiert. Die überwiegende Mehrheit der „hochkarätigen“ Nationalsozialisten trat in dieser Phase der Bewegung bei. Dieser Umstand wurde durch das „zwiebelförmige Verwaltungssystem“ (mit Hitler im Zentrum der Struktur) hervorgehoben. Fanatismus und der Zustimmung zur Partei und Ideologie bestimmten die Position des Individuums in der Machtstruktur, waren aber keine Bedingung für die Zugehörigkeit zur Volksgemeinschaft. Hierfür musste man nur ein „Rassengenosse“ sein, wodurch die Juden natürlich ausgeschlossen wurden. Die drei herunterfallenden Ziegel können also als Allegorie für die Einigkeit der drei Elemente der nationalsozialistischen Struktur – Hitler, die aktiven und die passiven Anhänger der NSDAP – in ihrer Abneigung gegen die Juden gedeutet werden.

3.1.5 Analyse der textlichen Elemente

Der Einbezug der Bildüberschrift „Angst“ und des Bilduntertitels „Gott der Gerechte nu machen se doch ä Pogrom“ eröffnet eine weitere Analyseebene zur Interpretation des Bildes, um die Gesamtkomposition vollständig zu erschließen.

Schon der Untertitel des Bildes dient zur Abgrenzung der sozialen Gruppe der Figur. Die Wortwahl lässt auf die Fremdheit der Figur, die kein perfektes Deutsch spricht (im Gegenteil zu jeder deutschen Figur in *Stürmers* Karikaturen), schließen. Auch die Formulierung „Gott der Gerechte“ war ein gebräuchlicher Ausdruck innerhalb des *Stürmers*. Er wurde als typische jüdische Interjektion genutzt und somit zur Identifizierung und Stigmatisierung des jüdischen Volkes verwendet.

Die Gesamtanalyse des Untertitels und der Überschrift bringt verschiedene Ansatzpunkte zum Sinnverständnis der Karikatur hervor. Der Humor spielt eine wichtige Rolle bei der Interpretation der Gesamtkomposition, in der die textlichen Elemente einen essentiellen Teil des Humors bilden. Die Überschrift

„Angst“ drückt die allgemeine Stimmung, die in der Karikatur herrscht, aus, d.h. sie benennt das vorherrschende Gefühl der Hauptfigur. Aus der Zusammensetzung der beiden textlichen Elemente entsteht der humoristischen Unterton der Zeichnung, der aus der vermeintlichen Übertreibung des Juden hervorgeht.

Die Dummheit der dargestellten Figur wird auch durch die textlichen Elemente unterstrichen: Die Juden sind dumm, da sie nicht zwischen Pogrom und Sanierungsarbeiten differenzieren können. Dabei gab es in Deutschland kein Pogrom, sondern es handelte sich lediglich um Sanierungs- und Reparaturarbeiten.

Die falsche und übertriebene Wahrnehmung des Juden ist das Herzstück des Witzes: Drei Dachziegel fallen auf den Juden und er hält dies für ein Pogrom. Die Übertreibung dieser Aussage lässt sich als eine Allegorie der Situation des jüdischen Volkes in Deutschland erkennen. Jede Beschwerde oder Einspruch seitens der Juden gegen die Verfolgung zwischen 1934 und 1935 war, gemäß der Karikatur, reine Übertreibung. Dadurch werden sowohl das Thema als auch die soziale Gruppe der Juden lächerlich gemacht und die Besorgnis über die realen Angriffe wird degradiert.

3.2 Zweite Karikatur



Abbildung 5: FIPs. Der Stürmer. Nürnberg: Juli, 1934.

3.2.1 Vor-ikonografische Ebene

Im oben dargestellten Bild (Abbildung 5) sind drei Ebenen zu erkennen. Eine schwarze, dunkle Ebene stellt den Hintergrund dar, in dem auf den ersten Blick keine besonderen Elemente auszumachen sind. In der mittleren Bildebene befindet sich ein Feuer, welches sich auf einer runden Fläche, vermutlich einem Globus, ausbreitet. Das Feuer wirkt, als ob es die ganze Fläche zu vernichten droht.

Im Vordergrund steht ein Mann auf dem Globus. Er hält eine Fackel, deren Flamme mit den Worten „Verhetzung“ und „Verleumdung“ beschriftet ist, in der rechten Hand und eine Bombe mit der Beschriftung „Anarchie“ in der linken Hand. Eine Rauchfahne zieht von der Bombe nach oben. Der Mann ist mit einer alten, militärischen Uniform bekleidet, auf deren Brustschild ein sechseckiger Stern abgebildet ist. Darunter steht das Wort „Talmud“ geschrieben. Er trägt auch einen Helm, auf dem eine Schlange liegt, und ein Cape, das um den Hals befestigt ist. Auf dem Umhang bzw. auf dessen Unterseite ist ein Dreieck und darunter die Aufschrift „Freimaurerei“ zu sehen. Der Mann trägt eine Brille und hat an der Taille eine Spritze befestigt, auf der das Wort „Gift“ geschrieben steht. Seine Schuhe passen zu der Uniform, denn sie sind ebenfalls altmilitärische (altrömische) Bekleidung.

Das Licht spielt eine wichtige Rolle in der Komposition des Bildes. Die schwarz-weiße Färbung der meisten Zeichnungen macht es oftmals schwer die Lichtverhältnisse einer Karikatur zu erkennen. In diesem Beispiel ist der Hauptquell des Lichts die Fackel. Durch sie wird der Schatten auf den Boden geworfen. Obwohl das Feuer im Hintergrund größer erscheint, ist die Flamme der Fackel näher an der Figur, dadurch erzeugt sie den Schatten. Das Licht ist außerdem sehr wichtig für die Hell- Dunkelkomposition, denn zusammen mit den abgedruckten Wörtern innerhalb der Karikatur erzeugt die Hell- und Dunkelkomposition ein Schema, welches die Wörter in der Flamme der Fackel (der hellste Platz des Bildes), sowie die Wörter unter dem Cape (der dunkelste Platz) sichtbar werden lässt. Dieses Schema stellt optisch ein großes Dreieck her, das in Verbindung mit der hellgrauen Fläche des Bildes und der Figur des Mannes entsteht.

Das Gesicht der Figur hat einen wütenden Gesichtsausdruck, dies fällt besonders durch den halb geöffneten Mund und die dadurch sichtbaren Zähne auf. Durch die Falten unter den Augen und die Spannung des Halsbereiches wird der wütende, aggressive Ausdruck noch verstärkt. Auch die Körperhaltung spiegelt diesen Zustand wider: Das rechte Bein ist parallel zum rechten Arm (Abbildung 6), vor den Körper gestreckt, wodurch der Eindruck einer Angriffsposition entsteht. Die drei Kurven, die in Abbildung 2 eingezeichnet sind, zeigen auf, wie der Anschein von Bewegung im Bild entsteht. Diese Bewegung intensiviert beim Betrachter das Gefühl von Wut und Aggressivität der Figur.

Der linke Arm ist hinter den Körper der Gestalt gekehrt und die Hand ist mit der Handfläche nach oben gedreht. Diese Pose wirkt hinterhältig, da die Figur etwas (die Bombe) hinter dem Rücken zu verstecken scheint. Mit Hilfe aller genannten Elemente wird ein Gesamteindruck der Figur erzeugt, der auf Wut, Aggressivität und Hinterhältigkeit schließen lässt.



Abbildung 6

3.2.2 Ikonografische Ebene

Die Darstellung zeigt einen Soldaten auf einem Globus in dominanter Pose. Der Soldat, der mit einer Kriegsuniform des antiken Rom bekleidet ist, ist aufgrund seiner auffälligen Nase, des unverhältnismäßigen Kinns und der Form der Stirn dennoch als Jude zu identifizieren. Diese komische, ironische Darstellung des Juden stimmt mit der stereotypischen Darstellung des jüdischen Volkes durch andere Völker überein: Der Zeichner greift einige physische Merkmale sowie Verhaltensweisen auf, die allgemein als normal oder typisch für das jüdische Volk galten (ein *vermutlicher* Habitus). Der Zeichner skizziert die Figur anhand dieser vermeintlich charakteristischen Merkmale. Darüber hinaus zeigt die Schrift „Talmud“ auf der Brust zu welcher Armee der Krieger gehört, denn der Talmud ist ein religiöses Buch der Juden. Außerdem lassen sich die Grimmigkeit, die Schwächlichkeit und die Übergegensätzlichkeit der Figur als Habitus des jüdischen Volkes rekonstruieren.

Der Jude trägt eine militärische Uniform, die deutet darauf hin, dass der Jude sehr alt sein muss bzw. dass er seit der Antike in dieser Art von Uniform steckt und dementsprechend handelt. Sowohl das Cape als auch der Helm sind typisch für die Uniform römischer Legionen. Auf dem Kopf des Juden kann man eine Schlange erkennen. Die Schlange gilt in der Bibel und in der westlichen Tradition als Symbol des Verrats, d.h. der jüdische Soldat wird hier als ein verräterischer Krieger dargestellt und seine Pose auf dem Globus bestätigt sein Streben nach der Weltherrschaft. Die Position seiner Füße zeigt, wo der jüdische Krieger kämpft, nämlich in Europa und in den USA. Durch seine Dynamik in der Bewegung kann man erkennen, dass er von Europa aus in Richtung USA schreitet.

Das Feuer im Hintergrund sieht so aus, als es ob von der Fackel entfacht wurde. Die Welt steht aufgrund des Handelns der Figur in Flammen. Die ge-

samte Komposition zeigt, dass die Waffen des Kriegers Verhetzung und Verleumdung (Worte in den Flammen der Fackel) sind. Das Wort „Freimaurerei“, das auf der Innenseite des Capes steht, spielt auf die geheimniskrämerische Natur der Juden an. Die versteckte Bombe mit der Aufschrift „Anarchie“ dient dem Juden als weitere Waffe. Das Streben nach Anarchie war damals ebenfalls ein Stereotyp für die jüdische Weltverschwörung.

Eine weitere Waffe des jüdischen Kriegers ist das Gift, welches in der Spritze ist. Die Spritze kann gleichzeitig aufgrund ihrer Position auch eine Anspielung auf einen Penis sein und vor einer vermeintlichen Ansteckung der „Nicht-Juden“ durch sexuellen Kontakt warnen.

Die Brille kann als ein „intellektuelles“ Element interpretiert werden. Das Image der Juden als Intellektuelle kam meist mit dem Image des Juden als Kapitalisten einher bzw. als Kaufmann oder Banker. Dies waren die am häufigsten verwendeten Darstellungsweisen der Juden, besonders in den humorvoll diffamierenden Karikaturen, wie dem oben abgedruckten Beispiel.

3.2.3 Formale Komposition

Wenn man die formale Komposition einer Karikatur analysiert, ist man mit einigen Problemen konfrontiert, besonders aufgrund der grotesken und chaotischen Natur der Karikatur. Manchmal zeichnet der Künstler nicht nach formalen Regeln, sondern nutzt das Missverhältnis, denn die Natur der Komposition einer Karikatur ist in vielen Fällen sehr unregelmäßig. Trotzdem kann die Suche nach der formalen Komposition des Bildes bei der qualitativen Analyse helfen.

Die Gesamtkomposition des Beispiels zeigt eine Aufteilung in drei Dreiecke, die bestimmte Charakteristika haben, wie wir im Abbildung 7 beobachten können.

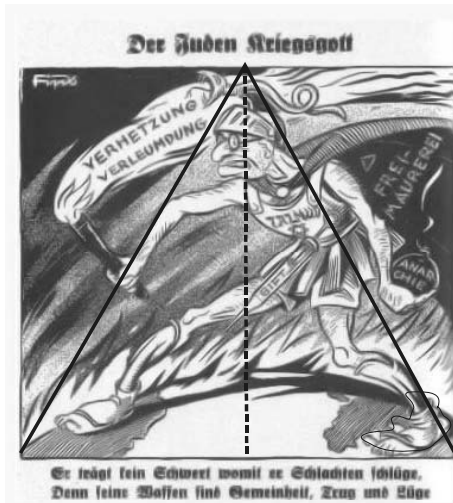


Abbildung 7



Abbildung 8

Das zentrale Dreieck steht genau im Zentrum des Bildes und umschließt den Körper der Figur. Es hat eine perfekte Begleitung der Farben, die bereits oben im Text erwähnt wurde. Die hellgraue Farbe in der Mitte des Bildes liegt im zentralen Dreieck, während sich die dunklere Farbe in den anderen Dreiecken befindet. Direkt unter dem oberen Winkel von ungefähr 60° ist der Kopf der Figur verortet. Der Körper ist nicht so zentralisiert wie der Kopf. Vielmehr folgt er der diagonalen Linie des Dreiecks. Die Kontur des Kopfes folgt den beiden Linien des zentralen Dreiecks und die Konturen des rechten Arms und des linken Beins folgen den Linien der rechten Seite des Dreiecks.

Durch diese Verteilung zwischen dunkel/peripher und hell/zentral entsteht der Eindruck es handele sich um drei verschiedene Kompositionen: Die linke Komposition, in der die Fackel das Hauptelement ist, die zentrale Komposition, in der die Figur auf der brennenden Welt steht und die rechte Komposition, in der sich das Cape und die Bombe befinden. Die drei Kompositionen korrespondieren mit der Teilung zwischen den drei Ebenen, in denen sich die Figur befindet.

Im Abbildung 8 sind die drei Ebenen noch besser auszumachen. Die zwei parallel laufenden Linien verdeutlichen die Elemente der Figur, die in der vorderen Ebene und in der hinteren Ebene des Bildes liegen, d.h. die Fackel in der rechten Hand und der linke Arm.

Die szenische Choreografie zeigt die Figur in einer dynamischen Bewegung von rechts nach links. Ihr rechter Fuß steht auf einem Ort, der sich als Nordamerika identifizieren lässt, und der linke Fuß steht auf Europa bzw. genau auf Palästina. Die Bedeutung ist offensichtlich: Der Angriff des Juden kommt aus der „alten Welt“ (Europa und Palästina) und setzt sich in den USA fort. Dort wurde die Fackel der Verhetzung und Verleumdung bereits benutzt, denn die USA stehen schon in Flammen. Legt man diese Interpretation zugrunde, scheint der Angriff gegen den Boden nicht vollständig sinnlos.

Gleichwohl erscheint der Angriff zugleich sowohl als Ausdruck der Aggression wie der Schwächlichkeit. Durch die Schrittrichtung, die Haltung des rechten Armes und die Blickrichtung ist eine Angriffsrichtung vorgegeben. Diese wird durch die Planimetrie zunächst mitgetragen, bricht dann aber ab und fällt nach unten. Die Wucht des Angriffs geht nicht nach vorn gegen einen Gegner, sondern prallt eher ungefährlich auf den Boden:



Abbildung 8

Damit sind wesentliche Hinweise für eine semantische Interpretation im Sinne einer Übergegensätzlichkeit gegeben, die es zu überprüfen gilt im Sinne der ikonologisch- ikonischen Interpretation.

3.2.4 Ikonologische und ikonische Interpretation

Wie die Analyse der formalen Komposition bereits gezeigt hat, ist die Bewegung der Figur durch die Haltung des rechten Armes nach vorn (aggressiv) und nach unten (fruchtlos) gerichtet. Auch die Spritze zielt nach unten. Die Extremitäten sind zwar in der Bewegung nach vorn gerichtet und weisen daher eine gewisse Dynamik auf, allerdings deutet die wenig ausgeprägte Muskulatur auf Schwäche hin. Die Grimmigkeit der Mimik, die dem Zähneflutschen eines aggressiven Tieres ähnelt, wird durch die Brille konterkariert, welche die körperliche Schwäche der Intellektualität unterstreicht. Die Symbolik des Bildes ist zweideutig und ermöglicht es nicht eine direkte binäre Beziehung zwischen Repräsentation und Botschaft des Bildes (wie bedrohlich und gefährlich oder schwach und harmlos) herzustellen.

Man hat also auf der Grundlage der formalen Komposition und der vor-ikonografischen Beschreibung eine Art Übergegensätzlichkeit, die sich rekonstruieren ließe als Habitus zugleich der Aggression und der Schwächlichkeit. Eine derartige Konstruktion hat wesentlich zwei Funktionen: Einerseits kann der Jude als aggressiv und böse dargestellt werden, ohne – anderseits – *als wirklich bedrohlich* zu gelten. Denn dies würde ja die Stärke seiner Verfolger in Frage stellen, wäre ein Eingeständnis der eigenen Schwäche.

Dies ermöglicht eine doppelte moralische Degradierung. Das jüdische Volk wird durch die Darstellung eines jüdischen Kriegsgottes mit einem sehr schwachen Körper verspottet. Das humoristische Element, welches auch gleichzeitig das kritische Element ist, drückt eine bestimmte Botschaft gegen das jüdische Volk aus. Trotz der dargestellten Schwäche der Juden sind sie dennoch ein ge-

fährlicher Teil der Gesellschaft. Dies wird auch durch die Analogie mit dem Feuer auf dem Globus ausgedrückt. Die Karikatur, die im 1934 publiziert wurde, dient der nationalsozialistischen Propaganda und ist gegen einen Feind gerichtet, in diesem Fall die Juden.

Mittelpunkt der gesamten Komposition ist der Jude, der mittels eines Feuers aus Verhetzung und Verleumdung im Begriff ist, die gesamte Welt anzuzünden. Der Referenzpunkt der Karikatur ist die geheime Weltmacht der Juden. Die Herrschaft der Juden über die Welt war für die Nationalsozialisten ein entscheidendes Element der Theorie von der Judenverschwörung.

Die massive Verwendung dieser Verschwörungstheorie in der nationalsozialistischen Propagandamaschine stellte sich als ein sehr effektives Mittel heraus. Die Propaganda war ein grundlegendes Element der Machtergreifung und Terrorpolitik der NSDAP (Arendt 1958). Hierzu entwickelten die Nationalsozialisten ein ausgefeiltes System zur Verbreitung ihrer Botschaft. Die Verschwörungstheorie eignete sich perfekt, da sie die unterschiedlichen Angriffe in einem einzigen Element konzentrierte, obwohl die Angriffe tatsächlich gegen eine große Anzahl von „Feinden“ gerichtet waren. Der Fokus war immer auf die Juden gerichtet, auch wenn der Angriff gegen Kapitalisten, Kommunisten oder andere Gegner des Nationalsozialismus ging. In diesem Beispiel wird dieses Prinzip anhand der Schriftzüge „Freimaurerei“ (Symbol des geheimnisvollen und obskuren Handelns der Juden) und „Anarchie“ (Symbol des jüdischen Chaos, nicht nur politisch, sondern auch ökonomisch und gesellschaftlich) deutlich.

Raoul Girardet (1986) beschreibt dieses Propagandaprinzip (die Verschwörung der Feinde) neben der Idee von einer „goldenen Zeit“, einem Retter und der Einheit des Volkes als einen der klassischen politischen Mythen. Es ist keine Überraschung, dass die vier „klassischen politischen Mythen“ von den Nationalsozialisten massiv genutzt wurden und dementsprechend auch konstant in den politischen Karikaturen dieser Zeit verwandt wurden.

Ein weiterer wesentlicher Bestandteil des Bildes ist die Spritze mit der Aufschrift „Gift“. Diese Spritze ist hier als ein Phallussymbol zu deuten und fungiert als Warnung für die deutschen Frauen vor möglicher sexueller Ansteckung durch Beziehungen zwischen deutschen Frauen und jüdischen Männern. Die Angst vor Verunreinigung des deutschen Bluts durch sexuellen Kontakt mit Juden wurde seit Beginn des Nationalsozialismus zu Propagandazwecken genutzt.

Diese Angst wurde meist durch die Darstellung der Juden als Tiere, beispielsweise als Spinne oder Schlange, oder, wie in unserem Beispiel, mit einer großen Menge von Haaren auf Beinen und Armen und mit einem schlecht rasierten Gesicht verstärkt. Damals war es üblich, die Ansteckung der deutschen Frauen durch die Absorption vom jüdischen Eiweiß (vgl. Streicher in Bytwerk 2001, S. 145) zu beschreiben. Dies trug zum Aufbau eines schlechten Images der deutsch-jüdischen Heirat bei und bereitete die Deutschen somit bereits für die Rassengesetze vor.

Das Beispiel zeigt die enge Beziehung, die Propaganda bzw. Karikaturen und Weltanschauung haben können, nicht nur zu Zeiten des Nationalsozialismus, sondern auch heutzutage. Werbung und Propaganda haben aufgrund ihrer Arbeit mit den gedanklichen Elementen einen direkten Einfluss auf die Weltanschauung und das Imaginäre, d.h. sie spielen mit den gedanklichen Bildern, die bereits in der Weltanschauung vorhanden sind. Die Veränderung oder die Manipulation dieser Vorstellungen ist der Hauptansatzpunkt für die Arbeit von Ideologen, Propagandisten und auch allen anderen, die mit Werbung arbeiten.

Mit der Stärkung oder der Kritik eines bestimmten Elements der Weltanschauung versuchen diese Profis, die elementaren Vorstellungen in der gedanklichen Ebene zu verändern. Sind sie hierbei erfolgreich, vergrößern sie ihren Einfluss in der Bevölkerung beachtlich. Sie stellen im Idealfall neue prägende Erfahrungen in einer Gruppe her.

3.2.5 Interpretation der textlichen Elemente

Der Titel der Karikatur bestätigt die obige Interpretation des Bildes. „Der Juden Kriegsgott“ ist eine ironische Referenz zur dargestellten Schwäche der Figur, die ein vermeintlicher Gott ist, aber dennoch keine physische oder sichtbare Macht besitzt. Die Schwäche der Figur fällt auch ohne den Titel ins Auge, aber ihre Lächerlichkeit wird durch den Text forciert. Als Kriegsgott muss sich die Figur dem Vergleich mit anderen Kriegsgöttern – besonders mit Mars, dem römische Kriegsgott – stellen. Die Parallele zu Mars wird durch die antike Uniform hergestellt. Dies verstärkt die Botschaft der Karikatur, da die Schwäche der Figur im krassen Gegensatz zur allseits bekannten Stärke von Mars steht.

Die Macht der Figur entspringt nicht aus Stärke, sondern aus Gemeinheit, Trug und Lüge, wie die Bildunterschrift ergänzt. Die Erwähnung des Schwertes in der Legende „Er trägt kein Schwert womit er Schlachten schlägt. Denn seine Waffen sind Gemeinheit, Trug und Lüge“ zeigt eine weitere Diskrepanz zwischen Juden und Deutschen auf. Es wird eine Referenz zur deutschen Kraft und zu ihrer treuen und selbstlosen Art, mit der sie in den Kampf ziehen, hergestellt.

Die Schrift der Bildunterschrift ist in gotischen Buchstaben abgedruckt, während die Schrift innerhalb der Karikatur in „normalen“ Großbuchstaben geschrieben ist.

3.3 Gesamtinterpretation der Karikaturen: komparative Analyse

Die Funktion dieser Karikaturen wird in beiden Beispielen sehr deutlich: Es geht nicht nur darum, vor einer Bedrohung zu warnen (im Sinne einer Aufklärung), sondern auch darum, ein Feindbild zu inszenieren, um auf diesem Wege den fiktiven Erfahrungsraum einer Volksgemeinschaft zu inszenieren.

Das Feindbild wird in den beiden Karikaturen zweideutig inszeniert: Die zentralen Figuren (die Juden) sind nicht wirklich bedrohlich. Sowohl der Jude, auf den ein Dachziegel fällt, als auch „Der Juden Kriegsgott“ stellen keine unmittelbare, eindeutige Gefahr dar. Trotzdem soll genau dieser gefährliche Eindruck erweckt werden. Im ersten Fall ist die Bedrohlichkeit des Juden dadurch gekennzeichnet, dass er aufgrund falschen Verhaltens ein rechtmäßiges Angriffsziel wäre. Dieses Bild fungiert auch als Mobilisierungsruf gegen den Feind, der im zweiten Bild klarer erscheint. Der Kriegsgott ist eine diffuse Darstellung eines Manns, der trotz seiner vordergründigen Schwäche als gefährlich gezeigt ist. Dies korrespondiert mit der bei Imdahl (1996a) beschriebenen Sinnkomplexität des Übergegensätzlichen, d.h. die reine und „buchstäbliche“ Bedeutung des Bildes hat eine unterschiedliche, ja sogar konträre Bedeutung.

Diese Sinnkomplexität kann auch in Bezug auf den Humor entdeckt werden, besonders im Fall „Des Juden Kriegsgottes“: Das Bild zeigt einen schwachen Mann, der einen „Gott“ darstellen soll. Diese Komposition gibt dem Bild sein humoristisches Element. Das Objekt des Bildes wird der Lächerlichkeit preisgegeben. Somit besitzt das Lachen eine Doppelfunktion: Es demütigt die dargestellte Gruppe (die Juden) dadurch, dass sie ins Lächerliche gezogen wird, und denunziert gleichzeitig die feindlichen Handlungen und Betrugsmethoden. Es zeigt die Gefährlichkeit der Juden auf, verharmlost aber zugleich die gezeigte Figur durch ihre scheinbare Bedeutungslosigkeit. Das ist der Hauptsinn der hier vorgestellten Bilder: Das Lachen über die bedeutungslosen Juden, über die „Untermenschen“.

In diesem Sinn können der Humor und die politischen Karikaturen viel über die gesellschaftlichen Strukturen der Gruppe der Bildproduzenten sagen. Die Ziele der humoristischen Angriffe und die Art von Humor lassen Spuren der Identität der analysierten Gruppe und der prägenden gedanklichen Elemente erkennen. Die Identifizierung des Zielobjekts einer Karikatur zeigt, laut Bergsons (2001), gegen wen der Angriff bzw. die Demütigung gerichtet ist. Die möglichen (politischen) Feinde der Gruppe sowie ihre Tugend- und Lasterkonzepte sind so zu erkennen. Außerdem kann man feststellen, was in den Augen der Gruppemitglieder lustig ist, welche Art von Humor sie besitzen. Mit Hilfe der Analyse einer Karikatur lässt sich also auch die Kultur der Zielgruppe identifizieren.

Anmerkungen

- 1 Sprachkorrektur: Myra Unger.
- 2 Die Zahl von 1.5 Mio. stammt aus einem Interview mit Julius Streicher, gegeben 1946 in Nürnberg (Goldensohn, S. 255).
- 3 Streicher war der Führer einer Nürnberger Partei – der DSP. Die DSP hatte antisemitische und faschistische Richtlinien und der Zusammenschluss mit der NSDAP war ein logischer Schritt, und geschah im 1922 unter Hitlers Führung.

Literatur

- Arendt, H. (2005): *A Condição Humana*. Rio de Janeiro.
- Arendt, H. (2000): *Origens do Totalitarismo*. São Paulo.
- Bohnsack, R./Marotzki, W./Meuser, M. (Hrsg.) (2006): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. Opladen.
- Bohnsack, R. (2007): *Rekonstruktive Sozialforschung*. Opladen.
- Bohnsack, R. (2009a): Dokumentarische Bildinterpretation am exemplarischen Fall eines Werbefotos. In: Buber, R./Holzmüller, H. (Hrsg.): *Qualitative Marktforschung. Konzepte – Methoden – Analysen*. Wiesbaden, S. 951–979.
- Bohnsack. (2009b): *Qualitative Bild- und Videointerpretation*. Opladen. Stuttgart.
- Bergson, H. (2001): *O Riso*. Martins Fontes. São Paulo.
- Bourdieu, P. (2001): *Langage et pouvoir symbolique*. Paris.
- Bourdieu, P. (2004): *O Poder Simbólico*. Rio de Janeiro.
- Bremmer, J./Roodenburg, H. (2000): *Uma História Cultural do Humor*. Rio de Janeiro.
- Bytwerk, R. (2001): *Julius Streicher – Nazi Editor of the notorious anti-semitic Newspaper Der Stürmer*. New York.

- Castoriadis, C. (1982): *A Instituição Imaginária da Sociedade*. Rio de Janeiro.
- Charim, I. (2008): *Der negative Fetisch – Zur Funktionsweise rassistischer Stereotype*. In: Jüdisches Museum Berlin. *Typisch! Klischees von Juden und Anderen – Katalog der Ausstellung*. Berlin/Wien.
- Franco Junipr, H. (1998): *Cocanha – A História de um País Imaginário*. São Paulo.
- Freud, S. (2006): *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*. Frankfurt a.M.
- Giradet, R. (1986): *Mythes et Mythologies Politiques*. Paris.
- Gombrich, E. H. (1999): *The Uses of Images – Studies in the Social Function of Art and Visual Communication*. London.
- Gombrich, E. H. (2004): *Kunst & Illusion*. Berlin.
- Heuer, W. (2002): *Couragiertes Handeln*. Lüneburg.
- Imdahl, M. (1996a): *Gioto – Arenafresken*. *Ikonographie – Ikonologie – Ikonik*. München.
- Imdahl, M. (1996b): *Zur Kunst der Tradition*. *Gesammelte Schriften*. Bd. 2. Frankfurt a.M.
- Imdahl, M. (1996c): *Reflexion – Theorie – Methode*. *Gesammelte Schriften*. Bd. 3. Frankfurt a.M.
- Longerich, P. (2007): *„Davon haben wir nichts gewusst!“ – Die Deutschen und die Judenverfolgung 1933–1945*. München.
- Mannheim, K. (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt a.M.
- Mannheim, K. (1984): *Konservatismus*. Frankfurt a.M.
- Marin, L. (1993): *Des Pouvoirs de l'Image*. Paris, 1993.
- Minouis, G. (2003): *História do Riso e do Escárnio*. São Paulo.
- Panofsky, E. (2006): *Ikonographie & Ikonologie*. Köln.
- Schmölders, C. (2002): *Hitlers Gesicht*. München.
- Uptrup, W. (2003): *Kampf gegen die „jüdische Weltverschwörung“*. Berlin.
- Weller, W. A. (2005): *contribuição de Karl Mannheim para a pesquisa qualitativa: aspectos teóricos e metodológicos*. In: *Sociologias*, H. 13. Porto Alegre.

Uta Gerhardt

Fall und Struktur

Grundlagen und Anwendung der Fall-Struktur-Analyse¹

Case and Structure

Basics and Application of Case-Structure-Analysis

Zusammenfassung:

Die methodologischen Grundlagen und die Methode der Fall-Struktur-Analyse werden umrissen, um dieses Verfahren der qualitativen Sozialforschung vor dem Vergessen zu bewahren. Ein Postscriptum empfiehlt ein neues Anwendungsfeld, die historische Biographieforschung.

Schlagworte: Fall-Struktur-Analyse, Idealtypen, Methodologie, Wirklichkeitskonzeption, Gültigkeit qualitativer Daten und Datenanalyse.

Abstract:

The article focuses on the foundations and method of Case-Structure-Analysis, a qualitative approach far too little known when it was used in two large-scale studies in England and Germany. In a postscriptum, a field of application of Case-Structure-Analysis is being sketched – the systematic interpretation of historical biographical data.

Key words: Case-Structure-Analysis, Ideal types, Methodology, Social-Reality Construction, Validity of qualitative data and data analysis.

Im Laufe der letzten zwanzig Jahre hat die qualitative Sozialforschung – die Untersuchung anhand von Erzähl- und/oder Berichtsdaten, die nicht statistisch, sondern interpretativ verstehend ausgewertet werden – einen in den Jahrzehnten vorher kaum vorstellbaren Aufschwung genommen: – Heute liegen Lehrbücher der qualitativen Sozialforschung vor, die Markt- und Meinungsforschung verwendet qualitative Interviews, in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie besteht eine eigene mitgliederstarke Sektion, zahlreiche Lehrstühle sind diesem Spezialgebiet gewidmet, und die Zeitschrift BIOS blickt auf ein über zwanzig-jähriges Erscheinen zurück. Parallel zu dieser rasanten Entwicklung in der Soziologie hat sich in der Geschichtswissenschaft ein Zweig der Forschung fest etabliert, der eine ebenso bemerkenswerte Erfolgsstory aufzuweisen hat: – Die Oral History befasst sich mit den historischen Ereignissen und Zusammenhängen anhand der lebensgeschichtlich erinnerten, persönlichen Erfahrungen der Zeitgenossen und Zeitzeugen; Schilderungen subjektiv erlebter Geschehnisse werden auf diese Weise zu einem eigenen Thema der Geschichtsschreibung.

In der Soziologie haben sich drei Verfahren eingebürgert, die heute den weit-
hin verwendeten Kanon der Methoden bilden (Flick 1995): Dazu gehören er-
stens der *Grounded-Theory*-Ansatz, wie er ab den sechziger Jahren ursprünglich
durch Barney Glaser und Anselm Strauss an der University of California San
Francisco entwickelt wurde (Glaser/Strauss 1967; Strauss/Corbin 1996), zwei-
tens die „objektive Hermeneutik“, wie sie durch Ulrich Oevermann und seine
Mitarbeiter an der Universität Frankfurt erstmals in den siebziger Jahre aus-
gearbeitet wurde (Oevermann u.a. 1979; Oevermann 1996), und drittens das so-
genannt narrative Interviewen, wie es Fritz Schütze ursprünglich an der Uni-
versität Kassel in den frühen achtziger Jahren zur Untersuchung nicht erfolg-
reicher Lebensverläufe einsetzte (Schütze 1981, 1984). Demgegenüber hat die
Analyse von Fallstrukturen mittels Typenbildung, wie sie seit den achtziger
Jahren zunächst in der Medizinsoziologie entstand, zwar eine gewisse Wirkung
gehabt, zumal zwei umfangreiche empirische Studien vorliegen, die an der So-
cial Research Unit London und am Klinikum der Universität Giessen durchge-
führt wurden (Gerhardt 1986a, 1999). Das Verfahren hat in der Medizin auf-
schlussreiche Ergebnisse erbracht (Stuhr/Deneke 1992; Klotter 1994; Frommer/
Langenbach 1998; Lindner 2006) und in der Armutsforschung neue Einsichten
begründet (Ludwig 1995, 1996). Aber insgesamt ist die Typenanalyse der Fall-
strukturen in der qualitativen Sozialforschung bis heute wenig bekannt.

Der Ansatz sieht jeden einzelnen Fall als einen eigenen Gegenstand, der
mittels Verlaufsprofil zunächst zur Abfolge von Stadien aufbereitet wird, ehe
die Datenanalyse fallübergreifend und vergleichend eine Erklärung vornimmt,
wobei Max Webers Konzeption der Idealtypen zugrunde liegt (Gerhardt 1986b,
1991, 1994, 1998, 2009). Das Systematische des Vorgehens (Bohnsack 2000;
Flick u.a. 2001) beruft sich darauf, dass wie bei Max Weber eine Erklärung der
einzelnen Fälle bzw. Fallverläufe beabsichtigt ist, die in ihrem Bezug zu Struk-
turen und Prozessen zu sehen sind, also in ihren Auswirkungen auf die Bio-
graphien deutlich werden. Entsprechend gelten Webers Prinzipien der „Objek-
tivität“ und der „Wertfreiheit“ auch für diese qualitative Sozialforschung, weil
und insofern sie mit geschichtlichen – auch: lebensgeschichtlichen – Daten ar-
beitet

Mein Beitrag hat drei Teile: Die soziologische Klassik – insbesondere das
Denken Georg Simmels, Max Webers und Alfred Schütz' – wird zunächst ins
Blickfeld gerückt. Es wird jene moderne Soziologie aufgesucht, wie sie die be-
griffliche Konstitution des Sozialen zum Thema der Sozialwissenschaft macht –
Webers Abhandlungen zur Wissenschaftslehre sind ein Meilenstein auch für
qualitative Sozialforschung. Durch Methodologie sind Webers Theorie des so-
zialen Handelns und Schütz' Theorem des sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt
miteinander zu verbinden. Eine verstehende Erklärung biographischer bzw. his-
torischer Fallmaterialien kann sich auf beide stützen. Zweitens wird gefragt,
wie die Fall-Struktur-Analyse verfährt, im Vergleich zu anderen Verfahren, die
kritisch beleuchtet werden. Im dritten Teil – einer Skizze – wird die Analyse
von Fallstrukturen, welche mit Idealtypen arbeitet, für die historische Biogra-
phieforschung als neues Feld der qualitativen Sozialforschung angeregt – über
Medizinsoziologie und Armutsforschung hinaus.

1. Theoriekonzeptionen der modernen Soziologie

In den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts schuf Wilhelm Dilthey durch die *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (Dilthey 1883) die Grundlage für die moderne Sozialwissenschaft, wie sie ab der vorigen Jahrhundertwende in der Soziologie das moderne Denken werden sollte. Interessanterweise hat Dilthey durch seine fulminante Widerlegung der damals zeitgenössischen Soziologie, nämlich der Lehren Auguste Comtes und Herbert Spencers, zweier Theorien der Gründerzeit, die sich strikt an den Naturwissenschaften orientierten, diese Umwälzung der Soziologie ermöglicht. Für Dilthey war entscheidend, dass die Kultur und die Gesellschaft ein eigenes (geisteswissenschaftliches) Feld des Welt- und Wirklichkeitsverständnisses bilden. Ein durch die Wissenschaften des Geistes verkörpert Verstand für Gegenstände der geschichtlich-gesellschaftlichen Welt solle sich einbürgern – wofür Dilthey im Plural, nämlich durch Geisteswissenschaften, die Erkenntnis des Einzelnen annahmte:

„Soll der Zusammenhang des geschichtlich-gesellschaftlichen Lebens, nach der Seite der Abfolge der in ihm enthaltenen Zustände angesehen, der Methode der Erfahrung unterworfen werden, dann muß das Ganze desselben in *Einzelzusammenhänge aufgelöst* werden, welche übersichtlicher und einfacher sind.“ (Dilthey 1883, S.110, Hervorh. im Orig.)

Georg Simmel griff Diltheys Gedanken auf. Er kritisierte die zeitgenössische positivistische Soziologie (und außerdem die Geschichtsphilosophie à la Karl Marx), da sie – vom Standpunkt der Philosophie aus – der modernen Gesellschaftswirklichkeit nicht gerecht werde. Er schloss sich Diltheys Auffassung an, dass Gesellschaft als Gegenstand von Geschichte und Philosophie nur geisteswissenschaftlich begründet zu denken ist, und er schlug eine geisteswissenschaftlich verstandene *Einzelwissenschaft* Soziologie vor, wie sie einzig den kulturellen Sinnzusammenhängen der modernen Welt gerecht wird. Dilthey hatte die Philosophie, wie sie die Geisteswissenschaften begründet, als Alternative zur damals aktuellen Soziologie konzipiert. Aber Simmel zeigte, dass eine geisteswissenschaftliche Soziologie entsprechend den Vorgaben Diltheys durchaus möglich ist. Er klärte sogar, dies sei die einzig wirklichkeitsadäquate Gesellschaftswissenschaft, denn sie wolle nicht die ganze geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit erfassen, sondern beschränke sich auf einen Ausschnitt aus dem geschichtlich-gesellschaftlichen Geschehen, einen Ausschnitt, der jeweils begrifflich begründet werden müsse und könne:

„[D]ie Sociologie als Einzelwissenschaft wird [folgendermaßen] verfahren: Sie löst eben das bloß gesellschaftliche Moment aus der Totalität der Menschheitsgeschichte, d.h. des Geschehens *in* der Gesellschaft, zu gesonderter Betrachtung aus; oder, mit etwas paradoxer Kürze ausgedrückt, sie erforscht dasjenige, was an der Gesellschaft ‚Gesellschaft‘ ist.“ (Simmel 1894, S. 57)²

Das Geheimnis der wissenschaftlichen Erkenntnis, wie Simmel mit Blick nicht nur auf Dilthey, sondern vor allem Immanuel Kant darlegte, liegt darin, dass in den Sozialwissenschaften stets ein angebbares Erkenntnisinteresse, also eine perspektivische Erkenntnisabsicht, der eigentlichen Untersuchung vorausgeht. Dieses Erkenntnisinteresse ist zwar variabel, variiert also von Analyse zu Analyse, ist aber keineswegs beliebig: Begriffe müssen durch den Forscher (Soziologen), der seine einzelwissenschaftliche Perspektive anlegt, zu begründen sein.

Die Analyse wird valide, wenn und insofern der Forscher seine Perspektive so begründet, dass andere Wissenschaftler die Begrifflichkeit nachvollziehen und gegebenenfalls weiter entwickeln können:

„Nicht alles, was Friedrich II. oder Maria Theresia von morgens bis abends gethan, nicht die zufälligen Worte, in die sie ihre politischen Entschlüsse gekleidet haben, nicht die zufälligen psychischen Ereignisse, die in thatsächlich unlösbarer Verkettung mit diesen Entschlüssen, aber ohne inhaltliche Beziehung zu ihnen vorgingen – nicht dieses alles wird in der ‚Geschichte‘ erzählt; sondern der Begriff des politisch Wichtigen wird an die wirklichen Ereignisse herangebracht und nun wird nur das aufgesucht oder erzählt, was unter diesen gehört, was aber thatsächlich so, d.h. in dieser reinlichen inneren Konsequenz und Losgelöstheit, sich garnicht zugetragen hat.“ (Simmel 1894, S. 57)

Gegen Simmels Ansatz regte sich Widerspruch bei den zeitgenössischen Philosophen Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert. Windelband unterschied in seiner berühmten Rektoratsrede zwischen einem nomothetischen und einem idiographischen Zugang (Windelband 1900) – er unterstellte mithin, es gebe eine auf soziale Gesetze zielende (etwa Soziologie à la Herbert Spencer) oder eine die Fülle der Einzelphänomene abbildende Wissenschaft (etwa Geschichte à la Leopold von Ranke). Rickert andererseits unterschied zwischen der Naturwissenschaft, die auf gesetzmäßige Erkenntnis abhebe, und der Kulturwissenschaft (im Singular, nicht im Plural), die das Individuum, das unteilbar einmalige Einzelne, in den Mittelpunkt stelle und durch veranschaulichende Darstellung erfasse (Rickert 1902).

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts war die Sachlage: Simmel hatte die Grundlegung der modernen Soziologie geleistet, wobei zu sagen ist, dass er allerdings lebenslang ein Philosoph blieb und eben als Philosoph seine soziologischen Arbeiten schuf. Aber die zeitgenössische Philosophie, allen voran die einflussreichen Windelband und Rickert, widersprachen dem geisteswissenschaftlichen Konzept und suchten an seine Stelle eine andere Konzeption der Sozialwissenschaft zu setzen. Diese Philosophen behaupteten ihrerseits eine mehr oder minder unversöhnliche Dichotomie zwischen einerseits der Geltung sozialer Gesetze und andererseits den unteilbaren Individuen, was den Wissenschaftsdualismus begründe, wobei man hinzufügen solle, dass die Soziologie zu den Naturwissenschaften zähle.

Erst Max Weber konnte – erstmals in seiner Abhandlung *Die „Objektivität“ der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnis* (Weber 1904) – das Problem weiterführend klären. Den gordischen Knoten zwischen dem nomothetischen und dem idiographischen Wissenschaftsverständnis durchtrennte Weber, indem er zeigte, dass ein Drittes jenseits der nomothetischen und der idiographischen Kultur- bzw. Sozialwissenschaft(en) zu setzen ist. Die Konstruktion von heuristischen Begriffen unter der Perspektive eines Erkenntnisinteresses ist jene Lösung des Problems der „Objektivität“, wie sie Weber vorschwebt. Stets ist im Blick zu halten, dass die sozialwissenschaftliche (und in gewisser Hinsicht auch die sozialpolitische) Erkenntnis allemal dem Zweck dient, die konkreten Phänomene der sozialen Welt in ihrer geschichtlichen Besonderheit soziologisch verstehend zu erklären. Dies gibt die Richtung auf die Wirklichkeit vor, und die Begriffe müssen intersubjektiv nachvollziehbar – „objektiv“ per Erkenntnisinteresse – eine Perspektive für ein Forschungsvorhaben vorgeben. Dies führt nicht etwa zu abstrakten Allgemeinaussagen, sondern im Gegenteil zur Erkenntnis der historischen Gegebenheiten:

„Denn Zweck der idealtypischen Begriffsbildung ist es überall, *nicht* das Gattungsmäßige, sondern umgekehrt die *Eigenart* von Kulturererscheinungen scharf zum Bewußtsein zu bringen.“ (Weber 1904, S. 202)

Damit war das methodologische Programm entworfen, wie es heute für die moderne Soziologie wegweisend ist – allerdings nicht ausreichend gewürdigt wird. Anders formuliert: Im Laufe des nächsten Jahrhunderts hat dieses Programm sich zur modernen Soziologie entwickelt – wobei allerdings zu sagen ist, dass in der Zeitperiode zwischen 1933 und 1945 keine moderne Soziologie möglich war. Die Fortsetzung des Denkens Webers, also methodologisch begründetes Forschen, fand ab der Mitte der dreißiger Jahre nur noch in den USA und anderen Zufluchtsländern statt, wohin Deutsche hatten entkommen können, die sich dem Positivismusoktroy des Nationalsozialismus nicht fügten. Die Theorie der Gesellschaft, wie sie Talcott Parsons in *The Structure of Social Action* 1937 vorlegte, arbeitete heraus, dass das Erbe Webers unersetzlich war, um die Methodologie für jegliche soziologische Analyse verpflichtend zu machen. Wenn Struktur(en) des sozialen Handelns untersucht werden, so Parsons, ist die Methodologie unverzichtbar. Was unter anderem bei Weber eindrucksvoll unter Beweis gestellt war, wurde nunmehr Credo der modernen Soziologie überhaupt – und dies galt dann für Europa seit dem Ende des Nationalsozialismus bis heute.

Ehe die moderne Soziologie aus Deutschland vertrieben wurde, gelang Alfred Schütz im Jahr 1932 die entscheidende Weiterführung des Weber'schen Ansatzes. Schütz begründete verstehende Soziologie aus der zweigleisig angelegten, phänomenologisch begründeten Analyse der sozialen Welt (Schütz 1932). *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt* – Untertitel *Eine Einleitung in die verstehende Soziologie* – legt dar, inwiefern die Methodologie Webers zur Begründung der Theorie geeignet ist, die wiederum für die Forschung erkenntnisleitend ist. Dabei ist das Verstehen in doppelter Hinsicht einschlägig: Dem *Verstehen zweiter Ordnung*, nämlich dem wissenschaftlichen Verstehen, wie es Weber in seinen wissenschaftstheoretischen Abhandlungen fordert und in *Wirtschaft und Gesellschaft* anwendet, stellt Schütz ausdrücklich das *Verstehen erster Ordnung* gegenüber. Die alltagsweltliche wechselseitige Typisierung, wodurch die Handelnden in ihren Interaktionsbeziehungen sich gegenseitig interpretieren, so Schütz, ist eine eigene Domäne des Verstehens – eines Verstehens, das fraglos gegeben ist und keiner wissenschaftlichen Vermittler bedarf. Es ist zu bedenken, so Schütz, dass der alltagsweltliche Verstehenszusammenhang eine doppelte Konstitution hat, nämlich die umweltliche auf der einen und die mitweltliche Sozialwelt auf der anderen Seite: Die erstere entspricht persönlichen Lebensformen à la Freundschaft oder Ehe, die letztere den unpersönlichen Sozialbeziehungen à la Staatsbürgerschaft oder Wirtschafts- und Rechtsformen. Beides sind Alltagsbezüge, wie Schütz herausstellt. In den Alltagsbezügen sind das umweltliche und das mitweltliche Verstehen auf Idealtypen angewiesen – allerdings in einer anderen Weise als die Sozialwissenschaft, die ihrerseits ebenfalls mit Idealtypen arbeitet. Obwohl beidesmal Verstehen vorliegt, ist doch ausschlaggebend, dass im Alltag das *Verstehen erster Ordnung* vorherrscht und in der Sozialwissenschaft ein *Verstehen zweiter Ordnung* verwendet wird. Es wird zwar (im Alltag und in der Wissenschaft) jeweils eine Subjekt-Objekt-Beziehung und dabei eine Sinnorientierung hergestellt. Aber, so Schütz ausdrücklich, in der Alltagswelt und in der Wissenschaft ist das Typisierungsgeschehen ganz anders.

Über den Alltag:

„Diese Sinnzusammenhänge sind insofern ‚subjektive‘, als ich monothetisch nicht nur auf die aufbauenden Phasen *meiner* Erlebnisse, sondern auch auf die aufbauenden Phasen *deiner Bewusstseins-erlebnisse* hinblicke. Und weiterhin habe ich die Evidenz, dass ebenso wie ich auf deine Bewusstseinsabläufe hinblicke, du auf die meinigen hinblickst, dass also alles, was ich sage, handle, entwerfe, und zwar auf dich zu entwerfe, für dich nicht nur in einem objektiven Sinnzusammenhang steht, sondern als von *mir* gesagt, von *mir* gehandelt, von *mir* entworfen auch in einem subjektiven Sinnzusammenhang.“ (Schütz 1932, S. 236, Hervorh. im Orig.)

Und über die Sozialwissenschaft (hier: die Historie):

„Wie jede andere Problemstellung ist auch die Problemstellung des Historikers von den Motiven abhängig, welche wir unter dem Titel der Interessenlage analysiert haben. Auch die Interessenlage des Historikers hängt von seinem jeweiligen Jetzt und So, daher von seiner attention à la vie ab, in welcher er nicht nur der Vorwelt allein, sondern auch seiner Mitwelt zugekehrt ist.“ (Schütz 1932, S. 298)

Die interaktive Grundsituation des Verstehens, so Schütz, gilt beim Verstehen im Alltag ebenso wie bei der verstehenden Sozialwissenschaft (Sozialforschung). Beides Mal werden Idealtypen gebildet, allerdings – dies ist für die Sozialwissenschaft zu bedenken – in ganz unterschiedlicher (keinesfalls gleichzusetzender) Weise. Das heißt: Die verstehende Darstellung und Erklärung im Alltag muss getrennt werden von der verstehenden Darstellung und Erklärung der Sozialwissenschaft. Schütz warnt unmissverständlich:

„Nun besteht die eminente Gefahr, dass in aller Naivität der vom Beobachter gebildete Idealtypus dem durch den Handelnden konstruierten Idealtypus unterschoben wird und umgekehrt.“ (Schütz 1932, S. 288f.)

Anders gesagt:

„Man darf nun nicht in den Fehler verfallen, typisierende Erfassung fremden menschlichen Verhaltens mit mitweltlicher sozialer Erfahrung schlechthin gleichzusetzen.“ (Schütz 1932, S. 258)

Schütz arbeitet heraus, was die Sozialwissenschaft bzw. die Sozialforschung leisten kann, wenn sie sich darüber im Klaren ist, dass die Wissenschaft zwar methodisch ähnlich wie das Alltagshandeln verstehend (mittels Idealtypen als Deutungsmitteln) vorgeht, aber methodologisch dennoch vollkommen verschieden vom Alltag ist und bleibt. Schütz' Warnung, die Sozialwissenschaft dürfe keineswegs glauben, sie könne die Wirklichkeit „als solche“ ermitteln und dabei die von den Subjekten erlebte Sozialwelt objektiv abbilden, kann nicht laut genug wiederholt werden.

Die unauflösliche Differenz zwischen dem Alltagshandeln und dem wissenschaftlichen Beobachten – also dem Verstehen erster Ordnung und jenem der zweiten Ordnung – wird noch weiter vertieft, wenn zwischen den zwei Feldern des Forschens, beides allemal Beobachten – dem Beschreiben und dem Erklären – unterschieden wird. Das Vorgehen des Wissenschaftlers – auf der Ebene des Verstehens zweiter Ordnung – hat zwei Zweige, wie Schütz weiß: Man kann wissenschaftlich die Beschreibung oder die Erklärung anstreben, beides ist Sozialforschung bzw. Sozialwissenschaft. Weder die eine noch die andere, so allerdings weiß Schütz, erfasst die Wirklichkeit „als solche“, und keine kann die tatsächlich erlebte bzw. von den Subjekten erfahrbare Lebenswelt objektiv abbilden. Er erläutert dies zusammenfassend am Schluss seines Werkes:

„Noch ein Wort über Gegenstandsbereich und Verfahren der verstehenden Soziologie. Aufgabe dieser Wissenschaft ist zunächst und vor allem die Beschreibung der Sinndeutungs- und Sinnsetzungsvorgänge, welche die in der Sozialwelt Lebenden vollziehen. Diese Deskription kann eine empirische oder eine eidetische sein, sie kann Individuelles oder Typisches zum Gegenstand nehmen, sie kann an konkreten Situationen der mundanen Sozialität oder in einem hohen Allgemeingrad durchgeführt werden. Darüber hinaus aber will die verstehende Soziologie mit den so gewonnenen Deutungsschemata an eben jene Kulturobjekte herantreten, die sich in den Sinnsetzungs- und -deutungsvorgängen in der sozialen Welt konstituierten, und diese Kulturobjekte durch Rückfrage nach dem sie konstituierenden Sinn ‚verstehen‘.“ (Schütz 1932, S. 348-349)

Die Grundlegung der modernen Soziologie im Denken Simmels, Webers und Schütz' (fortgeführt bei Parsons) enthält die Klärungen, die für die Methodologie entscheidend sind, wenn die qualitative Sozialforschung wissenschaftlich adäquat arbeiten will. Will die qualitative Sozialforschung im Einklang mit den klassischen Theorie(n) der modernen Soziologie stehen, muss sie sich der Herausforderung durch das Denken Webers und Schütz' stellen. Die genannten Klassiker wehren sich vehement gegen den Positivismus, widersprechen der Gleichsetzung der Erkenntnis(se) mit dem tatsächlichen geschichtlich-gesellschaftlichen Geschehen und sehen kein unmittelbares – sondern nur ein begrifflich vermitteltes – Verhältnis zwischen dem analytisch verstandenen und dem empirischen, d.h. erlebten/erfahrenen/ausgeführten Handeln.

2. Fallanalyse und Strukturaussage

Die Anknüpfung an klassische Handlungs- und Gesellschaftstheorie(n) bedeutet eine Absage an den Positivismus. Daraus ergeben sich für die Sozialforschung – auch die qualitative Sozialforschung, die bei narrativen Daten eine nicht-statistische Interpretation erarbeitet – zwei methodologische Postulate:

- (1) Die Ebene des Handelns ist zu unterscheiden von der Ebene der Beobachtung. Das Handeln funktioniert nicht nach den Prinzipien der Beobachtung, und die Beobachtung erfasst das Handeln nicht, „wie es eigentlich [gewesen] ist“. Sondern: Unter einem perspektivischen Erkenntnisinteresse des Forschers (Sozialwissenschaftlers) werden in der biographischen und der historisch-soziologischen Forschung heuristische Begriffe (Konstrukte) gebildet, die ihrerseits die systematische wissenschaftliche Analyse erst ermöglichen.
- (2) Das Ergebnis der Beobachtung (Forschung) kann eine Beschreibung sein, wie sie die Sinndeutungsvorgänge der sozialen Welt, wovon Schütz spricht, veranschaulicht bzw. vergegenständlicht. Oder es kann eine verstehende Erklärung sein, wenn sie die Bezüge klärt, welche zwischen den Fallverläufen (ermittelt in Interviews, autobiographischen Zeugnissen etc.) auf der einen Seite und den gesellschaftlichen Strukturen und Prozessen auf der anderen Seite herrschen.

Ehe die verschiedenen Ansätze der qualitativen Sozialforschung vor diesem Hintergrund vergleichend beleuchtet werden, ist das Verhältnis zwischen Fällen (dem Fall als Untersuchungseinheit) und den Strukturen (einschließlich

Wandlungs- und Entwicklungsprozessen im Zeitaufriß) anzusprechen, wie dies die Fall-Struktur-Analyse nahelegt.

Vier Schritte führen vom Fall zur Struktur, wenn man die Einzigartigkeit jedes Einzelnen voraussetzt und in der Analyse Strukturen erkennen will, die wiederum erlauben, das Typische am Besonderen verstehend zu deuten:

- (1) Eine Biographie ist immer ein einmaliges Leben eines einzelnen Menschen. Jede Person – methodologisch ist dies wichtig – ist/hat eine unverwechselbare Individualität.
- (2) Die Forschung, die sich unter die Begriffs- bzw. Erkenntnisperspektive stellt, erfasst eine Biographie oder Situation oder Darstellung als Kulturphänomen, das – wie Weber sagt – deutlich zu Bewusstsein zu bringen ist. Das Einmalige ist der Ausgangspunkt, und das Forschungsvorhaben behandelt unter der heuristischen Perspektive des Erkenntnisinteresses, also der Fragestellung, (nur) jenes am Individuellen, was daraus einen *Fall* macht. Das Individuum – als Fall – ist nun ein Verlaufsbetroffener oder Handlungsträger, ist Teil oder Einheit einer bestimmbareren Untersuchungspopulation.
- (3) Der Fall bzw. das Fallmaterial wird *beschrieben*. Sinnvollerweise wird ein Verlaufsdiagramm für jeden Fall gebildet, und der Fall – das Individuelle als Fall – wird im Feld der ähnlich angelegten/verlaufenden Fälle geortet und eingeordnet. Man kann ähnliche Fälle – auch Gruppen von Fällen – vergleichend beschreiben. Man bekommt einen guten Ein- und Überblick über Verläufe bzw. die unterschiedlichen „Karrieren“, wenn man das Fallmaterial durch beschreibendes Verstehen abklärt. Es ist ein probates Verfahren, um die typischen von den untypischen Fällen innerhalb jedes Clusters zu unterscheiden und dabei dem einzelnen Fall in seinem Verlauf und seinen Bedingungen nachkonstruierend gerecht zu werden. Ludwig (1996) hat für die Armutsforschung gezeigt, wie anregend dieser Zugang ist und welche spannenden Ergebnisse dadurch entstehen.
- (4) Will man Strukturen bilden, die in den Fällen „stecken“, ist ein neuer Arbeitsgang fällig. Eine verstehende Erklärung – wie sie Webers Idealtypenkonzeption vorsieht – erfordert eine weitere Datenaufbereitung. Dabei sind die Fälle nicht lediglich Beispiele für Strukturen, die an ihnen zu erkennen wären, sondern die Fälle werden aus den Strukturen verstehend erklärt. Man muss also zunächst die Strukturen bzw. Strukturprozesse ermitteln, ehe eine Fallerklärung gelingt. Mit anderen Worten: Strukturen und Prozesse als Erklärungszusammenhang setzen voraus, dass jeder einzelne Fall in seinem strukturellen Gehalt und seiner Aussagekraft für das prozessuale Geschehen (im Sinne der Forschungshypothese) geprüft wird – gerade weil im Untersuchungsmaterial ganz unterschiedliche Verläufe vorliegen. So kann man „die Eigenart von Kulturercheinungen“ – um Max Webers Worte zu verwenden – „scharf zu Bewusstsein bringen“.

Die vier Momente entsprechen zwei Desideraten:

Erstens muss man die Handlung von der Beobachtung unterscheiden, sodass die Differenz zwischen dem Alltag und der Sozialwissenschaft klar ist.

Zweitens muss man zwischen der Beschreibung und der Erklärung unterscheiden, wobei das Verhältnis zwischen untersuchten Fällen und den daran ermittelten Strukturen/Strukturprozessen/Prozessstrukturen herauszuarbeiten ist.³

Die *Fall-Struktur-Analyse* erfüllt beide Desiderate: Zwischen Alltag und Sozialwissenschaft trennt sie, wenn die Befragten – in ihren Narrativen – die Wirklichkeit interpretieren, während der Forscher seinerseits – von der Perspektive seiner Problemstellung aus – diese Wirklichkeitsinterpretationen untersucht bzw. zu erklären sucht. Es wird nicht unterstellt, dass diese Forschung auf Hypothesen verzichte, wodurch ein unmittelbarer Zugang zur Wirklichkeit der Interviewten gelinge. Es wird auch nicht gemeint, eine besondere Interviewtechnik sei nötig, nämlich dass der Forscher durch möglichst geringe Intervention bei der „Eruierung“ der Geschichte deren Berichtskarakter gewährleiste. Stattdessen wird vorausgesetzt, dass die Wirklichkeitskonstruktion der Interviewten und diejenige der Forscher stets zwei verschiedene Welten bilden – weshalb eine Fragestellung und die daraus hergeleitete Hypothesenbildung unerlässlich sind.

Das zweite Desiderat betrifft die verstehende Erklärung à la Weber oder Schütz. Die Fall-Struktur-Analyse sucht die Erklärung der Fälle aus Strukturen, die in ihnen „stecken“, erst in einem zweiten Anlauf der Datenaufbereitung. Erst durch die Idealtypenbildung wird eine Erklärung beabsichtigt. Zwar gibt es im Vorfeld bereits die empirische Typenbildung, wenn ähnliche Fälle (durch Kontrastierung der Fallverläufe) zu Clustern (im Plural) geordnet werden, was die Beschreibung der Gemengelage des empirisch erhobenen Fallmaterials möglich macht. Aber zur *Erklärung* der Fallverläufe im Sinne Webers und Schütz' ist die nochmalige Aufbereitung des Materials, nunmehr entsprechend den Hypothesen gemäß der Fragestellung, unersetzbar. Erst dann kann eine Erklärung die Kausaladäquanz und Sinnadäquanz beanspruchen, wie sie Weber vorzeichnet und Schütz ausdrücklich einfordert.

Verschiedene Methoden, die heute gängig sind, erfüllen die Desiderate der Methodologie nicht durchweg oder nicht ausreichend, was kurz zu erläutern ist.

Die *Grounded Theory* setzt seit den sechziger Jahren gegen Parsons und auch Erving Goffman ein Bild des Interaktionsgeschehens, demzufolge jeder Handelnde eine eigene Theorie der subjektiv wahrgenommenen Wirklichkeit habe, woraus Handlungen verständlich würden. An dieser These ist problematisch, dass die *Grounded Theory* sich ohne weiteres zutraut, diese Theorie – eigentlich Theorien – der Subjekte zu ermitteln, also das Wirklichkeitsverständnis der empirischen Handelnden zu eruieren, welches zudem wiederum zur Theorie der Soziologie hinführe (dementsprechend sieht die *Grounded Theory* sich als Theorie, die auf die Wirklichkeitssicht der Subjekte gegründet und in deren Wirklichkeitsauffassung verankert wäre – also *grounded*). Das Wirklichkeitsverständnis bzw. die Erfahrung der Subjekte soll ohne Hypothesen zu ermitteln und ohne eigene begriffliche Erkenntnisperspektive festzustellen sein. Weil sie die Weltsicht der Subjekte voraussetzungslos ermittle, könne die qualitative Forschung die „Definition der Situation“ erkennen. Heuristische Setzungen des Forschers hätten keinen Zweck, denn die Welt, „wie sie eigentlich ist“, könne erfasst werden, ohne dass man dazu eigene Begriffe und Hypothesen brauche – wodurch eben die „Theorien“ der Subjekte sich zeigen. Als hätte Weber niemals die Differenz zwischen dem sozialen Handeln und den Begriffen der Handlungstheorie herausgearbeitet, glaubt die *Grounded Theory*, sie könne die tatsächliche Weltsicht der Individuen anhand ihrer im Interview geäußerten „Definition(en) der Situation“ ermitteln. Als hätte Schütz niemals die Kluft zwischen dem Verstehen im Alltag und dem Verstehen der Wissenschaft betont, meint die

Grounded Theory, sie könne die Weltbilder des Alltags direkt zur Sicht der Sozialwissenschaft verdichten.

Erklären wird in der *Grounded Theory* gleichgesetzt mit Beschreiben, was – im Sinne von Schütz – durchaus plausibel gelingen kann (Rennie 2006). Aber mehr leistet die *Grounded Theory* nicht. Eine *Erklärung* der Fallverläufe (Verlaufskurven) bleibt unmöglich, weil die Datenauswertung sich vom Datenmaterial zunächst gänzlich ablöst, um ein axiales *Coding* vorzunehmen. Die Daten werden bekanntlich durch möglichst breite Fächerung der Untersuchungsfälle (maximale Kontrastierung) gewonnen. Dann wird – entsprechend Ermessen des Forschers – ein *Coding* anhand von Achsen oder Themengruppen vorgenommen, wobei einzelne Teile der Materials jeweils den Kategorien zugeordnet werden. Die einzelnen Fälle werden dabei auseinander gerissen. Es entsteht ein Gesamtbild der Materialien über die thematischen Felder hinweg, die jeweils als eine Ansammlung relevanter Aussagen zur Verfügung stehen. Aber die Fallverläufe sind daraus nicht mehr zu erkennen. Das ungelöste Problem ist, dass in dem Konglomerat der wörtlich oder sinngemäß vercodeten Materialien nicht mehr herauszufiltern ist, welche Aussagen einen bestimmten Fall in seinem Verlauf (qua Interview) betreffen – und man kann auch nicht feststellen, ob einige Fälle über alle Kategorien breit streuen und andere sich nur weniger Kategorien bedienen. Über den Interviewverlauf kann nichts ausgesagt werden, denn die Interviews werden zu Teilstücken zertrennt. Es gibt zwar ein Gesamtbild der Materialien, aber die Verbindung zu den Einzelfällen ist gekappt. Eine solche Verbindung muss sodann künstlich wieder hergestellt werden. Dies geschieht, indem *Fallbeispiele* für jede Kategoriengruppierung gebildet werden, von denen man indessen nicht weiß, ob sie im Material häufig vorkommen oder selten sind, ob sie also typisch oder lediglich eine brisante Orchidee des empirischen Datensatzes sind. Die Schlussfolgerungen, wie sie der Forschungsbericht zieht, müssen natürlich von sich behaupten, auf dem Material zu beruhen – aber eine Möglichkeit, dies zu zeigen, besteht nicht, und die Falsifikation der Aussagen ist unmöglich. So bleibt der *Grounded Theory* nur übrig, Erklärungen zu geben, die nolens volens einen unwillkürlichen Positivismus nicht vermeiden (Gerhardt 2000).

Die „objektive Hermeneutik“ geht einen anderen Weg. Von Anfang an ist der Einzelfall zentral, an dem möglichst genau durch Textkritik anhand Tonbandmaterials bei einem Gruppengespräch eine Struktur bzw. ein Strukturmuster durch hermeneutisches Verfahren zu ermitteln ist. Es wird unterstellt, eine objektive gesellschaftliche Wirklichkeit sei vorhanden. Die Gruppendiskussion des verbal vorliegenden Materials sichere die Gültigkeit der Aussage, wie der jeweilige Einzelfall eine jeweilig objektive Welt abspiegele oder verkörpere. Grundsätzlich wird eine Isomorphie zwischen dem Besonderen – dem Material im Einzelfall – und dem Allgemeinen – einer mutmaßlich wirkmächtigen Struktur – angenommen. Begriffe, mit denen die Gruppendiskussion arbeitet, welche die „objektiven“ Strukturen im bzw. am Fallmaterial herausarbeitet, werden bei der Datenerhebung nicht bedacht, und sie werden bei der Dateninterpretation nicht reflektiert. Die „objektive Hermeneutik“ setzt ihre begrifflichen Schlaglichter nachträglich, wenn die Gruppendiskussion ihre Ergebnisse herausarbeitet. Man kann sagen: Eine Alltagssituation wird retrospektiv aufgeschlüsselt, und es wird unterstellt, dass dieser Alltag dieselbe Wirklichkeit darstelle wie diejenige, die die nachträgliche Gruppendiskussion daran herausfindet, welche eine „objektive“ Struktur herausfiltert.

Die „objektive Hermeneutik“ gibt Beschreibungen des Hin und Her der Beteiligten eines untersuchten Interaktionsgeschehens, will indessen allemal eine Strukturaussage bzw. Strukturzuordnung machen. Die Interpretation, wie sie im Gruppenprozess zustande kommt, ist keinen weiteren Prüfkriterien unterworfen. Es könnte nun geschehen – und würde wohl unbemerkt bleiben –, dass idiosynkratische Auffassungen die Erklärungen der Forscher beeinflussen. Es ist nicht auszuschließen, dass eine Erweiterung des Fallkorpus auf die wünschenswerte Anzahl, dreißig Fallverläufe (Bertaux 1981), ein ganz anderes objektives Strukturgeschehen ergäbe. Der Rückschluss von einem Fall bzw. einer geringen Anzahl genau untersuchter Fälle auf die scheinbar darin evidente Struktur bzw. Strukturgesetzlichkeit könnte sich, würden höhere Fallzahlen verwendet, als vorschnell erweisen. Das verstehende Erklären, wie es Weber und auch Schütz zum Angelpunkt der Methodologie der Sozialwissenschaften machen, ist bei einem – wie immer bemühten – Gruppenverfahren nicht gewährleistet. Ein Rückgriff auf die klassische verstehende Soziologie würde die „objektive Hermeneutik“ bereichern, und sie müsste Webers und Schütz' Überlegungen zur Wirklichkeitswissenschaft dabei ernst nehmen.

Die Technik des „*narrativen*“ *Interviewens* – der dritte weithin verwendete Ansatz – beruht auf der Annahme, dass minimale Intervention des Forschers (Interviewers) bei einem – auf Tonband aufgenommenen – biographischen Interview eine berichtsgenaue Stegreiferzählung erbringe. Dass die Stegreiferzählung ein *Bericht* sei, keine durch die Interviewsituation beeinflusste Geschichte, werde möglich Zurückhaltung des Interviewers – seine besondere Verhaltensweise. Es werde Objektivität der Daten durch die minimale Situationsbeeinflussung des Forschers gewährleistet. Mit anderen Worten: Der Ansatz des „*narrativen*“ *Interviewens* will objektive Aussagen durch eine bestimmte Interviewtechnik sicherstellen. Die subjektive Erfahrung/Wahrnehmung, wovon der Befragte erzählt, sei mit dem objektiven Geschehen in Einklang zu bringen, wenn das Verhalten des Interviewers die Geschichte nicht unwillkürlich in eine vorgeprägte – dem Erzählenden übergestülpte – Richtung lenke. Es wird nicht bedacht, dass ein biographisches Interview – zwei miteinander Interagierende – allemal eine Interaktion ist, auch wenn der eine Beteiligte sich möglichst zurückhält, um den anderen nicht zu beeinflussen. Das Interview – gerade das „*narrative*“ Interview – steht und fällt mit dem „Rapport“, der einvernehmlichen Atmosphäre zwischen den Beteiligten, die miteinander reden – auch wenn dieses Reden vielleicht eher einseitig ist, weil der eine (der Forscher) diese Einseitigkeit dem anderen (dem Interviewten) bewusst gewährt. Es kann indessen eine Neutralität des Forschers nicht unterstellt werden, nur weil dieser seine Technik, möglichst wenig zu intervenieren, für einen probaten Zugang zur subjektiv empfundenen Wirklichkeit des Befragten hält. Man darf vermuten, dass das „*narrative*“ Interviewen – wie jedes Gespräch – eine Perspektivität der Sicht sowohl auf Seiten des Befragten als jener des Forschers enthält – wobei beide Perspektiven grundsätzlich verschieden sind: Der Befragte hat eine Perspektive des Alltagsverstehens sowohl für seine eigenen Erfahrungen als auch, wie er diese erzählt, und der Forscher hat seine Perspektive des wissenschaftlichen Verstehens, und in der Situation des Interviews ist ihm sein eigener Standpunkt präsent oder er sucht ihn möglichst zu verdrängen. Eine Übereinstimmung der Perspektiven, wenn und weil der Forscher durch Abstinenz bei der Interviewgestaltung einen adäquaten Bericht „hervorzulocken“ meint, ist sicherlich ein frommer Wunsch des Interviewers.

Durch Überlegungen Webers oder Schütz' ist diese Vorgehensweise nicht zu begründen.

Wie geschieht Erklären im „narrativen“ Interviewen bzw. mit Materialien aus „narrativen“ Interviews. Schütze hilft sich aus der Klemme, indem er eine Kollektivbiographie für Befragte einer bestimmten Kategorie annimmt – etwa des deutschen Volkes im Nationalsozialismus. Mit diesem heuristischen Konstrukt, das dem Interviewmaterial unterlegt bzw. übergestülpt wird, was allenfalls eine Arbeitshypothese ergibt, sind zwar Aussagen möglich, deren Erklärungswert behauptet werden kann. Aber es bleibt problematisch, ob Kollektivbiographien empirisch überhaupt Bezugsgrößen sein können. Möglicherweise sind es reifizierte Gebilde, deren einziger Wahrheitswert ihr nominalistischer Gehalt ist. Es wäre denkbar, dass Kollektivbiographien, wie sie zur Erklärung der Fallmaterialien benutzt werden, Artefakte sind, schlimmstenfalls Chimären des Forschens – allerdings sei ihnen zugestanden, Arbeitshypothesen zu sein, deren Gültigkeit indessen in einem eigenen Arbeitsschritt noch nachzuweisen wäre. Eine methodologische Sicherung von Kollektivbiographien durch Idealtypenbildung scheint durchaus denkbar – müsste indessen noch unternommen werden.

3. *Postskriptum*: Analyse von Fallstrukturen in historischen Materialien

Abschließend mögen einige Bemerkungen andeuten wie die Fall-Struktur-Analyse, bisher in der Medizinsoziologie und Armutsforschung verwendet, auch für historische Materialien geeignet ist. Mit dem Blick auf die bisher erst teilweise ausgewerteten über zweihundertfünfzig autobiographischen Berichte aus dem Jahr 1939 und 1940, die die Erfahrungen deutscher Emigranten vor und nach dem Januar 1933 darstellen und insbesondere die Sammlung mit dem Schwerpunkt der Novemberpogrome 1938 (Hartshorne 1941; Löwith 1986; Garz/Lee 2003; Blömer 2004; Gerhardt/Karlauf 2009), kann man sagen, dass auch historische Materialien – hier: autobiographische Berichte – zur systematischen Ermittlung von Strukturen und Handlungsprozesse aus qualitativen Daten taugen.

Die autobiographischen Zeugnisse, die der Soziologe Edward Y. Hartshorne zusammenstellte, aber wegen des Kriegseintritts der USA nicht in seinem geplanten Buch *Nazi Madness – November 1938* auswerten konnte, sind eine Fundgrube für qualitative Sozialforschung mit historischen Materialien.

Die Perspektive, unter der diese Berichte geschrieben wurden, war einheitlich: Den Exildeutschen, durch das Preisausschreiben angesprochen, war die Aufgabe gestellt, ihre persönlichen Erlebnisse der Zeit „vor und nach dem 30. Januar 1933“ zu schildern. Eine Aufbereitung der autobiographischen Berichte, bis heute an der Harvard-Universität aufbewahrt, kann von der analytischen Fragestellung ausgehen, ob die Emigration vor oder nach dem November 1938 geschah und persönlich Verfolgung erlebt wurde. Entsprechend wären die Fälle als Verlauf zu bestimmen, wobei zwei Grundmuster etwa wären: Entweder eine Sequenz *Machtergreifung* → *persönlich erfahrene Verfolgung* → *Weggang vor dem Pogrom 1938*; oder *Machtergreifung* → *Pogrom 1938 und Verfolgung* →

Weggang (die zwei „einfachsten“ Varianten, jeweils mit Komplementärverlauf: *Machtergreifung* → *keine persönlich erlittene Verfolgung* → *Weggang* bzw. demgegenüber *Machtergreifung* → *Pogrom 1938, persönlich keine Verfolgung* → *Weggang*, wobei letzterer Typus empirisch im Harvard-Material leer bleibt). Es ergeben sich Cluster ähnlicher Fallbiographien, sie können durch paradigmatische Fälle charakterisiert werden.

Um die Frage zu klären, ob die Auswanderung vor oder nach 1938 zur systematischen Erklärung der Lebenssituation im Exil beiträgt, ist das Schlüsselmerkmal, wie die nachträgliche Beurteilung des Weggangs aus Deutschland eingeschätzt wird: War es eine Auswanderung – wird also der Weggang als Abschied, das Ankommen im Exiland als Befreiung (Ankunft in der Freiheit) dargestellt? Oder war es eine Vertreibung ins Exil – wird also der Weggang als unwiederbringlicher Verlust dargestellt?

Für die 34 Fälle mit einem ausführlichen Bericht über die Novemberpogrome liegt eine solche Analyse im Aufriss vor (Gerhardt 2010). Sie vergleicht die Fälle, deren Bericht eine (allemaal erzwungene) Auswanderung schildert, mit jenen, wo ein Vertriebenwerden ins Exil geschildert wird, also kein Abschiednehmen vom Vergangenen gelungen ist. Beide Gruppen, wie sich zeigt, bestehen aus Fällen, wo das Erlebte als Schicksal des Einzelnen oder auch der Juden als *Parias* Nazideutschlands erfahren wird: Ob die Auswanderung oder die Vertreibung ins Exil die Perspektive ist, ist also nicht davon abhängig, ob die Betroffenen ihr Erleben als Einzelschicksal oder als Verfolgung der Juden Deutschlands (und Österreichs) im Bericht schildern.

Zur Auswertung kann das Material unter der Hypothese aufbereitet werden, dass die Auswanderung eher narrative Strukturen begünstigt, während Vertreibung ins Exil eher zu Berichtsdarstellungen anregt. Anhand der Fälle, die in „reiner“ Form die eine oder andere Variante verkörpern, können andere Fälle des Materials – wie es Weber nennt – „gemessen“ werden, nämlich in Bezug gesetzt, um daran die Besonderheiten des jeweilig gegenüber dem idealtypischen Fall anderen Verlaufs herauszuarbeiten. Die Analyse steht noch aus.

Es lässt sich sagen, dass biographische und historische Materialien mit einer Fall-Struktur-Analyse soziologisch bearbeitet werden können. Die Fall-Struktur-Analyse hat sich in der Medizinforschung und Armutsforschung bewährt; sie kann auch in der Historie einen Beitrag leisten.

Man sollte die *Grounded Theory* und auch das „narrative“ Interviewen noch einmal überdenken. Diese Ansätze könnten zu systematischen Vorgehensweisen weiterentwickelt werden, wenn nachvollziehbar die Verbindung zwischen den einzelnen Fällen und den daran ermittelten Strukturen (Strukturprozessen) herzustellen wäre. Die unwillkürlich positivistischen Annahmen dieser Ansätze ließen sich ausschalten, und sie würden näher an die moderne Soziologie herangerückt. Der sichere Boden der Wissenschaftslehre Webers und der verstehenden Soziologie Schütz' sollte jedenfalls für die qualitative Sozialforschung zum Königsweg der Empirie werden.

Anmerkungen

- 1 Ich danke Jörg Frommer und einem anonymen Gutachter für ihre Anregungen. Der Redaktion sei gedankt für ihre Geduld, bis diese Fassung meines Aufsatzes entstand.
- 2 Die Schreibweise des Zitats entspricht dem Original wie in der Georg-Simmel-Gesamtausgabe (GSG); Hervorhebungen im Original.
- 3 Für eine ausführlichere Darstellung siehe Gerhardt (1985).

Literatur

- Bertaux, D. (Hrsg.) (1981): *Biography and Society. The Life History Approach in the Social Sciences*. Beverly Hills.
- Blömer, U. (2004): „Im übrigen wurde es still um mich“. Aberkennungsprozesse im nationalsozialistischen Deutschland. Oldenburg.
- Bohnsack, R. (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. 4. Aufl. Opladen.
- Dilthey, W. (1883): *Einleitung in die Geisteswissenschaften. Versuch einer Grundlegung für das Studium der Gesellschaft und der Geschichte*. 9. Aufl. Stuttgart/Göttingen 1990.
- Flick, U. (1995): *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften*. Reinbek.
- Flick, U./von Kardorff, E./Steinke, I. (Hrsg.) (2001): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek.
- Frommer, J./Langenbach, M. (1998): Fallstudien in der Psychotherapie. In: Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim, S. 383–401.
- Garz, D./Lee, H.-S. (2003): Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933. In: Wojak, I./Meinl, S. (Hrsg.): *Im Labyrinth der Schuld*. Frankfurt a.M., S. 333–357.
- Gerhardt, U. (1985): Erzählenden und Hypothesenkonstruktion. Überlegungen zum Gültigkeitsproblem in der biographischen Sozialforschung. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 37. Jg., S. 230–256.
- Gerhardt, U. (1986a): *Patientenkarrieren. Eine medizinsoziologische Studie*. Frankfurt a.M.
- Gerhardt, U. (1986b): Verstehende Strukturanalyse. Die Konstruktion von Idealtypen als Analyseschritt bei der Auswertung qualitativer Forschungsmaterialien. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Sozialstruktur und soziale Typik*. Frankfurt a.M., S. 31–83.
- Gerhardt, U. (1991): Idealtypische Analyse von Statusbiographien chronisch Kranker. In: Gerhardt, U. (Hrsg.): *Gesellschaft und Gesundheit. Aufsätze zur Begründung der Medizinsoziologie*. Frankfurt a.M., S. 9–60.
- Gerhardt, U. (1994): The Use of Weberian Ideal-Type Methodology in Qualitative Data Interpretation. An Outline for Ideal-Type Analysis. In: *BMS – Bulletin de Méthodologie Sociologique*, No. 45, S. 74–126.
- Gerhardt, U. (1998): Die Verwendung von Idealtypen bei der fallvergleichenden biographischen Forschung. In: Jüttemann, G./Thomae, H. (Hrsg.): *Komparative Kasuistik*. Weinheim, S. 93–122.
- Gerhardt, U. (1999): Herz und Handlungsrationaltät. Biographische Verläufe nach koronarer Bypass-Operation zwischen Beruf und Berentung. Eine idealtypenanalytische Studie. Frankfurt a.M.
- Gerhardt, U. (2000): Ambivalent Interactionist: Anselm Strauss and the „Schools“ of Chicago Sociology. In: *American Sociologist*, 31. Jg., H. 4, S. 34–64.

- Gerhardt, U. (2003): Einführungssessay – Plädoyer für begrifflich begründete Studien zu Kultur und Gesellschaft. In: Gerhardt, U. (Hrsg.): *Zeitperspektiven. Studien zu Kultur und Gesellschaft*. Stuttgart, S. 7–45.
- Gerhardt, U. (2009): Idealtypen in der fallvergleichenden Forschung. In: Jüttemann, G. (Hrsg.): *Komparative Kasuistik*. 2. Auflage. Weinheim, S. 82–94.
- Gerhardt, U. (2010): Auswanderung und Vertreibung ins Exil in Schilderungen nach dem Novemberpogrom 1938 – Bemerkungen zu einem Thema der Soziologie. Vortrag anlässlich der Tagung der Gesellschaft für Exilforschung 2010 „Auswanderung und Vertreibung ins Exil“.
- Gerhardt, U./Karlauf, T. (Hrsg.): *Nie mehr zurück in dieses Land. Augenzeugen berichten über die Novemberpogrome 1938*. Berlin.
- Glaser, B./Strauss, A. (1967): *The Discovery of Grounded Theory*. Chicago.
- Hartshorne, E. Y. (1941): *German Youth and the Nazi Dream of Victory*. New York.
- Jüttemann, G./Thomae H. (Hrsg.) (1998): *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim.
- Klotter, C. (1994): Idealtypenbildung nach Max Weber als qualitative Datenauswertungsstrategie – exemplarisch erprobt am Beispiel von Eßstörungen. In: Faller, H./Frommer, J. (Hrsg.): *Qualitative Psychotherapieforschung*. Heidelberg, S. 297–310.
- Lindner, R. (2006): *Suizidale Männer in der psychoanalytisch orientierten Psychotherapie. Eine systematische qualitative Untersuchung*. Hamburg/Gießen.
- Löwith, K. (1986): *Mein Leben vor und nach dem Januar 1933. Ein Bericht*. Stuttgart.
- Ludwig, M. (1995): Lebenszeit. Armutskarrieren zwischen Marginalisierung und Normalisierung. In: Leibfried, S./Leisering, L. (Hrsg.): *Zeit der Armut. Lebensläufe im Sozialstaat*. Frankfurt a.M., S. 158–201.
- Ludwig, M. (1996): *Armutskarrieren. Zwischen Abstieg und Aufstieg im Sozialstaat*. Opladen.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, E./Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven“ Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*. Stuttgart, S. 352–434.
- Oevermann, U. (1996): *Die Konzeptualisierung von Anwendungsmöglichkeiten und praktischen Arbeitsfeldern der objektiven Hermeneutik*. Frankfurt a.M. (unveröffentlicht).
- Parsons, T. (1937): *The Structure of Social Action. A Study in Social Theory With Special Reference to a Group of European Writers*. New York.
- Rennie, D. (2006): The Grounded Theory Method: Application of a Variant of Its Procedure of Constant Comparative Analysis to Psychotherapy Research. In: Fisher, C. T. (Hrsg.), *Qualitative Research Methods for Psychologists. Introduction through Empirical Studies*. Amsterdam, S. 59–77.
- Rickert, H. (1902): *Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung*. Tübingen.
- Schütz, A. (1932): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Frankfurt a.M. 1974.
- Schütze, F. (1981): *Prozessstrukturen des Lebensablaufs*. In: Matthes, J./Pfeifenberger, A./Stosberg, M. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*. Nürnberg, S. 67–156.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit*. Stuttgart, S. 78–111.
- Schütze, F. (1996): *Narrative Repräsentation kollektiver Schicksalsbetroffenheit*. In: Lämmert, E. (Hrsg.): *Erzählforschung. Ein Symposium*. Stuttgart, S. 567–590.
- Simmel, G. (1894): *Das Problem der Sociologie*. In: Georg Simmel Gesamtausgabe (GSG). Band V. Frankfurt a.M. 1992, S. 57–64.
- Strauss, A./Corbin, J. (1996): *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.
- Stuhr, U./Deneke, F.-W. (Hrsg.) (1992): *Die Fallgeschichte. Beiträge zu ihrer Bedeutung als Forschungsinstrument*. Heidelberg.

- Weber, M. (1904): Die „Objektivität“ der sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Erkenntnis. In: Weber, M.: Gesammelte Auflage zur Wissenschaftslehre, 3. Auflage, herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen 1968, S. 146–214.
- Weber, M. (1922): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der Sozialökonomik, herausgegeben von Johannes Winckelmann. Tübingen.
- Windelband, W. (1900): Geschichte und Naturwissenschaft. Straßburg.

Gisela Wolf, Karin Schleider und Katharina Pfarrherr

Die Qualität der Versorgung von Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen in Netzwerken professioneller Gesundheitsdienste

The quality of care for people with psychic impairments in networks of professional health services

Zusammenfassung

In einem durch zunehmende Spezialisierung gekennzeichneten Gesundheitssystem interagieren Menschen mit chronischen psychischen Beeinträchtigungen im Verlauf ihrer Behandlung mit zahlreichen professionellen VersorgerInnen. Die Erfassung dieser Interaktionen ist von hoher Relevanz für die differenzielle Beurteilung der Versorgungsqualität.

In der vorliegenden Publikation werden nach einer Einführung in die Gestaltung, Praxis und Qualität von Netzwerken professioneller Versorgung für psychisch beeinträchtigte NutzerInnen erste Ergebnisse einer nach der Grounded Theory vorgenommenen Analyse von acht qualitativen Interviews mit depressiven und transidenten KlientInnen aus einem Forschungsprojekt der Abteilung für Klinische und Gesundheitspsychologie und Beratung an der Pädagogischen Hochschule Freiburg vorgestellt.

Keywords: Versorgungsforschung, Qualitative Forschung, Netzwerke, Gesundheitssystem, Depression, Transidentität, Grounded Theory

Abstract

In a healthcare system which is characterized by an increasing specialization, people with chronic psychic impairments interact with a range of health providers. The coverage of the experiences of these interactions is important for the differential evaluation of the quality of care.

After an introduction to the constitution, practice and quality of networks of professional care for clients with psychic impairments, we will present first results from the qualitative analysis of eight interviews with depressive and transident clients, according to the Grounded Theory, originating from a research project by the Section of Clinical and Health Psychology and Counselling from the University of Education in Freiburg.

Keywords: Health services research, qualitative research, networks, health care system, depression, trans identity, Grounded Theory

1 Einleitung

Eine bestmögliche psychische und physische Gesundheit bildet eine wichtige Grundlage für das Wohlbefinden und die soziale und ökonomische Teilhabe eines Menschen (Europäische Union 2000; Kordy 2008). Umgekehrt sind die Chancen, an gesellschaftlichen Ressourcen teilzuhaben, zentral für die Erlangung einer bestmöglichen Gesundheit (Mielck 2005). Eine gute Gesundheitsversorgung soll sich an den Bedürfnissen der NutzerInnen orientieren, qualitativ hochwertig und wirtschaftlich sein (Clade 2000; Kordy 2008).

Die öffentliche Gesundheitsversorgung in der BRD ist an dem Ziel ausgerichtet, für alle BürgerInnen die Voraussetzungen einer fachgerechten Behandlung von Erkrankungen zu schaffen. Arbeiten aus der Versorgungsforschung konnten jedoch belegen, dass im deutschen Gesundheitswesen das Risiko einer Unterversorgung für psychisch kranke Menschen hoch ist, obwohl fast alle¹ BundesbürgerInnen über eine Krankenversicherung verfügen. Spezifische Versorgungsbarrieren führen dazu, dass viele psychisch beeinträchtigte Menschen professionelle Versorgungsstrukturen gar nicht erreichen oder nur eingeschränkt nutzen können. So bleibt in Deutschland trotz Behandlungsbedarf die Hälfte psychisch kranker Menschen unbehandelt. Nur etwa 10% aller psychisch erkrankten Menschen in Deutschland erhalten eine fachgerechte Therapie (Hand 2006, S. 194). Große epidemiologische Untersuchungen beziffern die Anzahl psychisch kranker Menschen in Deutschland auf ein Fünftel der Gesamtbevölkerung (Fichter/Meller 2008).² Bei einer Anzahl von 82,2 Millionen BundesbürgerInnen³ erhalten also knapp 15 Millionen psychisch kranke BürgerInnen nicht die indizierte Behandlung.

Durch das zunehmend spezifischere Fachwissen von Professionellen im Gesundheitsversorgungssystem wird einerseits eine fokussierte und hoch qualifizierte Problemidentifizierung und Symptombehandlung möglich. Andererseits erfahren durch die Fraktionierung von Gesundheitsdienstleistungen gerade NutzerInnen mit komplexen Problemlagen und chronischen Krankheitsprozessen eine Aufsplitterung von Verantwortlichkeiten auf Seiten der zuständigen medizinischen und psychosozialen Fachkräfte (Lützenkirchen 2005). Bereits 1975 wurde in der Psychiatrie Enquete eine Reform und Koordination der Versorgungsdienste für psychisch kranke Menschen gefordert (Deutscher Bundestag 1975). Um die Effizienz und Effektivität der Gesundheitsversorgung zu verbessern, haben sich unterdessen in Deutschland diverse störungsspezifisch ausgerichtete Versorgungsnetze gebildet (z.B. die Kompetenznetze zu degenerativen Demenzen, zu Depressionen und Schizophrenien⁴ oder die lokalen Suchthilfenetzwerke). Trotzdem stellt der weitere Ausbau eines nutzerInnenorientierten, bedarfsgerechten, erreichbaren und gut koordinierten Versorgungssystems für psychisch beeinträchtigte Menschen immer noch ein wichtiges gesundheitspolitisches Desiderat dar (Rössler 2008).

2 Systemorientierte Perspektive auf Netzwerke professioneller Gesundheitsversorgung

Professionelle Netzwerke im Gesundheitswesen eines Landes stellen eine spezifische Form sozialer Netzwerke dar. Soziale Netzwerke umfassen Beziehungen zwischen Menschen im Rahmen einer sozialen Struktur (Wiswede 2004) und können als Systeme, die sich über zwischenmenschliche Kommunikationsprozesse konstituieren, konzeptualisiert werden (Ruesch/Bateson 1987; Luhmann 2002; Schneewind/Schmidt 2002). Die InteraktionspartnerInnen in professionellen Gesundheitsversorgungsnetzwerken sind die „PatientInnen“ (und manchmal auch deren Angehörige) als NutzerInnen der Gesundheitsdienste sowie Fachkräfte mit unterschiedlichen Qualifikationen und aus unterschiedlichen Professionen. Die professionellen GesundheitsdienstleisterInnen kommunizieren und kooperieren mit dem Ziel, Erkrankungen der NutzerInnen präventiv, intervenierend, rehabilitativ und palliativ zu begegnen. Damit legitimiert prinzipiell der Bedarf der NutzerInnen der Gesundheitsversorgung die Einrichtung und Arbeitsweise der entsprechenden Versorgungsnetze. Der kommunikative Informationsaustausch zwischen NutzerInnen und GesundheitsversorgerInnen und auch unter den verschiedenen VersorgerInnen soll eine qualitativ hochwertige Gesundheitsversorgung gewährleisten. Eine Analyse dieser Kommunikationen ist für ein Verständnis der Erwartungen, Bewertungsprozesse und Entscheidungen von NutzerInnen und Professionellen in den Versorgungsnetzwerken zentral (Buddeberg 2004; Siegrist 2005). Bereits in den 1950er Jahren beschrieb Parsons (2001) spezifische gegenseitige Rollenerwartungen von GesundheitsversorgerInnen und NutzerInnen und deren Konsequenzen für die Interaktion von ArztInnen mit PatientInnen. Goffmann (1961) und Foucault (1969) analysierten und kritisierten die gesellschaftliche Stigmatisierung und Ausgrenzung psychisch kranker Menschen. Es folgten zahlreiche Forschungsarbeiten zur kommunikativen Positionierung psychisch beeinträchtigter Menschen durch Professionelle in Institutionen der Gesundheitsversorgung (z.B. Rosenhan 1973; Fengler/Fengler 1980).

3 Barrieren in der Versorgung psychisch beeinträchtigter Menschen

Versorgungsbarrieren, die psychisch beeinträchtigten Menschen die adäquate Nutzung des Gesundheitsversorgungssystems erschweren, lassen sich nach dem Modell des European Observatory on Health Systems and Policies auf den Ebenen

- finanzielle und rechtliche Barrieren
- mangelnde geographische Erreichbarkeit
- Barrieren auf Seiten der VersorgerInnen und auf Seiten der NutzerInnen von Gesundheitsdienstleistungen

strukturieren (Wörtz 2006).

Finanzielle und rechtliche Barrieren umfassen beispielsweise die Schwierigkeiten nicht-krankenversicherter Menschen, notwendige Behandlungen finanzieren zu können oder dem Umstand, dass auch bei Krankenversicherten bestimmte Leistungen (wie z.B. die Kosten für Sehhilfen oder Zahnersatz in Deutschland) von den Kassen nicht getragen werden. Auf *Barrieren durch mangelhafte geographische Erreichbarkeit* treffen insbesondere wenig mobile Menschen, z.B. Menschen, die Praxen oder Beratungsstellen ohne ebenerdigen Eingang nicht nutzen können, Menschen in unterversorgten ländlichen Gegenden oder Menschen mit einer sehr seltenen Erkrankung, für die es nur wenige wohnortnahe spezialisierte Institutionen gibt.

Barrieren auf Seiten der VersorgerInnen werden beispielsweise durch Stigmatisierung psychisch kranker Menschen durch Professionelle aufgerichtet. Kommunikationsschwierigkeiten und Interessendifferenzen zwischen GesundheitsversorgerInnen unterschiedlicher Professionen können eine falladäquate Kooperation erschweren (von Kardorff 1998). Aber auch spezifische Fachwissensdefizite bezüglich der Diagnostik einzelner psychischer Störungen sowie bezüglich der Versorgungsbedürfnisse von NutzerInnen und des Aufbaus des psychosozialen Netzes vor Ort bilden versorgerseitige Barrieren (Deutscher Ärztetag 2006; von Kardorff 1998). Ängste vor Stigmatisierung oder auch vor bestimmten Behandlungsverfahren (z.B. vor medikamentösen Behandlungen) und auch konkrete negative Erfahrungen mit professionellen VersorgerInnen können psychisch beeinträchtigten Menschen die *Inanspruchnahme von Gesundheitsdienstleistungen erschweren* (Deutscher Ärztetag 2006; Murray/Corney 1990; Shipherd/Green/Abramovitz 2010).

Auf besondere Versorgungsbarrieren scheinen psychisch beeinträchtigte NutzerInnen zu treffen, die gesamtgesellschaftlich zusätzlich wegen ihrer sozioökonomischen Unterprivilegierung (Möller-Leimkühler 2008), wegen ihres Migrationshintergrund (Machleidt/Calliess 2008) oder aufgrund ihrer soziosexuellen Orientierung und ihrer Gender-Identität (Dennert/Wolf 2009; Senatsverwaltung 2006; Shipherd/Green/Abramovitz 2010) marginalisiert werden.

Befunde zur Versorgung von NutzerInnen mit unterschiedlichen psychischen Beeinträchtigungen deuten weiterhin darauf hin, dass je nach diagnostischer Etikettierung auch eine spezifische Konstellation von Versorgungsbarrieren auftreten kann.

So zeigen Forschungsarbeiten zum Thema Alkoholkonsum und Alkoholabhängigkeit differenziert auf, wie alkoholabhängige NutzerInnen durch das prinzipiell recht gut ausgebaute Suchthilfesystem fallen können. Suchtkranken Menschen wird die adäquate Nutzung des Gesundheitsversorgungssystems sowohl durch eigene emotionale Barrieren (z.B. Schamgefühle) als auch durch stigmatisierende Einstellungen von Professionellen gegenüber suchtbetroffenen Menschen (Meulenbelt/Wevers/van der Ven 1998) erschwert. Auch scheint es Schwierigkeiten bei der adäquaten Diagnostik und der Diagnosemitteilung zu geben. So haben etwa 70% aller Alkoholabhängigen mindestens einmal im Jahr Kontakt mit einem Arzt, ohne dass dort die Alkoholabhängigkeit entdeckt bzw. angesprochen wird (Lindenmeyer 2007). Letztendlich erreicht nur 1–2% der alkoholabhängigen Menschen in Deutschland die indizierte Behandlung (Soyka 2008).

Depressiven NutzerInnen gelingt es aufgrund ihrer durch Energielosigkeit, Interessenverlust und sozialem Rückzug gekennzeichneten Symptomatik manchmal nicht, die notwendige Kraft für eine Kontaktaufnahme mit dem professio-

nellen Versorgungsnetz auf zu bringen (Hegerl u.a. 2003). So nehmen 45% der Menschen, die eine depressive Störung aufweisen, in Deutschland keine Gesundheitsleistungen für ihre Depression in Anspruch (Friemel u.a. 2005). Gelingt diesen NutzerInnen dann der Erstkontakt zu einem Hausarzt oder einer Hausärztin, so werden sie in vielen Fällen fehl diagnostiziert (Becker/Abholz 2005; Bermejo/Friedrich/ Härter 2008).⁵

Schädlicher Substanzgebrauch und Depressionen sind im Erwachsenenalter besonders häufige psychische Störungen (Fydrich 2009), die für die NutzerInnen zu stark einschränkenden und in vielen Fällen lang andauernden Krankheitsprozessen führen und mit erheblichen gesellschaftlichen Folgekosten verbunden sind (Laux 2008; Soyka 2008). Der Abbau von Versorgungsbarrieren ist also auch von erheblicher gesundheitspolitischer Bedeutung.

4 Qualität in Netzwerken professioneller Gesundheitsversorgung

Mittels unterschiedlicher Forschungsdesigns wird derzeit in der Versorgungsforschung versucht, Qualitätskriterien zu entwickeln, anhand derer die Effektivität und Effizienz von Versorgungsnetzen erfasst werden kann (z.B. Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde – DGPPN – 2004). Dabei wird analysiert, welche expliziten und impliziten Zielvorstellungen die jeweils beteiligten AkteurInnen mit einer Vernetzung verfolgen, wo Probleme in professionellen psychosozialen Netzwerken auftreten können und welche Konsequenzen Vernetzungsprobleme für die Versorgung von NutzerInnen haben.

Die Qualität der Kommunikation und Kooperation in Netzwerken der Gesundheitsversorgung lässt sich auf den in der sozialwissenschaftlichen Qualitätsforschung verwandten Ebenen der Strukturqualität, der Prozessqualität und der Ergebnisqualität evaluieren (Arah u.a. 2003; Donabedian 1966; von Kardorff 1998). Dabei umfasst die *Strukturqualität* von professionellen Gesundheitsversorgungsnetzwerken die Qualität der institutionalisierten Rahmenbedingungen, z.B. die Ressourcen, die für die Kooperationsarbeit und die Interaktionen mit NutzerInnen bereitgestellt werden (Schneewind/Schmidt 2002). Die *Prozessqualität* beinhaltet die Qualität von Arbeitsabläufen in Netzwerken der Gesundheitsversorgung. Nach den Ergebnissen einer Untersuchung von Ommen u.a. (2007) ist die Qualität der Arbeitsprozesse in Netzwerken der Gesundheitsversorgung sowohl durch die Beziehungs- als auch die fachthemenbezogenen Kompetenzen der professionellen NetzwerkakteurInnen geprägt. Die *Ergebnisqualität* der professionellen Arbeit im Gesundheitswesen lässt sich an Erfolgs- und Misserfolgskriterien messen, die im Rahmen der Ergebnisevaluation definiert werden. Zentrale Frage ist hier, ob es den beteiligten AkteurInnen gelingt, ihre Ziele zu erreichen (Buddeberg 2004). Eine bestmögliche psychische und physische Gesundheit von NutzerInnen stellt das wichtigste übergeordnete outcome-Kriterium einer professionellen Gesundheitsversorgung dar (Denkert/Wolf 2009). Aber auch die Lebensqualität der NutzerInnen und ihre Zufriedenheit mit einem Behandlungsprozess können als Kriterien von Ergebnisqualität definiert und operationalisiert werden (Pfeifer/Preiß/Unger 2006).

5 Forschungsprojekt zum Netzwerk professioneller Versorgung

Im Rahmen eines sich aus mehreren Teilstudien zusammensetzenden Forschungsprojekts zu Netzwerken professioneller Versorgung (Koordination Prof. Dr. K. Schleider) an der Abteilung für Beratung, Klinische und Gesundheitspsychologie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg wird derzeit die professionelle psychosoziale Versorgung von NutzerInnen mit spezifischen psychischen Beeinträchtigungen qualitativ und quantitativ untersucht. Dabei werden sowohl die Perspektiven von NutzerInnen in unterschiedlichen Lebensaltern und deren Angehörigen als auch von Professionellen, die in multiprofessionell besetzten Gesundheitsversorgungsnetzwerken arbeiten, analysiert. Ein Ziel des Gesamtprojekts stellt die Konzeptionierung eines system- und kommunikationstheoretisch basierten Modells zur Identifikation von Problemen in der Versorgung von psychisch beeinträchtigten NutzerInnen mit relativ lang andauernden Behandlungsprozessen dar. Des Weiteren wird die Entwicklung von spezifischen Qualitätskriterien, anhand derer die Versorgungsqualität für die beschriebenen NutzerInnengruppen erfasst werden kann, verfolgt. Die Forschung konzentriert sich auf die Analyse und Interpretation von Versorgungsprozessen (*throughput*) sowie der erbrachten Versorgungsleistungen (*output*) und erfasst die handlungsrelevanten Erfahrungen und Bewertungsprozesse von NutzerInnen und VersorgerInnen unter Alltagsbedingungen (Kordy 2008).

Das Forschungsprojekt fokussiert in Teilstudie 1 (Forschungsprojekt G. Wolf) auf der Versorgungssituation von erwachsenen NutzerInnen mit schädlichem Substanzgebrauch, Depressionen oder spezifischen Marginalisierungserfahrungen. Die in Teilstudie 1 erfassten qualitativen Daten werden in Anlehnung an das Procedere nach der Grounded Theory ausgewertet (Glaser/Strauss 2008). In Teilstudie 2 des Forschungsprojekts (Dissertationsprojekt Dipl. Päd. Katharina Pfarrherr) wird die Versorgung von NutzerInnen im Kindes- und Jugendalter mit Aufmerksamkeits-Defizit-Störung (ADHS) in einem methodenkonvergenten Verfahren qualitativ und quantitativ untersucht (Schleider/Pfarrherr/Pötter 2011 in Vorbereitung).

Im Folgenden werden Studiendesign und erste Ergebnisse der Teilstudie 1 vorgestellt und diskutiert.

5.1 Datengrundlage

Den Datenpool der Teilstudie 1 im Rahmen des oben beschriebenen Forschungsprojekts bilden derzeit insgesamt 30 ausführliche semistrukturierte qualitative Interviews zu den Versorgungserfahrungen von NutzerInnen und den Kooperationserfahrungen von professionellen GesundheitsdienstleisterInnen in Netzwerken psychosozialer und medizinischer Versorgung. Die Interviews wurden von in der Erhebung qualitativer Daten geschulten Studierenden der PH Freiburg im Rahmen von wissenschaftlichen Abschlussarbeiten durchgeführt. Um die Untersuchungsstichprobe zusammenzustellen, informierten die Studierenden Beratungsstellen, Betreuungs- und therapeutische Institutionen, Professionelle und NutzerInnen über die Studie und stellten so den Kontakt zu potenziellen Inter-

viewpartnerInnen her. Interessierte Professionelle und NutzerInnen wurden dann nochmals ausführlich über das Forschungsvorhaben informiert. Von denjenigen, die sich zu einer Teilnahme bereit erklärten, wurden nach Einholung des informierten Einverständnisses die Daten mittels eines an die jeweiligen InterviewpartnerInnen adaptierten semistrukturierten Interviews erhoben, audiodokumentiert und unter Beibehaltung der dialektischen Färbung transkribiert.

Interviewt wurden bislang insgesamt sieben NutzerInnen mit Depressionen, drei homosexuelle Nutzer und eine transidente Nutzerin, zwei Professionelle, die mit depressiven NutzerInnen arbeiten, zwei Professionelle, die mit transidenten NutzerInnen arbeiten, zwei Professionelle, die mit homosexuellen NutzerInnen arbeiten, 19 Professionelle, die mit NutzerInnen mit Substanzgebrauch arbeiten, sowie eine Angehörige (insgesamt 16 Interviewpartnerinnen und 19 Interviewpartner). Die Länge der Interviews betrug zwischen 30 Minuten und eineinhalb Stunden.

Im Folgenden wird die Auswertung von acht Interviews mit depressiven und transidenten NutzerInnen des Gesundheitsversorgungssystems (vier Interviewpartnerinnen und vier Interviewpartner) aus diesem Datenpool beschrieben und die Daten werden unter Bezugnahme auf Kriterien der Versorgungsqualität analysiert.

5.2 Forschungsfragen und Auswertungsmethodik

Die empirische Untersuchung wurde von den Forschungsfragen geleitet, (a) welche Interaktionserfahrungen depressive oder aufgrund ihrer nicht ihrem Geburtsgeschlecht entsprechenden Gender-Identität marginalisierte NutzerInnen mit professionellen GesundheitsversorgerInnen machen, (b) wie diese Erfahrungen die Wege von NutzerInnen durch das Gesundheitsversorgungssystem prägen und (c) welche Kriterien von Versorgungsqualität sich aus den Daten ableiten lassen.

Die acht Interviews wurden zunächst inhaltsanalytisch nach Mayring (2007) kategorisiert und strukturiert. Dabei wurde u.a. dargestellt, in welchen spezifischen Institutionen der Gesundheitsversorgung die InterviewpartnerInnen mit welchen Professionellen welche Erfahrungen gemacht hatten. Um die Konsequenzen der Erfahrungen und Entscheidungen von NutzerInnen im professionellen Versorgungsnetz aufzuzeigen, wurden die Wege, die NutzerInnen durch das professionelle Versorgungsnetz genommen hatten, in ihrem Ablauf dokumentiert sowie die Eintritts- und Weiterverweisungsbedingungen analysiert. Anschließend wurden die Transkripte derjenigen Interviewpassagen, in denen die NutzerInnen auf schwierige bzw. gelungene Interaktionserfahrungen eingegangen waren, nach dem Forschungsprocedere der Grounded Theory (Glaser/Strauss 2008) ausgewertet. Dazu wurden Aussagen zu Erfahrungen in professionellen Gesundheitsversorgungsstrukturen zunächst einer *offenen Kodierung* unterzogen und in diesem Forschungsschritt anhand folgender Fragen zerlegt:

- Wer ist beteiligt (welche Institutionen und welche Einzelpersonen)?
- Welche Aspekte des Phänomens „Erfahrung mit der professionellen Gesundheitsversorgung“ werden angesprochen?
- Wie werden die Erfahrungen mit der professionellen Gesundheitsversorgung von den jeweiligen InterviewpartnerInnen gewertet?

- Worauf wird die Erfahrung durch die jeweiligen InterviewpartnerInnen attribuiert?
- Welche Bedeutung schreiben die jeweiligen InterviewpartnerInnen den Erfahrungen zu?

Bei der anschließenden *axialen Codierung* wurden aus den Konzepten der NutzerInnen von gelungenen versus nicht gelungenen Versorgungsinteraktionen im Team (Wolf, Pfarrherr, Fürst) Achsenkategorien entwickelt, die hinsichtlich ihrer Bedingungen, ihres Kontextes, der Handlungsstrategien der beteiligten Personen und ihrer Konsequenzen analysiert wurden. Eine Integration der Befunde erfolgte schließlich im Arbeitsschritt des *selektiven Codierens*. Gesucht wurde dabei nach Regeln und Gesetzmäßigkeiten, die den Entscheidungen der NutzerInnen im Gesundheitsversorgungssystem zugrunde liegen (Fischer 2000). Als zentrale Kriterien, anhand derer die NutzerInnen die Qualität ihrer Versorgung im Gesundheitsversorgungssystem bewerteten und an denen sie sich auch in ihrem Inanspruchnahmehandeln orientierten, wurden so die „Erreichbarkeit der Gesundheitsversorgung“, die „Netzwerkkompetenz von Professionellen“ sowie die „Beziehungskompetenzen und problemspezifische Behandlungskompetenzen der Professionellen“ herausgearbeitet.

5.3 Ergebnisse der empirischen Untersuchung

Eintrittsbedingungen der befragten NutzerInnen mit Depressions- oder Marginalisierungserfahrungen in das Versorgungssystem waren überwiegend die Symptomatiken und Problematiken der NutzerInnen, die sie selbst oder Angehörige von ihnen als behandlungsbedürftig etikettiert hatten. Die NutzerInnen nahmen aktiv Kontakt mit VertreterInnen des Gesundheitsversorgungssystems auf. Eine Nutzerin mit einer depressiven Symptomatik berichtete, dass sie nach einer suizidalen Handlung in ein Krankenhaus aufgenommen wurde.

Je nach Konsultationsanlass wählten die NutzerInnen unterschiedliche Eintrittsstellen in das Gesundheitsversorgungssystem. Während depressive NutzerInnen zunächst eine/-n Hausärztin konsultierten, beschrieb die befragte transidente Nutzerin eine psychosomatische Klinik als Erstkontakt im Versorgungssystem. Diese Befunde zeigen die besondere Bedeutung von ÄrztInnen als von depressiven und transidenten NutzerInnen Erstkontaktierte im Gesundheitsversorgungssystem.

In Anschluss an den Erstkontakt durchliefen die meisten der befragten NutzerInnen jahrelange Behandlungsprozesse, in denen sie mit zahlreichen GesundheitsversorgerInnen interagierten.

Beispielhaft sollen hier zwei *Wege* depressiv erkrankter NutzerInnen gezeigt werden sowie der Weg der transidenten Nutzerin:

Weg eines 49jährigen männlichen Nutzers mit rezidivierenden Depressionen und Suchtproblematik:

Hausärztin → Facharzt für Psychiatrie → Hausärztin → Beratungsstelle für suchtkranke Menschen → Psychiatrische Klinik → Fachklinik für suchtkranke Menschen → Beratungsstelle für suchtkranke Menschen → Hausärztin → Psychiatrische Klinik → Tagesklinik → Notarzt → Beratungsstelle für suchtkranke Menschen → Betreutes Wohnen →

Psychiatrische Klinik → Fachklinik für suchtkranke Menschen → Psychiatrische Klinik
→ Langzeitwohnheim
(Datensatz: Kekeisen 2008).

Weg einer 63jährigen weiblichen Nutzerin mit rezidivierenden Depressionen:

Schwerbehindertenbeauftragter → Hausarzt → Fachärztin für Psychiatrie → Psychiatrische Klinik → betreutes Wohnen mit Kontakten zu Sozialarbeiterin und gelegentlichen Klinikaufenthalten → Psychiatrische Klinik → Tagesklinik → ambulante psychiatrische Behandlung → psychotherapeutische und psychiatrische Rehabilitationsklinik → ambulante psychiatrische Behandlung → betreutes Wohnen → Psychiatrische Klinik → ambulante psychiatrische Betreuung → Psychiatrische Klinik → ambulante psychiatrische Versorgung
(Datensatz: Kekeisen 2008).

Weg einer 58jährigen transidenten Nutzerin:

psychosomatische Klinik (Behandlungsabbruch durch die Nutzerin) → diverse ÄrztInnen → Frauenklinik (Behandlungsabbruch durch die Nutzerin), parallel diverse PsychotherapeutInnen → psychosomatische Klinik → Endokrinologie Frauenklinik
(Datensatz: Ludewig 2009).

Es handelt sich bei den befragten NutzerInnen also um Menschen mit erheblicher Erfahrung in einer multiprofessionell geprägten Gesundheitsversorgung.

Auf den Wegen von NutzerInnen durch das Gesundheitsversorgungssystem zeigten sich kettenförmige Ablaufprozesse in den Interaktionen von NutzerInnen und Professionellen. Antworttendenzen im Sinne einer durchgängig negativistischen oder positivistischen Bewertung von Erfahrungen mit GesundheitsversorgerInnen ließen sich in den Interviews mit den NutzerInnen nicht konstatieren. Vielmehr änderten NutzerInnen ihre Wahrnehmungs- und Entscheidungsmuster konsekutiv mit ihren Versorgungserfahrungen und zeigten hier eine bemerkenswerte Fähigkeit, sich auf die immer wieder wechselnden Versorgungsbeziehungen jedes Mal neu einzustellen. Mit zunehmender Erfahrung in psychosozialen und medizinischen Versorgungseinrichtungen und in Abhängigkeit von der Entwicklung ihrer Ausgangsproblematik passten sie ihre Handlungsstrategien an.

Ihre *Erwartungen* differenzierten die NutzerInnen bezogen auf die *Profession*, der die jeweilige Gesundheitsversorgerin/der jeweilige Gesundheitsversorger angehörte und hinsichtlich der *Institution*, in der sie behandelt wurden. So erwartete beispielsweise eine Nutzerin mit Depressionen durch ihren Aufenthalt in einer Psychiatrischen Klinik eine Stigmatisierung und hatte entsprechende Befürchtungen und Hemmungen, sich dort behandeln zu lassen. Diese Erwartungen veränderten sich jedoch aufgrund positiver interaktioneller Erfahrungen der Nutzerin mit den in einer Psychiatrischen Klinik tätigen Professionellen im Verlauf des Behandlungsprozesses. Dies verringerte für die Nutzerin wiederum die Schwelle, sich auch in Zukunft in einer psychiatrischen Klinik Hilfe zu holen.

NutzerInnen erwarten von allen Professionen im Gesundheitswesen die *Fähigkeit zur respektvollen Beziehungsgestaltung*. Insbesondere von ärztlichen und psychologischen Professionellen wurde des Weiteren erwartet, dass diese in der Lage sind, die Beziehung empathisch zu gestalten und hinreichend Zeit für eine auf die Bedürfnisse der individuellen Nutzerin/des individuellen Nutzers ausgerichtete Beziehungsgestaltung einzuplanen. Im Laufe ihrer Behandlungsprozesse erlebten die NutzerInnen tatsächlich respektvolle und empathische Bezie-

hungsangebote. Trafen die NutzerInnen in der stationären Versorgung auf durchgängig respektvolle und fachkompetente Handlungsmuster von allen in einer Institution tätigen Professionellen, führten die NutzerInnen dies auf strukturelle Bedingungen wie z.B. eine gute Personalschulung zurück.

Die NutzerInnenaussagen dokumentieren jedoch auch zahlreiche problematische Interaktionshandlungen von Professionellen wie beispielsweise eine pauschalisierende Sicht auf NutzerInnen und das Nicht-ernstnehmen der Aussagen von NutzerInnen. Den Zeitmangel von ärztlichen und psychologischen Professionellen für die Behandlungsbedürfnisse von NutzerInnen erlebten die NutzerInnen als abwertend. So beschrieb eine Nutzerin die Interaktion mit ihrer Psychologin:

„Ach äh ty typisch Psychologe kann i nur saga, eingebildet, hinterfützisch ... zack zack zack zack zack muss alles gehen ... des geht bei dem Krankheitsbild (Depressionen, G.W.) nicht. Da musch a bissel mehr Geduld haben mit de Leut ...des ... isch die verkehrte Art, die sie angewan angewandt hat.“ (63jährige Nutzerin mit rezidivierenden Depressionen, Datensatz: Kekeisen 2008).

Ähnliche Erfahrungen machte diese Nutzerin dann auch mit der sie behandelnden Psychiaterin:

„... zehn Minudda hasch Zeit, da konnsch, konnsch dir überlegen, was de sagen willsch, was was de wissa willsch und dann bisch wieder raus gefloga ...also s war äh ein äh äh kei keine Ärztin, s warn do s war ne Frau Doktor, aber kein Arzt ... an Arzt hat au ein Gefühl, hat au en Herz, er hat Verschständnis, er zeigt mindeschtens Verschständnis ... und die die war jo ... s letschte Reibeisa ... nie mehr geh ich do do hin ...“ (Datensatz: Kekeisen 2008).

Hier führte also die Enttäuschung der interaktionellen Erwartungen der Nutzerin dazu, dass sie das entsprechende Versorgungsangebot in Zukunft vermeiden wollte.

Ein weiterer Nutzer, der vor dem Ausbruch seiner Depression als Bauingenieur gearbeitet hatte, berichtete von einem ihn stigmatisierenden Umgang in einer betreuten Werkstatt, in der er zur Arbeitserprobung tätig war. Seine Möglichkeiten, aus dieser stigmatisierten Position heraus Änderungen des Handelns des Pflegepersonals zu bewirken, waren aufgrund seiner interaktionellen Positionierung als psychisch kranker Mensch im Werkstattsetting gering:

„(Ich war dort) unterfordert. Und ... die Pfleger, die meinen auch immer, sie müssen einen behandeln wie ein Kleinkind. Oder wenn man es böß ausdrücken will, wie einen Idioten oder einen Psychopathen, ja. Und wenn man sich dagegen wehrt, dann rennt man gegen eine Wand.“ (62jähriger Nutzer mit rezidivierender unipolarer Depression, Datensatz: Gruschwitz 2008).

Ein weiterer Nutzer erlebte, dass seine depressive Symptomatik von einem ihn behandelnden Oberarzt mit der stigmatisierenden Bemerkung *„Sie sind hier nicht auf Kur“* kommentiert wurde. (55jähriger Nutzer mit rezidivierender Depression, Datensatz: Kekeisen 2008).

Die depressiven NutzerInnen berichten jedoch auch von Aussagen behandelnder ÄrztInnen, die sie als Handlungen mit der Intention, die NutzerInnen vor dem Stigma einer psychischen Krankheit schützen zu wollen, werteten. So berichtete eine 53jährige depressive Nutzerin:

„Und da hat mein Arzt extra zu mir gesagt: ‚Da geben wir aber ein anderes Leiden an (als die Depression, G.W.). Sie wollen ja sicher nicht vom Psychologen untersucht werden‘. Und da hab ich gesagt, das ist in Ordnung.“ (Datensatz: Gruschwitz 2008).

In dieser Aussage dokumentiert sich gleichzeitig ein konflikthafte Verhältnis zwischen der ärztlichen und der psychologischen Berufsgruppe.

Von den ärztlichen und psychologischen Professionellen erwarteten die NutzerInnen neben der Beziehungskompetenz eine adaptive Behandlungsplanung und eine für sie *erkennbar fachkundige und spezifische Problembehandlung*. Die befragten NutzerInnen mit Depressionserfahrungen berichten vielfach von einer gelungenen symptomorientierten Behandlung insbesondere in konventionell-medizinisch⁶ ausgerichteten Institutionen. Auch hier zeigen sich jedoch einige negativ bewertete Erfahrungen, die die NutzerInnen vor allem auf ein zu wenig individualisiertes fachliches Procedere zurückführten. So beschrieb ein 55jähriger depressiver Nutzer seine Behandlung in einer Tagesklinik:

„Also gut also irgendwie so Nullachtfuchzehnauf, okay jetzt sind Sie so und so lang hier, jetzt wird einfach ein Arbeitsversuch gemacht, egal wie mein aktueller Zustand ist.“ (Datensatz: Kekeisen 2008).

Probleme in der fachgerechten Versorgung ihrer depressiven Erkrankung (z.B. keine hinreichende Diagnostik der Erkrankung und komorbider Erkrankungen) berichteten die dazu befragten NutzerInnen besonders häufig aus dem ambulanten Bereich.

Auf die Ignoranz des ärztlichen Behandlers (Psychiater) gegenüber der Vorgeschichte seiner PatientInnen führte es ein 49jähriger Nutzer zurück, dass er trotz einer langjährigen Suchtgeschichte Benzodiazepine erhalten hatte. Die Bilanz des Nutzers:

„... ich hab mir es irgendwie anders vorgeschult so die Hilfe...“ (Datensatz: Kekeisen 2008).

NutzerInnen, die negative Erfahrungen mit Behandlungen gemacht hatten, begegneten weiteren GesundheitsversorgerInnen mit Vorsicht und versuchten z.T. auch, diese auf ihre fachlichen und interaktionellen Fähigkeiten hin testen. So bewertete eine Nutzerin ihre Erfahrungen mit der Behandlung bei einem psychologischen Verhaltenstherapeuten:

„(Ich) ... war mit ihm eigentlich total unzufrieden, weil er gar nicht gemerkt hat, dass ich ihn regelrecht veräppel.“ (53jährige Nutzerin mit rezidivierender unipolarer Depression, Datensatz: Gruschwitz 2009).

Bestanden die BehandlerInnen diese „Tests“ nicht, gefährdete dies die Compliance der NutzerInnen.

Die transidente Nutzerin beschrieb zahlreiche Handlungen von medizinischen und psychologischen Professionellen sowohl im ambulanten als auch im stationären Setting, die sie als nicht fachgerecht beurteilte. Fachkompetente Handlungen wurden von ihr als Ausnahmeerfahrungen hervorgehoben.

Die Wertungen, die Professionelle im Gespräch mit NutzerInnen den vorangegangenen Behandlungen zuwiesen, hatten erheblichen Einfluss darauf, ob NutzerInnen die Einordnung gerade auch negativer Behandlungserfahrungen gelang. Wenn Professionelle durch eine klare Stellungnahme gegenüber den NutzerInnen vergangene misslungene Behandlungserfahrungen ebenfalls als fehlerhaft einordneten, wurde dies von NutzerInnen als Bestätigung ihres eige-

nen Eindrucks gewertet und stabilisierte wiederum ihr Vertrauen in die Folgebehandlungen.

Die *Kenntnis des professionellen Versorgungsnetzes und eine entsprechend kompetente Weiterverweisung* stellte aus Sicht der befragten NutzerInnen einen Teilbereich der Fachkunde von KrankenkassenmitarbeiterInnen, ärztlichen und psychologischen Professionellen dar. Vernetzungswissen setzten die NutzerInnen jedoch nicht bei ErgotherapeutInnen, Pflegepersonal und Mitarbeitenden in der betreuten Werkstatt voraus. Gelegentlich wussten die NutzerInnen aber gar nicht, welcher Profession die Fachkraft angehört hatte, die ihnen gegenüber getreten war.

Die Erwartungen an die Dichte des Versorgungsnetzes differenzierten klar zwischen depressiven und der befragten transidenten Nutzerin. Während depressive NutzerInnen davon ausgingen, dass für ihre Bedürfnisse adäquate Versorgungseinrichtungen gut und ohne lange Wege erreichbar seien und hier lediglich diejenigen InterviewpartnerInnen aus ländlichen Gebieten die mangelnde Erreichbarkeit von Versorgungseinrichtungen beklagten, waren die Erwartungen an die Erreichbarkeit des professionellen Versorgungsnetzes bei der durch ihre Transidentität zusätzlich marginalisierten Nutzerin deutlich reduziert. Sie betrachtet es schon als erstrebenswerten Zustand, im Umkreis von 50 Kilometern eine fachkompetente Institution anzutreffen.

Die Vernetzung der stationären und ambulanten Institutionen untereinander weist nach den Berichten der NutzerInnen noch einen deutlichen Optimierungsspielraum auf. Als Positivbeispiele fielen den NutzerInnen MedizinerInnen und PsychologInnen auf, die nicht nur gut vernetzt und über die jeweiligen Angebote der Stellen, an die sie weiter verwiesen, informiert waren, sondern die auch ihren NutzerInnen den Weg durch das professionelle Versorgungssystem ebneten, indem sie z.B. durch aktive Interventionen bei der Folgeinstitution die Aufnahme der jeweiligen NutzerInnen bewirkten.

Die NutzerInnen trafen auch auf PsychotherapeutInnen und ÄrztInnen, die sie nicht weiter verweisen konnten oder die aus Sicht der NutzerInnen unkoordinierte und intransparente Weiterverweisungsentscheidungen trafen. So meinte ein 62jähriger Nutzer mit Depressionserfahrungen resignativ:

„Ja, das wird ... da wird man von einem Arzt zu anderen gesandt, aber ... Naja gut, ich hab das auch schon erlebt. Jeder Arzt ist der Schlauste für sich. Jeder hat seine Meinung ...“ (Datensatz: Gruschwitz 2008).

Aus den Berichten der InterviewpartnerInnen ergeben sich Hinweise auf für die jeweiligen Problematiken der NutzerInnen spezifische Zugangsbarrieren. So wurden von den depressionserfahrenen NutzerInnen insbesondere die langen Wartezeiten vor Psychotherapien kritisiert, die dazu führten, dass die befragten NutzerInnen trotz starken Leidens und intensiver Bemühungen keine zeitnahe psychotherapeutische Behandlung erreichen konnten. Damit konnte bei den NutzerInnen auch eine Verstärkung des depressionsspezifischen Gefühls der Hilflosigkeit einhergehen. So lag für die depressiven NutzerInnen eine Wartezeit von einem halben Jahr und mehr auf eine Psychotherapie deutlich über ihrer Toleranzschwelle. Die NutzerInnen verstärkten aufgrund ihrer Not ihr Hilfesuchverhalten bis hin zu Handlungen, die sie selbst als demütigend empfanden:

„Und ich brauchte wirklich Hilfe. Ich hab förmlich nach Hilfe gebettelt und es konnte mir zu dem Zeitpunkt ... hab einfach kein Platz gekriegt gehabt.“ (53jährige Nutzerin mit rezidivierenden unipolaren Depressionen, Datensatz: Gruschwitz 2008).

Die transidente Nutzerin musste eine Vielzahl von Institutionen durchlaufen, bis sie auf ein fachkompetentes Angebot traf. Sie berichtete:

„... ich ... brauchte Hilfe, suchte Hilfe, bekam sie nicht, damals, von der psychosomatischen Klinik wo ich eigentlich Hilfe erhofft hatte, statt dessen dort eigentlich wieder zurück gestoßen ... immer wieder neue Anläufe gemacht habe, immer wieder zum Arzt gegangen bin, es wieder nicht, alles nicht richtig gewesen ist.“ (Datensatz: Ludewig 2009).

Für die NutzerInnen intransparente Entscheidungen bei der Zuweisung von Behandlungsplätzen erweckten bei manchen NutzerInnen den Eindruck, dass diese Plätze aufgrund einer Privilegierungsstruktur vergeben würden. So kritisierte eine Nutzerin, dass man in eine Klinik nur „mit Beziehungen“ aufgenommen würde.

Die *Konsequenzen* aus den Erfahrungen der NutzerInnen mit Professionellen im Gesundheitswesen zeigten sich zunächst auf der kognitiven und emotionalen Ebene. Symptomverbesserungen wurden von den NutzerInnen als Konsequenz fachkundiger *und* interaktionell gelungener Behandlungen beschrieben.

Auf Abwertung und Zurückweisung durch Professionelle reagieren die NutzerInnen zunächst mit Ärger und Angst, was dann in einem zweiten Schritt zum Abbruch einer Behandlungsbeziehung führte, sobald den NutzerInnen Alternativen verfügbar waren.

Angesichts der Schwierigkeiten, den eigenen Weg durch die Versorgungsstruktur zu planen, zu initiieren und zu verstehen, äußerten insbesondere die depressiven NutzerInnen den Wunsch nach einer koordinierenden Instanz:

„Ich wünsche mir, dass es auf jeden Fall mehr Anlaufstellen gibt, für die Ersthilfe. Und dass es wirklich ne Anlaufstelle gibt für die Leute, die sowieso schon kaum aus dem Haus kommen mit Depressionen. Du bist ja unheimlich wenig belastbar, du traust dich kaum auf die Straße, traust dich kaum was zu machen und schaffst es auch nicht. Dass da Leute sind ... dass es ein Beratungsbüro gibt und dass die das mit dir in die Hand nehmen und schon mal ein Erstgespräch führen und gucken, welcher Therapeut überhaupt in Frage kommen würde.“ (53jährige Nutzerin mit unipolarer rezidivierender Depression, Datensatz: Gruschwitz 2008).

6 Diskussion

Nach den bislang ausgewerteten Befunden zeigt sich die Qualität einer guten Versorgungsstruktur aus Sicht der befragten NutzerInnen mit den Erfahrungen einer Depression oder einer Transidentität an folgenden Faktoren:

Erreichbarkeit der Gesundheitsversorgung: Gesundheitsversorgungsangebote sind nach den vorliegenden Befunden noch nicht für alle NutzerInnen mit psychischen Beeinträchtigungen bedürfnisadäquat erreichbar. So lassen sich nach den Daten selbst bei NutzerInnen mit einer so häufigen Erkrankung wie einer Depression noch Versorgungslücken im ländlichen Bereich konstatieren. Für die depressiven NutzerInnen stellten die mehrmonatigen Wartezeiten auf psy-

chotherapeutische Behandlung vor dem Hintergrund ihres starken Leidensdruckes ein besonders dringliches Problem dar.

Die transidente Nutzerin hingegen trat bereits mit stark reduzierten Erwartungen bezüglich der Erreichbarkeit eines für sie fachgerechten Angebots an GesundheitsversorgerInnen heran. Derart reduzierte Erwartungen könnten solche NutzerInnen davon abhalten, eine wohnortnahe Versorgung einzufordern. Aufgrund des trotz intensiven Suchverhaltens sehr langen Zeitraums von der Kontaktaufnahme in das Gesundheitsversorgungssystem bis zum Erreichen einer adäquaten Versorgung, den die befragte Nutzerin durchlaufen musste, lässt sich hier jedoch ein Bedarf nach einer Optimierung der Gesundheitsversorgung zur Überwindung der hohen *geografischen und versorgerseitigen Barrieren* sichtbar machen.

Netzwerkkompetenz von Professionellen: Viele der befragten NutzerInnen berichteten von Schwierigkeiten, sich eigenständig im Netzwerk der Gesundheitsversorgung zu orientieren. Bei depressiven NutzerInnen kommt hinzu, dass die Erkrankung an sich schon mit einer Einschränkung der Fähigkeit, aktiv Angebote der Gesundheitsversorgung aufzusuchen, zu prüfen und gegebenenfalls zu wechseln, einhergeht. Die NutzerInnen sind hier auf die Fähigkeit von Professionellen angewiesen, sie an diejenigen Stellen weiter zu verweisen, an denen die indizierte Behandlung stattfinden kann. Kompetente Weiterverweisung beinhaltet nach den Angaben der NutzerInnen auch die Kenntnis der weiter verweisenden Person über das fachliche und interaktionelle Angebot der Stelle, an die verwiesen wird, sowie die Sicherstellung der Aufnahme des Nutzers/der Nutzerin in die entsprechende Institution. Die Empfehlung von einigen der befragten chronisch depressiven NutzerInnen nach der Einrichtung von Anlaufstellen, die die Aufgaben eines Case-Management⁷ übernehmen und NutzerInnen bei der Steuerung ihrer Wege durch das Gesundheitsversorgungssystem unterstützen, deckt sich mit den Befunden der Versorgungsforschung, wonach gerade NutzerInnen mit schweren psychischen Beeinträchtigungen von einer professionellen Begleitung durch das Gesundheitsversorgungssystem sehr profitieren können (Ziguras/Stuart 2000). Ein/e Case-ManagerIn könnte neben einer Begleitung der NutzerInnen durch das Versorgungsnetz die Netzwerkkompetenz von NutzerInnen stärken hin zu einem/einer besser informierten, handlungskompetenten und kritischen NetzwerkakteurIn. Damit könnten beispielsweise depressive NutzerInnen in ihren Fähigkeiten, bei Rückfällen das Versorgungssystem kompetent in Anspruch zu nehmen, unterstützt und die *Barrieren vor der Inanspruchnahme* abgebaut werden.

Beziehungskompetenz und problemspezifische Behandlungskompetenzen der Professionellen: Für die befragten NutzerInnen zeigte sich die fachliche Kompetenz der ärztlichen und psychologischen Professionellen in der Fähigkeit zur respektvollen Beziehungsgestaltung und in der Fähigkeit, Behandlungen adaptiert auf die individuelle Lebenssituation des Nutzers/der Nutzerin zu planen und durchzuführen. Trotz der umfangreichen Evidenzbasierung der Bedeutung einer respektvollen, empathischen, transparenten und konsensuellen Gestaltung der Behandlungsbeziehungen (Lambert/Barley 2002; Norcross 2002), weisen die hier dokumentierten NutzerInnenberichte noch auf gravierende Probleme bezüglich der Beziehungsgestaltung durch professionelle GesundheitsversorgerInnen hin. Einige der InterviewpartnerInnen berichteten von Stigmatisierungen in Form von entwürdigenden Äußerungen professioneller Gesund-

heitsversorgerInnen. Die in der vorliegenden Untersuchung dokumentierten Konsequenzen von Beziehungsstörungen in Form einer Beeinträchtigung des Sicherheitsgefühls von NutzerInnen gegenüber professionellen GesundheitsversorgerInnen mit resultierendem ressourcenkostenden Schutzverhalten der NutzerInnen, Compliance-Problemen bis hin zum Abbruch von Behandlungsbeziehungen durch die NutzerInnen zeigen, dass Beziehungsstörungen zwischen professionellen GesundheitsversorgerInnen und NutzerInnen zu deutlich suboptimalen Behandlungsverläufen führen können. Gerade bei der Bewertung der Beziehungsqualität von Behandlungsbündnissen ist der Perspektive von NutzerInnen ein hoher Stellenwert zuzumessen (Lambert/Barley 2002; Norcross 2002). Case-ManagerInnen bzw. Patientenadvokaten (Deutscher Bundestag 1975), die NutzerInneninteressen vertreten und im Einverständnis mit den NutzerInnen deren problematische und stigmatisierende Interaktionserfahrungen mit Professionellen zeitnah an die entsprechenden GesundheitsversorgerInnen kommunizieren, könnten hier einen wichtigen Beitrag zur Stärkung der Position der NutzerInnen im Machtungleichgewicht zwischen GesundheitsversorgerInnen und NutzerInnen leisten und damit zur Verbesserung der Versorgungsqualität beitragen. Dies würde auf der Seite der betreffenden VersorgerInnen allerdings eine Offenheit für solche Feedbackprozesse, eine Bereitschaft zum Diskurs auch über problematische Versorgungsinteraktionen, eine strukturelle Verankerung einer Fehlerkultur (Aktionsbündnis Patientensicherheit 2008) und die Bereitstellung von Ressourcen für die Implementierung von gemeinsam erarbeiteten Veränderungsempfehlungen zur Beziehungsgestaltung verlangen. Diese Schritte sind nur durch makrostrukturelle Reformen erreichbar und könnten insbesondere *Barrieren auf Seiten von GesundheitsversorgerInnen* abbauen.

Netzwerk-, Beziehungs- und problemspezifische Behandlungskompetenzen der GesundheitsversorgerInnen stellen Indikatoren der *Prozessqualität* (Donabedian 1966) dar, während die Erreichbarkeit der Gesundheitsversorgung ein Indikator der *strukturellen Versorgungsqualität* ist.

Die *Ergebnisqualität* aus Sicht der NutzerInnen in Form der Erreichung des Ziels einer bestmöglichen Gesundheit konnte im Rahmen von Teilstudie 1 durch eine Bewertung der Zufriedenheit mit dem Behandlungsprozess oder Lebenszufriedenheit durch die NutzerInnen nicht abschließend erfasst werden, weil sich die befragten NutzerInnen noch im Behandlungsprozess befanden und das Forschungsdesign dieser Teilstudie⁸ keine Verlaufsbefragung beinhaltet. Die Messung spezifisch definierter relevanter outcome-Kriterien (Arah u.a. 2003) in Abhängigkeit zu den hier beschriebenen Struktur- und Prozessqualitätskriterien stellt Gegenstand weiterer Forschungsarbeiten in Teilstudie 2 im Rahmen des beschriebenen Gesamtprojekts dar. Entsprechend dem Analyserastermodell von Groß (2006) gehen die Autorinnen derzeit davon aus, dass die hier beschriebenen Kriterien der Prozess- und Strukturqualität auch Einfluss auf die Ergebnisqualität nehmen. Dies lässt sich durch Befunde aus der Versorgungsforschung bestätigen (vgl. z.B. Bermejo/Friedrich/Härter 2008).

Der Forschungsprozess erfüllt die spezifischen qualitativen Gütekriterien der Verfahrensdokumentation, der argumentativen Interpretationsabsicherung und der Gegenstandnähe. Die berichteten Ergebnisse der Arbeit sind jedoch derzeit noch als vorläufig zu betrachten und bedürfen der Validierung (insbesondere der ökologischen und der weiteren Konstruktvalidierung) und der Überprüfung des Geltungsbereichs (Fischer 2000; Steinke 2005). Das in der Grounded Theory

für einen Abschluss der Datenerhebung geforderte Kriterium der „theoretischen Sättigung“ (Glaser/Strauss 2008) ist noch nicht erreicht, da die Autorinnen davon ausgehen, dass eine weitere Datenerfassung noch weitere Aspekte gelungener versus prekärer gesundheitlicher Versorgung von NutzerInnen mit den beschriebenen psychischen Beeinträchtigungen aufzeigen wird. Weitere Datensätze aus der Teilstudie 1, die u.a. die Perspektiven von Professionellen auf die Versorgungssituation von NutzerInnen mit Suchterfahrungen, Störungen aus dem depressiven Formenkreis oder weiteren Marginalisierungserfahrungen erfassen, könnten Aufschluss über Hintergründe der Versorgungsprobleme, mit denen die NutzerInnen konfrontiert werden, geben. Eine besondere Bedeutung messen wir der Validierung der bislang erhobenen Befunde zur Beziehungsgestaltung zwischen professionellen VersorgerInnen und NutzerInnen zu. Hier haben sich in der vorliegenden Arbeit erneut relevante Diskrepanzen zwischen dem Desiderat nach einer evidenzbasierten professionellen Haltung und den diesbezüglichen Versorgungserfahrungen der befragten NutzerInnen gezeigt. In diesem Bereich deutet sich damit ein Bedarf nach strukturellen Verbesserungen in der Aus- und Fortbildung der entsprechenden Professionen an.

Acknowledgements

Die Autorinnen danken ganz herzlich Dipl. Päd. Stephanie Fürst, Dipl. Psych. Rita Selz und Dr. Dipl. Psych. Ellena Huse für das Redigieren des Artikels sowie Anja Ludewig, Sivia Kekeisen und Ann Christin Gruschwitz, die die Daten für diesen Artikel im Rahmen ihrer wissenschaftlichen Abschlussarbeit erhoben haben.

Anmerkungen

- 1 Lediglich 0,2% der BundesbürgerInnen sind nicht krankenversichert (Statistisches Bundesamt 2008).
- 2 7-Tage Punktprävalenz nach ICD 9 in der longitudinalen Upper Bavarian Study (vgl. Fichter/Meller 2008).
- 3 Anzahl der BundesbürgerInnen im Jahr 2008, <http://www.deutschland.de> (5. Juli 2010).
- 4 Vgl. <http://www.kompetenznetze-medizin.de> (28. Juni 2010).
- 5 Nach der Übersichtsarbeit von Becker und Abholz (2005) liegt die Erkennensrate von Depressionen bei HausärztInnen in der BRD bei 17–85%.
- 6 In Abgrenzung von alternativmedizinisch geprägten Institutionen wie z.B. einer anthroposophischen Klinik.
- 7 Zum Stand der Implementierung von Case Management in Deutschland vgl. Löcherbach (2003).
- 8 Im Gegensatz zur Teilstudie 2.

Literatur

- Aktionsbündnis Patientensicherheit e.V. (Hrsg.) (2008): Aus Fehlern lernen. Profis aus Medizin und Pflege berichten. Bonn.
- Arah, O. A./Klazinga, N. S./Delnoij, D. M. J./Ten Asbroek, H. A./Custers, T. (2003): Conceptual frameworks for health systems performance: a quest for effectiveness, quality, and improvement. In: *International Journal for Quality in Health Care*, 5. Jg., H. 5, S. 377–398.
- Becker, N./Abholz, H.-H. (2005): Prävalenz und Erkennen von depressiven Störungen in deutschen Allgemeinarztpraxen – eine systematische Literaturübersicht. In: *Zeitschrift für Allgemeinmedizin*, 81. Jg., H. 11, S. 474–481.
- Bermejo, I./Friedrich, C./Härter, M. (2008): Ambulante psychotherapeutische Versorgung depressiver Patienten. Ergebnisse einer standardisierten Befragung in psychotherapeutischen Praxen. In: *Psychotherapeut*, 53. Jg., H. 4, S. 260–267.
- Buddeberg, C. (2004): *Psychosoziale Medizin*. 3. Auflage Berlin.
- Clade, H. (2000): Evidenzbasierte Patientenversorgung: Ein rationales Entscheidungsinstrument. <http://www.aerzteblatt.de/archiv/25348/> (5. Juli 2010).
- Deutscher Ärztetag (2006): Entschlüsseungen zum Tagesordnungspunkt II: Behandlung von Menschen mit psychischen und psychosomatischen Erkrankungen: gegen Stigmatisierung – für Stärkung der ärztlichen Psychotherapie. Dokumentation: Deutscher Ärztetag. <http://www.aerzteblatt.de/archiv/51762/> (5. Juli 2010).
- Dennert, G./Wolf, G. (2009): Gesundheit lesbischer und bisexueller Frauen. Zugangsbarrieren im Versorgungssystem als gesundheitspolitische Herausforderung. In: *FEMINA POLITIKA*, 13. Jg., H. 1, S. 48–59.
- Deutsche Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Nervenheilkunde (DGPPN) (2004): Rahmenkonzept Integrierte Versorgung Depression. http://www.klinische-psychologie-psychotherapie.de/dateien/IV_Rahmenkonzept-Dezember2004-PPT.pdf (9. September 2009).
- Deutscher Bundestag (1975): Bericht über die Lage der Psychiatrie in der Bundesrepublik Deutschland – Zur psychiatrischen und psychotherapeutisch/psychosomatischen Versorgung der Bevölkerung – Zusammenfassung. Auszug aus dem Bericht der Sachverständigen-Kommission. Drucksache 7/4200. <http://media.dgppn.de/mediadb/media/dgppn/pdf/enquete/zusammenfassungbundestagsdrucksache7-4200.pdf> (5. Juli 2010).
- Donabedian, A. (1966): Evaluating the quality of medical care. In: *Milbank Memorial Fund Quarterly*, 44. Jg., H. 3, S. 166–203.
- Europäische Union (2000): Charta der Grundrechte der Europäischen Union (2000/C 364/01). http://www.europarl.europa.eu/charter/default_de.htm (28. Juni 2010).
- Fengler, C./Fengler, T. (1980): Alltag in der Anstalt. Rehburg-Loccum.
- Fichter, M. M./Meller, I. (2008): Psychiatrische Epidemiologie. In: Möller, H.-J./Laux, G./Kapfhammer, H.-P. (Hrsg.): *Psychiatrie und Psychotherapie*. Band 1. Berlin, S. 55–70.
- Fischer, G. (2000): KÖDOPS – Kölner Dokumentationssystem für Psychotherapie und Traumabehandlung. Köln/Much.
- Foucault, M. (1969): *Wahnsinn und Gesellschaft: eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt a.M.
- Friemel, S./Bernert, S./Angermeyer, M. C./König, H.H. (2005): Die direkten Kosten von depressiven Erkrankungen in Deutschland. Ergebnisse aus dem European Study of Epidemiology of Mental Disorders (ESEMeD) Projekt. In: *Psychiatrische Praxis*, 32. Jg., H. 4, S. 113–121.
- Fydrich, T. (2009): Soziale Phobie. In: Margraf, J./Schneider, S. (Hrsg.): *Lehrbuch der Verhaltenstherapie*. Band 2: Störungen im Erwachsenenalter – Spezielle Indikationen – Glossar. Heidelberg, S. 45–64.
- Glaser, B. G./Strauss, A. (2008): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle.

- Goffman, E. (1961): *Asylums. Essays on the Social Situation of Mental Patients and other Inmates*. Chicago.
- Groß, D. (2006): Determinanten erfolgreicher Netzwerkarbeit. In: Univation Institut für Evaluation (Hrsg.): *Evaluation von Netzwerkprogrammen – Entwicklungsperspektiven einer Evaluationskultur*. Köln, S. 57–65.
- Gruschwitz, A. C. (2008): Professionelle und soziale Netzwerke in der Versorgung depressiver Menschen. Unveröffentlichte wissenschaftliche Hausarbeit an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.
- Hand, I. (2006): Verhaltenstherapie der Angststörungen. In: Bassler, M./Boerner, J./Hand, I./Kapfhammer, H. P./Laux, G. (Hrsg.): *Angststörungen*. Stuttgart, S. 194–224.
- Hegerl, U./Althaus, D./Niklewski, G./Schmidtke, A. (2003): Optimierte Versorgung depressiver Patienten und Suizidprävention: Ergebnisse des „Nürnberger Bündnisses gegen Depression“. In: *Deutsches Ärzteblatt*, 100. Jg., H. 42, S. A-2732–2737.
- Kardorff, E. v. (1998): Kooperation, Koordination und Vernetzung. Anmerkungen zur Schnittstellenproblematik in der psychosozialen Versorgung. In: Röhrle, B./Sommer, G./Nestmann, F. (Hrsg.): *Netzwerkintervention*. Tübingen, S. 203–222.
- Kekeisen, S. (2008): Netzwerk psychiatrisch-psychosozialer Versorgung bei depressiven Erkrankungen. Unveröffentlichte Diplomarbeit im Diplomstudiengang Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.
- Kordy, Hans (2008): Psychosoziale Versorgungsforschung. Eine wissenschaftliche und politische Herausforderung. In: *Psychotherapeut*, 53. Jg., H. 4, S. 245–253.
- Lambert, M. J./Barley, D. E. (2002): Research Summary on the Therapeutic Relationship and Psychotherapy Outcome. In: Norcross, J. C. (Hrsg.): *Psychotherapy Relationships That Work. Therapist Contributions and Responsiveness to Patients*. New York, S. 17–32.
- Laux, G. (2008): Depressive Störungen. In: Möller, H.-J./Laux, G./Kapfhammer, H.-P. (Hrsg.): *Psychiatrie und Psychotherapie*. Band 2 Berlin, S. 399–470.
- Lindemeyer, J. (2007): Störungen im Zusammenhang mit psychotropen Substanzen. Abhängigkeit und schädlicher Gebrauch von Alkohol. In: Leibring, E./Hiller, W./Sulz, S. K. D. (Hrsg.): *Lehrbuch der Psychotherapie*. Band 3: Verhaltenstherapie. München, S. 179–190.
- Löcherbach, P. (2003): Einsatz der Methode Case Management in Deutschland: Übersicht zur Praxis im Sozial- und Gesundheitswesen. http://www.case-manager.de/download/cm_praxis.pdf (26 Juli 2010).
- Lützenkirchen, A. (2005): Interdisziplinäre Kooperation und Vernetzung im Gesundheitswesen – eine aktuelle Bestandsaufnahme. In: *Gruppendynamik und Organisationsberatung*, 36. Jg., H. 3, S. 311–324.
- Ludewig, A. (2009): Die Versorgung transidenter Menschen in professionellen Netzwerken. Unveröffentlichte wissenschaftliche Hausarbeit an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.
- Luhmann, N. (2002): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Darmstadt.
- Machleidt, W./Calliess, I. T. (2008): Transkulturelle Aspekte psychischer Erkrankungen. In: Möller, H.-J./Laux, G./Kapfhammer, H.-P. (Hrsg.): *Psychiatrie und Psychotherapie*. Band 1 Berlin, S. 319–343.
- Mayring, P. (2007): *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*. Weinheim/Basel.
- Meulenbelt, A./Wevers, A./van der Ven, C. (1998): *Frauen und Alkohol*. Reinbek bei Hamburg.
- Mielck, A. (2005): *Soziale Ungleichheit und Gesundheit. Einführung in die aktuelle Diskussion*. Bern.
- Möller-Leimkühler, A. M. (2008): Soziologische und sozialpsychologische Aspekte psychischer Erkrankungen. In: Möller, H.-J./Laux, G./Kapfhammer, H.-P. (Hrsg.): *Psychiatrie und Psychotherapie*. Band 1. Berlin, S. 277–304.
- Murray, J./Corney, R. (1990): Not a medical problem? An intensive study of the attitudes and illness behaviour of low attenders with psychosocial difficulties. In: *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 25. Jg., H. 3, S. 159–164.

- Norcross, J. C. (2002): Empirically Supported Therapy Relationships. In: Norcross, J. C. (Hrsg.): *Psychotherapy Relationships That Work. Therapist Contributions and Responsiveness to Patients*. New York, S. 3–16.
- Ommen, O./Ullrich, B./Janssen, C./Pfaff, H. (2007): Die ambulant-stationäre Schnittstelle in der medizinischen Versorgung. Probleme, Erklärungsmodell und Lösungsansätze. *Medizinische Klinik*, 102. Jg., H. 11, S. 913–917.
- Parsons, T. (2001): *The social system* (New. Ed., Repr.). London.
- Pfeifer, B./Preiß, J./Unger, C. (Hrsg.) (2006): *Onkologie integrativ. Konventionelle und komplementäre Therapie*. München.
- Rosenhan, D. (1973): On Being Sane in Insane Places. http://web.archive.org/web/20070107073636/http://www.scottsdalecc.edu/ricker/pests/online_articles/Rosenhan1975.pdf (5. Juli 2010).
- Rössler, W. (2008): Versorgungsstrukturen. In: Möller, H.-J./Laux, G./Kapfhammer, H.-P. (Hrsg.): *Psychiatrie und Psychotherapie*. Band 1. Berlin, S. 938–962.
- Ruesch, J./Bateson, G. (1987): *Communication: the social matrix of psychiatry*. New York.
- Schneewind, K./Schmidt, M. (2002): Systemtheorie in der Sozialpsychologie. In: Frey, D./Irle, M. (Hrsg.): *Theorien der Sozialpsychologie*. Band III: Motivations- Selbst- und Informationsverarbeitungstheorien. Bern/Göttingen/Toronto/Seattle.
- Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (2006): *Zusammen leben in Berlin. Männlich – weiblich – menschlich. Trans- und Intergeschlechtlichkeit*. Berlin.
- Shipherd, J. C./Green, K. E./Abramovitz, S. (2010): Transgender Clients: Identifying and Minimizing Barriers to Mental Health Treatment. In: *Journal of Gay & Lesbian Mental Health*, 14. Jg., H. 2, S. 94–108.
- Siegrist, J. (2005): *Medizinische Soziologie*. München/Jena.
- Steinke, I. (2005): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg, S. 319–331.
- Soayka, M. (2008): Störungen durch Alkohol. In: Möller, H.-J./Laux, G./Kapfhammer, H.-P. (Hrsg.): *Psychiatrie und Psychotherapie*. Band 2. Berlin, S. 143–186.
- Statistisches Bundesamt (2008): *Sozialleistungen*. (Fachserie 13, Reihe 1.1.) Wiesbaden.
- Wiswede, G. (2004): *Sozialpsychologie-Lexikon*. München.
- Wörz, M./Foubister, T./Busse, R. (2006): Access to Health Care in the EU Member States. In: *Euro Observer*, 8. Jg., H. 2, S. 1–4.
- Ziguras, S. J./Stuart, G. W. (2000): A meta-analysis of the effectiveness of mental health case management over 20 years. In: *Psychiatric Services*, 51. Jg., H. 11, S. 1410–1421.

Jürgen Budde und Katharina Willems

Feedback ans Feld als Chance für reflexive Unterrichtspraxis

Feedback to the field as an opportunity for a reflective teaching practice

Zusammenfassung

Der Beitrag widmet sich einem bislang vernachlässigten Aspekt des Zusammenhangs von ethnografischer Schulforschung und Unterrichtsentwicklung, indem reflektiert wird, wie der Umgang mit den Ergebnissen qualitativer Bildungsforschung im Forschungsfeld organisiert ist und wie die Praxis von Rückmeldungen von Unterrichtsbeobachtungen aussehen kann. In diesem Sinne unternimmt der Beitrag eine Ethnografie des eigenen ethnografischen Forschungsprozesses. Dazu werden die Rückmeldeformate von drei unterschiedlichen ethnografischen Schuluntersuchungen einer kritischen Analyse unterzogen. Am Ende plädiert der Beitrag für einen Umgang mit qualitativen Forschungsergebnissen im Sinne reflexiver Erziehungswissenschaft und lotet Perspektiven von Unterrichtsbeobachtungen als Beitrag zur Reflexion von Unterrichtshandeln bei Lehrkräften und in der LehrerInnenausbildung aus.

Schlagworte: Ethnographie; Gender, qualitative Schulforschung; Feedback; Lehrerbildung

Abstract

The paper discusses one of the so far unattended aspects of ethnographical school research and development: the handling of feedback within qualitative research practices. How can these practices look like and what kind of problems might come up? In this sense in this paper we apply ethnographical methods for the critical analysis of ethnographic research designs within three longitudinal studies. We claim for the handling of qualitative data in terms of a reflexive educational science. Perspectives of participatory observation as a tool for the reflection of daily practice in teaching processes will be evaluated – also for the practice of teachers trainings.

Keywords: Ethnography; Gender; qualitative school research; Feedback; Teacher Training

1 Ausgangspunkte

In der rekonstruktiven Bildungsforschung gewinnen ethnografische Verfahren kontinuierlich an Bedeutung, mittlerweile kann diese Forschungsrichtung auf eine eigene kleine Tradition zurückschauen. In der deutschsprachigen Kinder-

und Jugendforschung existiert mit der Studie über den „Lebensraum des Großstadtkindes“ von 1935 bereits eine sehr frühe, ethnografisch angelegte Untersuchung (vgl. Muchow/Muchow 1935). Auch in der Schulforschung erfährt Ethnografie eine immer stärkere Verbreitung (vgl. Zinnecker 2000). In der Anwendung hat sich Ethnografie als Methode, welche alltägliche und wiederkehrende Handlungspraktiken und Interaktionen in den Blick nimmt, inzwischen einigermassen etabliert.¹ Barbara Friebertshäuser konstatiert eine

„fast wellenförmig verlaufende Publikationstätigkeit von Beiträgen, die sich mit methodologischen und praktischen Fragen [...] und ihrem Nutzen für die Erziehungswissenschaft befassen, Möglichkeiten und Grenzen ausloten und dann wieder im Wellental verschwinden“ (Friebertshäuser 1997, S. 510f.).

Auch in der LehrerInnenausbildung finden sich zunehmend Module, die auf die Interpretation ethnografischer Beobachtungen setzen, ohne dass dies bislang in der ethnografischen Forschungslandschaft besonders aufgegriffen würde. Während der wissenschaftliche Nutzen ethnografischer Beobachtungen weitgehend anerkannt wird, ist es u.E. um den praktischen Nutzen weniger gut bestellt. Auffallend ist, dass die Phasen der Forschungsplanung, der Feldzugänge, der Erhebung und der Auswertung jeweils intensiv thematisiert werden, eine Auseinandersetzung mit dem, was mit den Daten in Bezug auf das Feld geschieht, jedoch bislang ausgespart wird.

Diese Beobachtungen nehmen wir im folgenden Beitrag zum Ausgangspunkt, um einen beschreibenden Blick auf einen bestimmten Ausschnitt des ethnografischen Forschungsprozesses werfen, nämlich auf die *Bedeutung für die Praxis*. Welche Formen der *Rückmeldung* gibt es in ethnografischen Forschungsprojekten? Zugleich ergibt sich daraus auch die Frage der Bedeutung ethnografischer Forschung für die pädagogische Praxis. Was passiert im vielschichtigen Verhältnis von Forschung und Feld, von empirischen Daten und pädagogischer Praxis? Welche Verwobenheiten von Theorie und Praxis sind förderlich oder hinderlich für den Forschungsprozess? Welche Bedeutung könnten ethnografischen Methoden in der LehrerInnenausbildung zukommen? Zur Beantwortung dieser Fragen wollen wir unsere eigenen Forschungserfahrungen zum Gegenstand von Reflexion machen. Wir beschreiben anhand von drei unterschiedlichen ethnografischen Längsschnittstudien, welche Bedeutung der Rückmeldung ans Feld zukommen kann.

Wir verstehen diesen Beitrag als offene Frage und somit als Anstoß zur methodischen Weiterentwicklung im Sinne „reflexiver Erziehungswissenschaft“, wie sie Markus Rieger-Ladich, Barbara Friebertshäuser und Lothar Wigger als „Ziel einer künftigen Forschungspraxis“ (Rieger-Ladich/Friebertshäuser/Wigger 2006, S. 16) fordern. Reflexivität wird hier im Sinne Pierre Bourdieus verstanden als Prozess, in dem Wissenschaft sich auf sich selbst bezieht und unbewusste Eigenlogiken innerhalb des wissenschaftlichen Feldes, aber auch des konkreten Forschungshandelns, in den Blick nimmt. So soll die Unabhängigkeit wissenschaftlicher Aussagen gesichert werden sowohl gegen Versuche der Instrumentalisierung von außen, d.h. durch andere soziale Felder als das wissenschaftliche Feld, als auch durch den Wissenschaftsbetrieb selbst. Wirksam wird Bourdieus Verständnis zufolge wissenschaftliche Reflexivität jedoch erst dann, wenn sie kollektiv und systematisch betrieben wird – also nicht als Einzelvorhaben angelegt wird. Erziehungswissenschaftliche Reflexivität bezeichnet bislang das Bemühen um wissenschaftliche Reflexivität in erziehungswissenschaftlichen For-

schungskontexten. Rieger-Ladich, Friebertshäuser und Wigger schränken ein, dass es sich bislang um „keine institutionell abgesicherte, routinisierte Forschungspraxis“ handelt, die „sich über viele Jahre bereits fest etabliert hätte“, sondern vielmehr zu verstehen ist als „Ausdruck des Bemühens [...], die Reflexivität innerhalb der deutschsprachigen Erziehungswissenschaft weiter zu befördern“ (ebd., S. 14). An dieses Vorhaben schließen wir an, indem wir ethnografischen Forschungen gegenüber einen „befremdeten Blick“ einsetzen und sie kritisch daraufhin reflektieren, wie sie die Rückmeldungen ans Feld gestalten – auf diese Weise liefern wir eine Ethnografie des ethnografischen Forschungsprozesses. Gleichzeitig kann Ethnografie – geplant oder ungeplant – einen Reflexionsprozess der Praxis bei den Erforschten in Gang setzen. Was Bourdieu mit Blick auf die Erforschung „fremder Kulturen“ als kolonialistische Interventionen kritisiert, kann sich im Kontext der Bildungswissenschaft durchaus als sinnvoll erweisen, denn die Anregung von Reflexionen bei den Erforschten (und auch in der LehrerInnenbildung) kann zu einer (im günstigsten Fall positiven) Modifikation der Unterrichts- und Interaktionspraxis führen. Unterrichtsbeobachtungen können so zur Grundlage der Reflexion von Unterrichtshandeln werden.

2 Ethnografie in der Schulforschung

Ethnografische Forschung strebt an, die ungeschriebenen Regeln, Praktiken und Umgangsformen eines konkreten Feldes zu beschreiben und dadurch die geltenden Normen und Praxen sozialer AkteurInnen zu verstehen. Ethnografie geht von der Annahme aus, dass jedes Feld eine eigene kulturelle Ordnung aufweist und diese Ordnung erfahrbar ist und „als empirisches Wissen mobilisiert werden kann“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 20). Dabei geht es nicht um die Überprüfung vorher gefertigter Hypothesen, sondern darum, diejenigen feldspezifischen Bedingungen zu erkennen und zu verstehen, die mit Bourdieu als „Illusio“ (Bourdieu 1996) bezeichnet werden können. Illusio meint dabei die gemeinsamen und stillschweigenden Überzeugungen und Übereinkünfte in einem konkreten Feld, die Illusio ist der Glaube an – häufig unausgesprochene – Regeln und Verhaltenserwartungen, welche helfen, das Feld zu organisieren. Anders ausgedrückt: In der Ethnografie geht es darum, herauszufinden „what the hell is going on here“ (Geertz 1983). Bourdieu (der keineswegs eine durchgehend positive Einstellung zur Ethnografie hat) beschreibt den Forschungsprozess als Perspektivwechsel. Ihm geht es darum,

„das ‚natürliche‘ Verhältnis des Beobachters zu dem von ihm untersuchten Universum umzukehren, das Exotische vertraut und das Vertraute exotisch werden zu lassen; und dies alles, um *explizit zu machen, was als selbstverständlich angesehen wird*“ (Bourdieu 1996, S. 98, Herv. d. A.).

Die notwendige Distanz erfordert also einen *aktiven* Prozess, welcher über die Auswahl bestimmter Forschungsmethoden und Auswertungsverfahren kontrolliert gestaltet werden kann. Ralf Bohnsack spricht von einem spezifischen *Forschungsstil*, den er u.a. dadurch charakterisiert sieht, dass „die Beziehung von Forscher und Erforschem [...] als eine Fremdheitsrelation verstanden“ wird (Bohnsack 1997, S. 3). Unverzichtbar dafür ist die *Forschungshaltung* einer „Be-

fremdung der eigenen Kultur“ (Amann/Hirschauer 1997, S. 8). Andererseits ist es für das Verständnis der Regeln und für die Akzeptanz durch die FeldakteurInnen ebenso unerlässlich, sich „verweben“ zu lassen. Forschende, die dauerhaft „befremdet“ sind, können unter Umständen den Kontakt zum Feld verlieren bzw. bestimmte Einblicke nicht erhalten. Zugleich müssen Risiken eines „going native“, also der Prozesse von (Über-)Identifikation mit den Beforschten, minimiert werden. Der ethnografische Forschungsprozess gestaltet sich also als ein ständiges Oszillieren zwischen Annäherung an das Feld und Distanzierung vom Feld.

Ethnografische Forschungsansätze erfordern eben durch die beschriebene Forschungshaltung eine spezifische Konzeption der Methodologie². Entscheidend für methodisch kontrolliertes Vorgehen qualitativer Verfahren insgesamt ist es, Transparenz im Hinblick auf den Forschungsprozess herzustellen. Ines Steinke bezeichnet dieses Gütekriterium qualitativer Forschung mit dem Stichwort „intersubjektive Nachvollziehbarkeit“ (vgl. Steinke 2003, S. 325). Da auf die Interpretationsleistung der Forschenden nicht verzichtet werden kann, müssen ihre Fehler in Grenzen gehalten werden, man kann sie jedoch nicht eliminieren. Bei Feldforschungen stellt sich das Problem der Interpretation gleich in doppelter Weise, da zum einen der Beobachtungs- und zum anderen der Auswertungsprozess der Subjektivität der Forschenden unterliegt.

Eine „reflexive Distanzierung von gelebter Praxis“ (Hirschauer/Amann 1997, S. 27) kann möglichst differenzierte Lesarten des Beobachteten sichern helfen und z.B. über wiederholte Unterbrechung der Feldforschung und eine Rückkehr ins universitäre Feld hergestellt werden. Weiter ist eine Einbettung in wissenschaftliche Diskussionskontexte zur Verbreiterung und Absicherung der Erkenntnisse notwendig (vgl. hierzu Willems 2007, S. 137ff.). Auch kann unseres Erachtens eine „kommunikative Validierung“ (Steinke 2003, S. 322) im Dialog mit den Erforschten (seien es Kinder, Jugendliche oder Lehrkräfte) zu einer Absicherung der Aussagen beitragen. Können die Erforschten an der Interpretation der Daten teilhaben, ergeben sich – so unsere These – neue Perspektiven für die ethnografische Forschung und das Unterrichtshandeln.

Im Sinne Bourdieus geht es bei reflexiver Erziehungswissenschaft um eine Reflexion der Position der Forschenden im sozialen Raum, damit einher geht selbstverständlich eine Reflexion der Position im Forschungsfeld selbst. Insbesondere durch die Handlungsentlastetheit der Forschenden im Feld (also durch den Rückzug aus eben den gesellschaftlichen Praktiken, welche untersucht werden) werden jedoch Grenzen deutlich, welche eine Gleichsetzung der (theoretischen) wissenschaftlichen Aussagen mit der Sicht der Praxis als Fehler entlarven. Es besteht das Risiko „den Standpunkt des Schauspielers mit dem des Zuschauers zu verwechseln“, so Bourdieu (1987, S. 151).

3 Widersprüchliche Perspektiven

Ethnografische Forschung und die jeweils beforschten Schulen stehen bisweilen in einem ambivalenten Verhältnis zueinander, welches nicht zuletzt aus den unterschiedlichen institutionsgebundenen Interessen resultiert. Ethnografinnen kommen für längere Zeit in die Schule, bringen vertraute Abläufe durchein-

ander, führen Interviews, machen Fotos, verteilen Fragebögen und diskutieren mit den SchülerInnen, KollegInnen, SekretärInnen usw. Des Weiteren beobachten die Forschenden teilnehmend – das Herzstück ethnografischer Forschungsmethoden.

Aus der Perspektive der Lehrkräfte heißt dies zumeist, dass jemand in ihrem Unterricht sitzt und sich Notizen macht. Im besten Fall empfindet die Lehrkraft dieses als Chance, ein Feedback „von außen“ zu erhalten, im schlechtesten Fall fühlt sie die Lehrkraft dadurch kontrolliert – schließlich ist die Anwesenheit von anderen Erwachsenen im Unterricht in deutschen Schulen noch lange nicht die Regel. Im schulischen Normalfall wird Unterricht lediglich dann beobachtet, wenn es um Prüfungssituationen oder um Beförderungen geht. Die Lehrkraft hat in den Forschungssituationen möglicherweise das Gefühl, den Unterricht „schönen“ zu müssen, um vor dem kritischen Auge der Wissenschaft gut dazustehen.

Unserer Erfahrung nach sind die beforschten Lehrkräfte jedoch oftmals durchschnittlich interessiert, stehen für Auskünfte gerne zur Verfügung, geben Unterrichtsmaterialien zum Kopieren heraus, um die Sammelwut der Forschenden zu befriedigen, und sind klammheimlich davon überzeugt, dass diese Art der Forschung für „ihren Unterricht sowieso nichts bringe“. Bisweilen interessieren sich die Lehrkräfte auch stärker für die Forschung, werden selber neugierig und möchten an den Ergebnissen teilhaben, um ihren Unterricht zu verändern, die Kinder und Jugendlichen besser zu verstehen oder um einfach neue Horizonte kennen zu lernen. In den beiden letzten Fällen sind die Lehrkräfte also interessiert an dem, was die WissenschaftlerInnen herausfinden, sie wollen Ergebnisse.

Auf der anderen Seite des Forschungsprozesses stehen die EthnografInnen. Sie wollen – enthoben von den Erfordernissen der praktischen Umsetzung im schulischen Alltagsgeschäft – verstehen, was passiert, die Illusio aufschlüsseln, die impliziten Regeln des Feldes offen legen. Dazu sind sie mit (oft knappen) zeitlichen und finanziellen Ressourcen ausgestattet, rücken den AkteurInnen „auf die Pelle“ und wollen mitkriegen, „was so läuft“. Deswegen dringen sie notwendigerweise in die semi-private Situation der Schule ein und können „Flurschäden“ hinterlassen, beispielsweise indem die SchülerInnen im beobachteten Unterricht undisziplinierter sind, weil gefilmt wird, indem sie zu ZeugInnen misslingender Pädagogik werden usw. Feldaufenthalte stellen für die Forschenden nur eine Station in einem vielschichtigen und länger andauernden Forschungsprozess dar, dessen Ergebnisse erst später in den wissenschaftlichen Diskurs eingespeist werden.

Das distanzierende Befremden markiert den wesentlichen Unterschied zwischen ethnografischer Forschung und schulischer Praxis, denn in alltäglichen Handlungsabläufen – zumal diese oft unter hohem zeitlichem und inhaltlichen Druck stattfinden – lassen sich die eigene Praxis und deren Regeln kaum hinterfragen. Schulforschung hat den Vorteil, dass die Forschenden vom unmittelbaren Handlungszwang schulischer Abläufe befreit sind. An diesem Punkt wird deutlich, dass die Interessen und auch die Zeitdimensionen von Lehrkraft und Forschenden, aber auch der beteiligten Institutionen Schule und Universität an Forschungsfragen und Forschungsorganisation durch die je spezifischen Perspektiven unterschiedlich sind. Die Forscher wollen Daten erheben, die in einem längerfristigen Auswertungsprozess erst ihre Relevanz erlangen, die Lehrkräfte sind an erziehungswissenschaftlichem Wissen pragmatischerweise nur

insofern interessiert, als es direkt unterrichtshandlungsrelevant einsetzbar ist. Ganz praktisch führt dieses auch im Verfahren der teilnehmenden Beobachtung zu einer Parallelexistenz von z.B. Lehrkraft, Lernenden und Forschenden in ein und derselben Unterrichtssituation – jedoch mit sehr unterschiedlichen Foki auf die Situation.

Eben *durch* die Nähe der Forschenden zum Feld, welche bisweilen durch eine längere Verweildauer und entsprechende „familiäre“ Vertrautheit mit dem Feld potenziert wird, entsteht die Anfrage nach Konsequenzen und Handlungsoptionen aus der Praxis und für die Praxis, die in der oft gesellten Frage mündet: „Was sollen wir denn jetzt tun?“ Diese Frage kann letztlich nicht ignoriert werden – und sollte es auch nicht, da u.E. nur so ein Austausch von Praxisfeld und Forschung produktiv ineinander greifen kann. Dieser Punkt gilt auch für die Arbeit mit Beobachtungsprotokollen in der universitären LehrerInnenbildung, die dazu genutzt werden können, reflexive Distanzierungen zu ermöglichen. Dabei findet sich bisweilen auch eine euphorische Umdeutung dieses widersprüchlichen Verhältnisses, indem die Reflexion ethnografischer Beobachtungen mit den beteiligten Lehrkräften gerade als Zielperspektive ausgegeben wird: „der Lernprozess, dem Ethnografen bei der Integration in die ‚fremde‘ Gruppe unterliegen, [ist] ein gegenseitiger, und auch Schulen und Lehrpersonen werden – mit dem Blick von außen konfrontiert – zur Reflexion ihrer Denk- und Handlungsmuster angeregt“ (Oester 2008, S. 243). Hier droht u.E. die methodologische Gefahr, die Praktiken im Feld bereits während des Forschungsprozesses den Erforschten bewusst und reflexiv zugänglich zu machen – und die Praktiken damit ihrem „situativen und praktischen Vollzug“ zu entziehen (Breidenstein 2008, S. 111). Ein Feedback ans Feld im Forschungsprozess beeinflusst so in erheblicher Weise das Feld, Forschende haben von sich aus somit kein eigenmotiviertes Interesse an Feedback zu diesem Zeitpunkt, Lehrkräfte erhoffen sich von unmittelbarem Feedback (so sie daran überhaupt interessiert sind) eine Verbesserung ihres Unterrichts.

4 Einblicke in drei Forschungsprojekte

Die skizzierten Realitäten verweisen auf das Problem, wie mit den Ergebnissen von ethnografischer Schul- und Bildungsforschung in Bezug auf das jeweilige erforschte Feld umgegangen wird. Im Folgenden werden drei von Design und Fragestellung unterschiedliche Forschungsprojekte, in denen wir mitgearbeitet haben, vorgestellt und hinsichtlich der unterschiedlichen Praktiken von Rückmeldungen diskutiert, alle Studien beschäftigen sich mit Geschlechterfragen in der Schule.

4.1 Soziale Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen

Fokus: Doing gender im Alltag einer Einzelschule

Bei dem ersten Projekt handelt es sich um die DFG-geförderte Längsschnittstudie „Soziale Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen“, in der untersucht wurde, wie SchülerInnen, aber auch ihre Lehrkräfte geschlechtliche Eindeutigkeiten in schulischen Alltagssituationen herstellen – und welche Möglichkeiten der Durchkreuzung und Veränderung sich bieten (Laufzeit 1998–2004). Beobachtet wurde in drei Klassen eines Gymnasiums in einer westdeutschen Großstadt über drei Jahre hinweg von der Jahrgangsstufe 7 bzw. 8 an. Ausgewählt wurden eine jungendominante, eine mädchen dominante und eine Klasse mit einem ausgeglichenen Geschlechterverhältnis. Aufgrund von Klassenzusammenlegungen und zeitweilig hoher Fluktuation blieb diese Verteilung nicht durch die drei Jahre stabil. Die Studie stützt sich in erster Linie auf ethnografische Methoden der Unterrichtsbeobachtung, wobei im Laufe der Jahre über 400 Protokolle von Unterrichtsstunden und Pausen angefertigt wurden. Zusätzlich wurden Stunden videografiert, Interviews mit den Lehrkräften geführt und eine Befragung der SchülerInnen zu Klassenklima und Schulfächerpräferenzen durchgeführt (zu Design und Ergebnissen der Studie vgl. Faulstich/Weber/Willems 2004).

Rückmeldeinstrumente: Informelle Gespräche, Ergebnisfeedback und Buchpräsentation

In dieser Studie wurden keine systematischen Rückmeldungen im Forschungsdesign angelegt. Im Verlauf der Forschung wurde jedoch bald deutlich, dass dieses im Kontrast zu den Erwartungen seitens einiger Lehrkräfte stünde, welche diese auch klar thematisierten:

„Frau Winter betont, daß die Jungs in dieser Klasse sich so unmöglich verhalten, daß sie gerade machen was sie wollen. Meistens würde es reichen, wenn man störendes Verhalten ignoriere, aber bei diesen Jungs würde es nichts nützen. Bei den Mädchen sei es leichter, mit ihnen umzugehen. Sie sagte, daß sie sich dazu schon auch eine Rückmeldung von unserer Studie wünsche.

Frau Schulz, die in der Nähe steht, ergänzt, daß sie wohl mit dem anderen Projekt schlechte Erfahrungen gemacht hätten, weil sie keine Ergebnisse bekommen hätten. Dabei hatten wohl die Beteiligten auch selbst mit den SchülerInnen gearbeitet. Das sei aber etwas ganz anderes als unsere Studie, fügt sie dann noch wohlwollend hinzu.“ (AZ80630D)

Wie dem Zitat aus einem Forschungsmemo zu entnehmen ist, wünschen sich diese beiden an der Studie beteiligten Lehrkräfte explizit Rückmeldungen. Die erwähnte Kritik an einem anderen Forschungsprojekt, welches diese Erwartungen scheinbar nicht erfüllt hatte, verdeutlicht, dass dieser Punkt für die Lehrkräfte ein relevanter Faktor bei der Beurteilung einer Untersuchung aus ihrer Perspektive darstellt. Im Verlauf der Forschung über die drei Jahre ergaben sich auf der Basis der entstehenden persönlicheren Beziehungen zu einigen Lehrkräften immer wieder individuelle Rückmeldungen in informellen Gesprächen, beispielsweise nach beobachteten Stunden, in denen das Beobachtete re-

flektiert wurde. Das Forschungsdesign sah jedoch nicht vor, zu regelmäßigen Zeitpunkten z.B. Zwischenergebnisse vorzustellen oder über die weitere Forschungsplanung detailliert zu informieren. Beteiligte Lehrkräfte wie auch die Lernenden waren von Anfang an darüber informiert, dass am Ende des Projektes eine Buchpublikation geplant war.

Durch die sich v.a. auf den Zeitraum nach den Erhebungen konzentrierenden Gesamtauswertungen, die einige Zeit in Anspruch nahmen, verlief das Projekt zwar aus Sicht der Forschenden ziemlich nach Plan, für die Schulmitglieder entstand jedoch dadurch eine Zeit der „inhaltlichen Leere“ bzw. eine Bezugslosigkeit zum Projekt. Relativ bald nach Abschluss der Feldbeobachtungen haben wir zwar die Präsentation erster Ergebnisse auf zwei „Feedbackveranstaltungen“ in der Schule schulöffentlich angeboten, dort zeigten sich aber v.a. an der Forschung beteiligte Lehrkräfte interessiert. Bei diesen Veranstaltungen stand abschließend durchaus auch die Frage „Was ist denn jetzt zu tun?“ im Raum – allerdings weniger als kollektive, verbindende Frage der anwesenden KollegInnen, sondern vielmehr der jeweils einzelnen Personen. Die Ergebnisse wurden uns gegenüber als bereichernd gespiegelt, jedoch zugleich offenbar als zu wenig konkret für die direkte Umsetzung auf der unterrichtspraktischen Ebene. Nach Fertigstellung der Studie gab es gegen Ende der Projektlaufzeit eine öffentliche Buchpräsentation, zu der die Lehrkräfte, die Leitungsebene sowie die beteiligten SchülerInnen eingeladen wurden – von Seiten der Schule war jedoch niemand anwesend.³ Darüber hinaus wurden der Schule Exemplare der Publikation zur Verfügung gestellt – ebenso wie die zunächst nicht geplanten, dann jedoch im Zuge der Forschung entstandenen drei Dissertationen (vgl. Güting 2004; Budde 2005; Willems 2007), es fand jedoch kein organisierter Austausch mehr darüber statt. Dies hat vermutlich zumindest zwei Gründe. Zum einen lag die konkrete Forschungspräsenz in der Schule zu diesem Zeitpunkt eben bereits drei Jahre zurück. Zum zweiten ist aber auch ein wissenschaftliches Buch als hauptsächliches Endprodukt von Schulforschung unserer Erfahrung nach ein weniger geeignetes Rückmeldeformat für die beforschten Schulen, da viele Lehrkräfte diese Form der Verarbeitung wissenschaftlicher Erkenntnisse als „zu theoretisch“ und „zu praxisfern“ erleben – bzw. die inhaltliche Übertragung in schulisches Alltagsgeschäft viel Einzelinitiative erfordert, die offenbar oftmals nicht leistbar ist. Eine Beteiligung „der Praxis“ an der Interpretation der Daten oder den Ergebnissen fand nicht statt.

Als Fazit einer Reflexion der inhaltlichen Interventionen durch die Forschung im Feld Schule lässt sich sagen, dass vor allem durch die mehrjährige Präsenz, die jeweils langen Feldphasen und die Kontakte mit vergleichsweise vielen KollegInnen zumindest bei den Beteiligten ein deutliches Bewusstsein für doing gender-Konstruktionsprozesse gewachsen ist. Zu den Zeitpunkten der Feldpräsenz ergab sich zudem eine klare Wechselwirkung zwischen Forschung und Feld. Ob in der Zeit danach bzw. auch längerfristig Effekte Eingang in den schulischen Alltag gefunden haben, lässt sich weder feststellen, noch ausschließen.

4.2 Geschlechtergerechtigkeit in der Schule

Fokus: Rekonstruktion der Schulkultur einer Einzelschule

Beim zweiten Forschungsprojekt handelt es sich um eine DFG-finanzierte Studie zu „Chancen und Blockaden bei der Realisierung einer geschlechtergerechten Schule“, die am Gymnasium „Zimmerbreite“ in einer Großstadt durchgeführt wurde (Laufzeit 2004-2006). Es wurden vier fünfte Klassen in ihrem ersten Jahr an der für sie neuen Schule „Zimmerbreite“ drei Monate lang teilnehmend beobachtet. Alle Klassen wiesen einen höheren Mädchenanteil auf. Beobachtungen wurden vor allem in Deutsch, textilem und technischem Werken, einem schulspezifischen Fach KoKoKo (Kooperation, Kommunikation, Konfliktlösung) sowie teilweise in Mathematik, Englisch, Sport und Religion durchgeführt. Zusätzlich wurden Lehrkräfte und für die Schulkultur relevante Personen – wie die Direktorin, die Administratorin usw. – interviewt. Abgerundet wurde das Sample durch die Erhebung der Zeugnisnoten, durch zwei Leistungstests (HST 4/5 und CFT 20-R), zwei Fragebögen an die Kinder und Schulmaterialien wie Flyer, Jahrbuch, Homepage und Ähnlichem (vgl. Budde/Scholand/Faulstich-Wieland 2008). Zentral war in dieser Studie die Erforschung dessen, was Werner Helsper u.a. (1998) unter Schulkultur verstehen. Diesem Verständnis zufolge lokalisiert der Begriff der „Schulkultur“ schulische Aushandlungsprozesse auf zwei Ebenen: zum einen als Aushandlungen zwischen Lehrenden, Lernenden, Schulleitung und Eltern und zum zweiten als Aushandlungen zwischen institutioneller und individueller Ebene. In der Studie wurde der schulische Alltag sowohl als Ergebnis als auch als Produktionsstätte von Schulkultur in den Mittelpunkt gerückt.

Von Anfang an ergab sich ein Spannungsverhältnis in Bezug auf das Thema Gender, welches Auswirkungen auf die Erwartungshaltung der Lehrkräfte und das Feedback hatte. Um die Reifizierung von Geschlecht zu minimieren, wurde in dem Projekt angestrebt, selber Geschlecht nicht zu thematisieren, die Bezugnahmen der AkteurInnen sollten im Mittelpunkt stehen. In der sozialen Praxis stellte sich schnell heraus, dass dieser Ansatz nicht unproblematisch ist, da die Forschenden zwar von einer eigenen „Neutralität“ im Feld ausgingen, aber nicht ausreichend bedacht hatten, inwieweit sie in das Feld verwoben sein würden, auch wenn sie selber versuchten „neutral“ zu sein. Beispielhaft zeigt sich dies in einem Interview mit einer Klassenlehrerin, die nach den ersten drei Wochen im Feld zu ihrer Klasse befragt wurde:

Frau Dehner: [...] in so großen Klassen sitzen lauter Individualisten. Also es kann gar nicht anders sein. Ja, die, die, die, das gängige Erziehungsideal ist nicht mehr auf stillsitzen ausgerichtet, sondern auf Ausdrucksfreude, und wenn sich 27 gleichzeitig ausdrücken wollen! oder müssen! ja, dann kann man sich eh vorstellen, was dabei herauskommt.

[...]

J: Sie hatten ja schon gesagt, man hat es ner großen Gruppe von Individualisten zu tun ...

D: Mhm.

J: ...gibt es sozusagen noch andere ... ich nenn' das mal allgemeine Eindrücke oder Weisheiten, die Sie so im Laufe Ihrer Tä-...

D: Na, Weisheiten würd' ich's nicht nennen, aber weil wir ...

J: ...tigkeit, oder als allgemeine Einschätzungen oder Erfahrungen?

D: Ja. Wir reden über diese, wir reden über die, über die Gender-Frage, nicht?“ (Interview Dehner).

Während der Interviewer nach Worten sucht, um die Lehrerin zu einer Beschreibung ihrer Klasse zu bewegen, kürzt sie das Insistieren, bei dem er gleichzeitig versucht, keine reifizierende Formulierung zu wählen, ab, indem sie den Sachverhalt direkt anspricht: „Wir reden über die Gender-Frage, nicht?“ Diese Formulierung dient der Lehrerin einerseits dazu, den Gesprächsgegenstand festzulegen. Das fragende „oder?“ signalisiert andererseits, dass sie mit dem Interviewer ein Einverständnis über das Thema Gender erzielen möchte, von dem sie annimmt, dass es das Thema ist, welches den Interviewer interessiert. Im weiteren Verlauf des Interviews thematisiert Frau Dehner dann Geschlecht anhand von Aufrufpraktiken. Das bedeutet, dass die Forschenden unter dieser Perspektive auf vielfältige Weise mit dem erforschten Feld verwoben sind, die sie nicht vollständig kontrollieren können – auch wenn wir vermeiden wollten, das Thema Gender anzusprechen, wurden wir vom Feld genau mit diesem Thema „verwoben“.⁴

Aus der Verwobenheit mit der Genderthematik resultieren spezifische Erwartungen im Hinblick auf die Rückmeldungen, denn einige der befragten Lehrkräfte erhofften sich Informationen über die Gestaltung einer geschlechtergerechten Schule – und vor allem eines geschlechtergerechten Unterrichts. Gemeint waren damit zumeist entweder Tipps, wie negativ auffällige Kinder (öfter Jungen als Mädchen) begrenzt, oder wie schwache Mädchen gefördert werden könnten. Das Informationsbedürfnis zielt damit gerade auf jene Aspekte ab, die im Laufe der Studie überhaupt erst geklärt werden sollten. Oft äußert sich das Informationsbedürfnis als Wunsch nach einer Checkliste. Einer der Forscher wird von Frau Dehner mehrfach explizit um eine solche Liste gebeten und überreicht ihr einige Tage später einen Maßnahmen- und Kriterienkatalog.

„Ich gebe ihr die Checkliste von Efeu. Sie bedankt sich und sagt, dass sie jetzt schon Bescheid wisse. Wir treffen dann Frau Brandt im Fahrstuhl und Frau Dehner sagt, dass diese Frau (eine der Forscherinnen) ihr das alles erklärt hätte, wie das geht mit der Gender-Arbeit. Sie sei jetzt informiert. Sie sagt das freundlich. Ihr Gefühl ist, dass sie so Gender-Arbeit eigentlich schon auch immer ungefähr gemacht habe – so vom Gefühl her. Frau Brandt stimmt beim Rausgehen zu, dass es schon recht ist, wenn das Gefühl dazu stimmt.“ (D060531EnPJ)

Die Liste, nach der die Kollegin vorher mehrmals gefragt hatte, spielt nach dem Erhalt plötzlich keine Rolle mehr. Anstatt dessen verlässt sich die Lehrerin auf ihr Gefühl, dass sie schon „Gender-Arbeit“ mache. Was bedeutet aber der Wunsch nach einer Checkliste? Da es Frau Dehner scheinbar nicht um den formalen Einsatz einer Liste geht, kann ihre (berechtigte) Frage an die forschenden WissenschaftlerInnen „was sie denn nun tun“ sollen, vor allem als Anfrage nach dem Umgang mit Unsicherheiten gewertet werden. Da die Liste (im Gegensatz zum Gefühl) die Unsicherheiten nicht beseitigt, geht es um etwas Dahinterliegendes. Denn Frau Dehners Unsicherheiten haben sich geklärt, nachdem sie sich mit einer der Forscherinnen unterhalten habe, die ihre bisherige Praxis unterstützt. Das Interesse an Listen kann somit vor allem als Interesse an Austausch und Rückmeldung sowie an Sicherheit interpretiert werden.

Rückmeldeinstrumente: Individuelles Feedback und Workshop

In Rahmen der Studie kamen zwei unterschiedliche Rückmeldeformate zum Einsatz: Für die Lehrkräfte existierte nach jeder der drei Feldphasen das Angebot einer persönlichen Rückmeldung, dies Angebot wurde spontan aufgrund der

Nachfrage entwickelt. Während in der ersten Feldphase noch ca. 2/3 aller erforschten Lehrkräfte dieses Angebot wahrnahmen, sank die Zahl in der zweiten Feldphase ab, sodass beim letzten Aufenthalt kein Angebot in dieser Richtung mehr gemacht wurde. Die geringe Resonanz hatte nicht nur damit zu tun, dass zum Thema Gender nur wenige Hinweise gegeben wurden, um die weitere Forschung nicht zu beeinflussen. Vermutlich lag dies auch daran, dass die Forschung nur teilweise jene Aspekte im Blick hatte, die viele Lehrkräfte interessierten (einerseits Möglichkeiten, Jungen und Mädchen adäquat zu fördern, und andererseits Informationen zu effektiven Disziplinierungen auffälliger Jungen). Rückgemeldet wurden vor allem Beobachtungen zu den Interaktionen der Lehrkräfte mit den SchülerInnen. Gleichzeitig war auf Seiten vieler Lehrkräfte eine „Rechtfertigungshaltung“ wahrzunehmen, es gelang ihnen nur schwer, zwischen Feedback zum Unterricht und Beurteilung ihrer Genderkompetenz zu unterscheiden – möglicherweise auch aufgrund der Tatsache, dass die Forschung ja vor allem als Beobachtung durchgeführt wurde. Die „Rechtfertigungshaltung“ mag auch dadurch begünstigt sein, dass diese Form der Rückmeldung nicht dialogisch angelegt war, sondern die Erforschten mit Interpretationen seiner/ihrer Praxis konfrontiert.

Als weiteres Rückmeldeformat wurde bereits im Antrag ein eintägiger Feedbackworkshop ausgewiesen und bewilligt, der ca. 14 Monate nach der letzten Feldphase durchgeführt wurde. Schnell erwies es sich als illusorisch, im laufenden Schulbetrieb einen eintägigen Workshop durchzuführen, sodass wir am Ende an zwei Nachmittagen mit interessierten Lehrkräften Teile unserer Beobachtungen besprochen haben. Erfreulicher Weise zeigten alle Lehrkräfte, mit denen wir im Rahmen unserer Forschung zu tun hatten, auch Interesse an dem Workshop. Rückgemeldet wurden zum einen quantitative Ergebnisse über den Zusammenhang von Benotung und Geschlecht, zum anderen Positionen der SchülerInnen im Feld „Zimmerbreite“, welche die Lehrkräfte in den Interviews beschrieben haben. Im Anschluss an diese Ergebnispräsentation haben wir den Lehrkräften anhand von Beobachtungen unsere Lesart des Zustandekommens der erwähnten Positionen im Feld vorgestellt und diese diskutiert. Diese Diskussion bestätigte unsere Interpretationen, lieferte aber darüber hinaus weitere Aussagen zum Interaktionsgeschehen. So ergab sich im Workshop durch kommunikative Validierung die Möglichkeit für die Ethnografinnen, die Richtigkeit ihrer eigenen Interpretationen zu überprüfen und zusätzlich zu einem vertieften theoretischen Verständnis zu gelangen (vgl. Budde/Scholand/Faulstich-Wieland 2008). Die Rückmeldungen und die Reaktionen der Lehrkräfte wurden in diesem Sinne selber zu Daten, die in den Forschungs- und Auswertungsprozess eingeflossen sind.

4.3 Geschlechtergerechter naturwissenschaftlicher Unterricht in der Sekundarstufe I

Fokus: Eine gemeinsame Fragestellung an vielen Projektschulen

Die dritte Studie, „GENUS – geschlechtergerechter naturwissenschaftlicher Unterricht in der Sekundarstufe I“, wurde über den Europäischen Sozialfonds finanziert und lief in gemeinsamer Trägerschaft der Universität Hamburg, Fach-

bereich Erziehungswissenschaft, und des Hamburger Landesinstituts für Lehrerbildung und Schulentwicklung. An sieben beteiligten Projektschulen in Hamburg, darunter Hauptschulen, Haupt- und Realschulen, Gesamtschulen und Gymnasien, wurden zwischen Juli 2005 und Juni 2007 Schul- und Unterrichtsstrukturen daraufhin untersucht, welche Faktoren förderlich für eine positive Beeinflussung des Lernens in naturwissenschaftlichem Unterricht sind – und welche möglicherweise negative Wirkung zeigen. Ausgangspunkt der Untersuchung war die Erkenntnis, dass sich immer weniger Jugendliche (v.a., aber nicht nur Mädchen) für naturwissenschaftliche Fächer interessieren und naturwissenschaftliche Fächer entsprechend wenig wählen. Der Fokus lag auf Aspekten, die (un-)mittelbar mit der Kategorie Geschlecht zu tun hatten. Grundlage der Untersuchungen war, dass schulkulturelle Charakteristika jeder Einzelschule nicht nur auf der direkten Ebene naturwissenschaftlichen Unterrichts bedeutsam seien, sondern das Gesamtgefüge schulkultureller Bausteine seine Wirkung entfalten würde (vgl. Faulstich-Wieland u.a. 2008). Wir haben die Forschung als schulbegleitende Forschung verstanden und eine mehrdimensionale Perspektive gewählt, in der das fachunterrichtliche Geschehen über zumeist ethnografisch ausgerichtete Begleitung in den Schulen erfasst und v.a. um durch Interviews und quantitative Befragungen erhobene Sichtweisen von Lehrenden und Lernenden ergänzt wurde. Methodische Besonderheit der Studie war die dort entwickelte Fotomethode „Fach-Images“, bei der die Sichtweisen von SchülerInnen zu Physik durch das Erstellen von Fotos und dazugehörigen Interviews erhoben wurde (vgl. ausführlich z.B. Willems/Feltz 2008; Feltz/Willems 2008). Die aus den verschiedenen Zugängen gesammelten Aussagen wurden dann in ausführliche Einzelprofile einer jeden Schule eingebettet.

Rückmeldeinstrumente: MultiplikatorInnen, Schulstudien und Fotointerviews

Die Besonderheit dieser Forschungsanlage war u.a., dass prozessual begleitend ein Fach- und Erfahrungsaustausch der beteiligten Projektschulen untereinander angelegt war. Dieser wurde in Form von regelmäßig stattfindenden Workshops, auf denen zugleich inhaltliche Inputs durch die ForscherInnengruppe angeboten wurden, sowie ein gemeinsames Internetportal organisiert. Dieses Angebot wurde zu unterschiedlichen Zeitpunkten unterschiedlich intensiv genutzt, insgesamt schienen die beteiligten Schulen jedoch nur punktuell an praktischen Umsetzungen der anderen Schulen interessiert.⁵

Zwei Faktoren können jedoch als besonders ergiebig für die Zusammenarbeit zwischen Forschungsteam und Schulangehörigen – und damit für den inhaltlichen Austausch – gesehen werden: Die Benennung so genannter GENUS-Beauftragter an den jeweiligen Einzelschulen und die Konzeption, weniger übergreifende Aussagen als Ergebnisse zurückzumelden, als vielmehr intensiver auf jede Einzelschule einzugehen. Mit der Methode der „Fach-Images“ wurde ein vollkommen neues Rückmeldeinstrument gewählt, welche die Ansichten der Lernenden aufgreift und zur Diskussion stellt.

Durch die Einbindung der Forschung in verschiedene Fächer an sieben verschiedenen Schulen – und die damit notwendigerweise ergebende kürzere Verweildauer bei einzelnen Lehrkräften – hing die Intensität der Kontakte zwischen Forschenden und Lehrenden sehr von der Größe der Schulen und der betreffenden Fachkollegien ab. Insbesondere an den Schulen, an denen klar Personen als „Kontaktpersonen“ für das Projekt benannt waren, entstanden größere Verbind-

lichkeiten – und so auch intensivere Austauschmöglichkeiten zu den Inhalten und Ergebnissen der Forschung. Ebenso wurden uns durch diese Personen oftmals systematische Einblicke auch auf weniger „sichtbaren“ Ebenen deutlich erleichtert, und wir konnten ihr ExpertInnenwissen gut nutzen (z.B. auch in Interviews). Zudem fungierten sie quasi als „Sprachrohr“ auch im Wechsel der Schulangehörigen mit dem Forschungsteam, so dass die Kollegien breiter erreicht werden konnten.

Die Erstellung von 30 bis 40-seitigen Einzelschulstudien für alle beteiligten Schulen eröffnete eine deutlich erhöhte Dichte der multifaktoralen Zusammenschau der die jeweilige Schulkultur ausbildenden Aspekte. Über den Weg der Schulstudien ist es u.E. gelungen, die Charakteristika einer jeden Einzelschule zunächst passgenau zu analysieren, zugleich aber dichtes Datenmaterial zu liefern, welches – durch den gemeinsamen Aufbau der Studien – dem Forschungsteam für übergreifende Analysen zur Verfügung stand. Die übergreifenden und somit auf andere Schulen übertragbaren Analysen wurden dann allerdings erst bearbeitet und publiziert, nachdem keine regelmäßigen Forschungskontakte mehr gepflegt wurden. Die Endstudie wurde allen Schulen überreicht. Zu den Einzelstudien, die jeweils in Teamarbeit erstellt wurden, wurden an allen Schulen Feedbackveranstaltungen durchgeführt. Hierfür wurden im Vorfeld allen beteiligten Lehrenden schriftliche Analysen ihres eigenen beobachteten Unterrichts plus die Einzelschulstudie zur Verfügung gestellt. Die Schulleitungen erhielten jeweils nur die Einzelschulstudie. Alle Beteiligten sowie weitere interessierte Schulöffentlichkeit wurden zu den Feedbackgesprächen eingeladen. Die Teilnahme an den Runden verlief sehr unterschiedlich zwischen Einzelgesprächen mit der Schulleitung und großen Feedbackrunden mit bis zu 25 Schulmitgliedern, die bisweilen an der Forschung selber gar nicht beteiligt gewesen waren. In diesen Gesprächen wurden die jeweils schulbezogenen Hauptfragen angesprochen, für uns erkennbare Muster aufgezeigt und gemeinsam Perspektiven entwickelt, wie das Forschungsziel (höhere Motivation und Interesse für naturwissenschaftliche Fächer) vor dem Hintergrund der je individuellen Gegebenheiten und Ziele umgesetzt werden könnte.

Über den Einsatz der Fotomethode „Fach-Images“, bei denen PhysikschülerInnen einer Hauptschul- und einer Gymnasialklasse gebeten wurden, zehn Bilder zum Thema „Das hat für mich mit Physik zu tun“ zu machen und diese später in Tandeminterviews zu erläutern, gelang eine andere Perspektive auf naturwissenschaftliche Fächer: die Perspektive der Lernenden wurde hier in den Vordergrund gerückt. Durch diese intervenierende Methode konnten die Positionen der SchülerInnen, die üblicherweise sonst im Diskurs um veränderten naturwissenschaftlichen Unterricht wenig berücksichtigt werden, nicht nur herausgearbeitet, sondern auch einer breiten Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden: aus den Bildern aus beiden Erhebungsklassen wurden gemeinsam mit den SchülerInnen eine Ausstellung gestaltet und diese dann an der jeweiligen Schule schulöffentlich (an Tagen der offenen Tür) z.B. auch den Eltern gezeigt. Anschließend wanderte die Ausstellung durch fast alle beteiligten GENUS-Schulen, wurde aber z.B. auch in der Universität gezeigt. Im Zuge der Ausstellungszeit kam es an vielen Ausstellungsorten zu intensiven Diskussionen über die Positionen der Lernenden. Diese Methode eröffnete insofern inhaltliche Rückmeldungen zu den GENUS-Fragestellungen, als die didaktische Anlage über das Projekt initiiert und später umgesetzt wurde. Der Perspektivwechsel wurde insofern von außen angestoßen, die Aussagen selbst wurden dann jedoch

für Rückmeldungen an die eigenen Schul- und Fachcommunity, aber auch als Beitrag für den Fachdiskurs an anderen Bildungseinrichtungen genutzt. Hier hat wissenschaftliche Forschung quasi den Rahmen geliefert, die Beiträge selbst zur Fachauseinandersetzung kommen jedoch aus dem Feld selbst. Es zeigt sich sowohl an den Feedbackinstrumenten als auch an der Methode der Fachimages, dass das Interesse der AkteurInnen größer ist, wenn eigene Möglichkeiten der Mitbestimmung existieren.

5 Fazit

Systematisiert man die Erfahrungen der drei Studien lässt sich feststellen, dass bei der Konzeption ethnografischer Forschungsprojekte die Frage der Rückmeldung bislang keine große Rolle spielt. Dabei zeigen die aufgeführten Beispiele, dass über Konzeptionen von Rückmeldungen durchaus entscheidend dazu beigetragen werden kann, ob wissenschaftliche Forschung und das Feld Schule eine produktive Wechselwirkung entfalten können – oder eben nicht. Für die Frage nach angemessenen und produktiven Rückmeldevorgehensweisen gilt es u.E. zu fragen, wie die Logiken der Bildungsinstitutionen Universität und Schule jeweils aufeinander treffen und wie diese konstruktiv nutzbar zu machen sind. Wir gehen hierbei davon aus, dass wissenschaftlich Forschende sich generell fragen sollten, welche Verpflichtungen Forschung eingeht, wenn sie im Feld Schule arbeitet. Es ist jedoch auch zu fragen, welche Aufgaben Forschende übernehmen, wenn inhaltliche Rückmeldungen konzeptionell mit geplant und bereits zu Beginn der Forschungszeit im Feld angekündigt werden, da eine genauere Kenntnis des Feldes möglicherweise eine adäquate Anlage der Rückmeldungen überhaupt erst erlaubt.

An dieser Stelle sei jedoch auch angemerkt, dass direkte inhaltliche Rückmeldungen an das Forschungsfeld manchmal durchaus ungemütliche Veranstaltungen sein können, weil an diesem Punkt (erneut) aufbrechen kann, wie wenig über die Forschungsinhalte und -ziele im Feld bekannt war, wie wenig sich Beteiligte aus der Schule in Fragen und Antworten der Forschung bisweilen wiederfinden, wie unterschiedlich die Blickwinkel sein können. Auch die Rückmeldung persönlicher Analysen von Feldbeobachtungen an möglicherweise mittlerweile vertraute KollegInnen ist nicht immer einfach – Kritik, positive wie negative, will gekonnt vermittelt werden. Dieses erfordert Kompetenzen auf Seiten der Forschenden, da zum einen begründete Aussagen getroffen werden müssen und zum anderen die Integrität der Beobachteten nicht in Frage gestellt werden sollte. Gerade aufgrund der Kenntnis der an Schulen verbreiteten Haltung, wissenschaftliche Schulforschung habe konkrete Hinweise zu geben, tue dieses aber nur vergleichsweise selten, werden inhaltliche Rückmeldungen durchaus zu Herausforderungen für Forschungsteams. Hier tritt das Risiko einer hierarchischen Betrachtungsweise⁶ von schulischer Praxis und universitärer Forschung auf den Plan – und alle Beteiligten kennen die Risiken und gegenseitigen Vorwürfe einer solchen Auffassung.

Wenn die Möglichkeit besteht und genutzt wird, die eigenen Beobachtungen durch kommunikative Validierung auf einen weiteren Prüfstand zu stellen, gilt dies auch umgekehrt: Der Diskurs mit den Beforschten ermöglicht ein vertieftes

Verständnis der eigenen Interpretationen und kann selber zum Gegenstand von Reflexionen (und damit zu Daten) gemacht werden. Damit ist nicht gemeint, die Lehrkräfte als „EntscheiderInnen“ darüber anzusehen, ob die wissenschaftlichen Interpretationen richtig oder falsch sind, sondern die Plausibilität von Interpretationen mit ihnen als Fachleute für ihren Unterricht zu diskutieren. Hier stellen Forschende bisweilen fest, dass wissenschaftlich aufwändig bearbeitete Fragen so oder sehr vergleichbar „bereits vorher bekannt waren“ – meist jedoch als *Illusio* und somit als nicht-bewusster Wissensbestand.

Insgesamt scheint es uns perspektivisch notwendig, die von ethnografischer Methodologie geforderte „Offenheit“ gegenüber dem Feld auch auf das Interesse der Beforschten an Rückmeldungen auszuweiten und Bereitschaft zu signalisieren, „sich in die Karten schauen zu lassen“. Welches Format für Rückmeldungen dabei entwickelt wird, ist (ganz im Sinne ethnografischer Methodologie) jeweils feldabhängig.⁷ Es ist sinnvoll, bei Forschungsprojekten bereits frühzeitig über geeignete Rückmeldeinstrumente nachzudenken – und diese ggf. auch in Absprache mit dem Feld zu planen.

Sorgsam geplante Rückmeldungen bedeuten immer einen zusätzlichen Aufwand in der zumeist eher stressigen Endphase von bewilligten Forschungsläufen. Dennoch liegt darin die Chance, dass ethnografische Forschung nicht nur einen Beitrag zur Ausdifferenzierung der wissenschaftlichen Perspektive auf Schule leistet, sondern ihre Vorzüge als Forschungs- und Erkenntnisstil auch in der Praxis unter Beweis stellt. Durch die Anwendung als Feedbackinstrument im Feld wird der prozesshafte Charakter der Produktion von wissenschaftlichem Wissen deutlich. Letztlich plädieren wir für eine erhöhte Reflexion über Rückmeldemöglichkeiten ans Feld – nicht zuletzt im Sinne reflexiver Erziehungswissenschaft.

Auch im Bereich der LehrerInnenausbildung stellt Ethnografie u.E. eine geeignete Form dar, über die Praxis des Unterrichtens zu reflektieren. Dabei geht es nicht um Feedback an das Feld, sondern um ein Nachdenken über das Feld Schule. Die detaillierten Beobachtungen im konkreten Unterricht liefern einen Schlüssel zum Verständnis und zur Reflexion des schulischen Alltags, die andere (vor allem quantitative) Verfahren weniger bieten. Für die universitäre Lehramtsausbildung kristallisieren sich in den letzten Jahren vor allem zwei Formate heraus, a) die Arbeit mit Protokollen aus ethnografischen Studien und/oder b) die Arbeit mit Beobachtungsprotokollen, die Lehramtsstudierende selber während eines Schulpraktikums anfertigen. Beide Formate bieten die Möglichkeit, in einer kasuistischen Vorgehensweise exemplarische Strukturlogiken des LehrerInnenhandelns offenzulegen und praktisch nachvollziehbar zu machen. Allerdings bergen beide Formate auch einige Schwachstellen, die wiederum vor allem in widersprüchlichen Bedürfnissen im Umgang mit Protokollen begründet sind.

So wird bei der Interpretation von Protokollen aus ethnografischen Untersuchungen durch Lehramtsstudierende im Rahmen von Lehrveranstaltungen immer wieder der „Stellenwert“ von ethnografischen Protokollen unter kritischem Verweis auf die je spezifische Einzelfalllogik der beobachteten Sequenz in Frage gestellt. Die Verallgemeinerbarkeit von Strukturlogiken auf der Grundlage von Einzelfallinterpretationen ist den Studierenden zunächst häufig nicht einleuchtend. Möglicherweise liegt dieses an dem anderen Blick der Studierenden auf Schule, welcher primär von dem Bedürfnis der „praktischen Anwendbarkeit“ geleitet wird, die Arbeit an Einzelstellen und die damit verbundenen Aussagen

entsprechen diesem Bedürfnis zunächst nicht genügend. Hier deutet sich bereits im Studium an, was auch Frau Dehner im obigen Beispiel einfordert: die Hoffnung auf „Checklisten“. Umgekehrt formuliert erfordert Interpretation von Protokollsequenzen eine – auch zeitlich aufwändigere – Arbeit an Einzelsituationen, die erst durch die Reflexion den Blick für die allgemeineren Strukturlogiken öffnet. Bei der Interpretation eigener Beobachtungsprotokolle der Studierenden stellt sich diese Schwierigkeit weniger, denn das unmittelbare eigene Felderleben macht eine fallrekonstruktive Vorgehensweise für die meisten Studierenden unmittelbar sinnvoll. Hier taucht allerdings bisweilen ein anderes Problem auf: Das Erstellen ethnografischer Protokolle muss durchaus geübt werden. Da hierfür zumeist wenig Raum besteht, lässt die Qualität der Protokolle und damit auch die der Interpretationen bisweilen zu wünschen übrig – stattdessen besteht das Risiko durch die Orientierung auf die „praktische Anwendbarkeit“ in normative Urteile über „richtiges“ und „falsches“ LehrerInnenhandeln zu verfallen.

Deutlich wird, dass die DozentInnen (erziehungs-)wissenschaftliche Maßstäbe anlegen, während die Studierenden sich vor allem als Auszubildende im LehrerInnenberuf sehen – mit der entsprechenden Haltung. Im Extremfall stehen sich beide Positionen in den Ansätzen gegenüber: Erstere wollen wissenschaftliche Standards in der Bearbeitung rekonstruktiver Daten etablieren, Letztere wollen wissen, wie sie in zukünftigen Unterrichtssituationen souverän handeln können. Hier wiederholen sich die unterschiedlichen Perspektiven (vgl. Kap. 3), die auch zwischen Lehrkräften und EthnografInnen existieren. Wichtig ist es an dieser Stelle, den Studierenden die Sinnhaftigkeit und die Potentiale des Vorgehens zu verdeutlichen. Ein Ausweg böte hier die wiederholte Arbeit mit Unterrichtsbeobachtungen während des gesamten Studiums und später in der Referendariatsausbildung, um sich in interpretativen Verfahren zu üben. Weiter sollte das Argument stark gemacht werden, dass Veränderungen alltäglicher Unterrichtspraxis und ein forschender Habitus nur durch Reflexion zu erreichen sind, die auf zweierlei Weise hergestellt werden können: zum einen durch Selbstreflexion und Beobachtung, zum anderen aufgrund der Beschäftigung mit an Protokolle angelegte Theoriemodelle. Eine reflexive Erziehungswissenschaft sollte unserer Meinung nach auf beide Ebenen abzielen.

In beiden Fällen stellen sich Herausforderungen für fallrekonstruktives erziehungswissenschaftliches Vorgehen aufgrund der von den Beteiligten je feldspezifisch eingenommenen Positionen. Für Lehrkräfte und auch für Studierende ergibt sich ein ambivalentes Spannungsmoment, da ihre Möglichkeiten zur Rezeption wissenschaftlicher Interpretationen meist eingeschränkt sind. Lüders argumentiert, dass dem Problem der Umwandlung von Feldbeobachtungen in eine Ethnografie ethnografischer Forschung u.a. damit begegnet werden könnte, dass Lesende einbezogen werden:

„Damit wird der Akzent von der Auswertung und der Darstellung auf den *Nachvollzug* bei der Lektüre verschoben. Nicht die Frage, wie die Daten im Einzelnen ausgewertet und aufeinander bezogen worden sind, ist von zentraler Bedeutung, sondern ob für den Leser der daraus entstandene Text nachvollziehbar und plausibel ist, wird zum entscheidenden Qualitätskriterium.“ (Lüders 2003, Hervorhebung d.A.)

Lüders weist darauf hin, dass die Entscheidung über die Qualität einer Studie damit den RezipientInnen übertragen wird – dies setzt allerdings wissenschaftliche Kompetenz bei eben diesen voraus. Lehrkräfte erscheinen in einer Feed-

backsituation somit in einer ambivalenten Position: Sie sind zwar ExpertInnen des Feldes, verfügen aber (professionstheoretisch) nicht per se über die Kompetenz, einen befremdenden Blick von außen auf das eigene Feld zu richten. Gerade die hohe Praxisverwobenheit des Lehrens und Erziehens und damit einhergehend ein erhöhter Handlungsdruck sowie eine lehramtsspezifische „Parteilichkeit“ (für die eigenen Institution; Person; eigene didaktische Grundsätze) sind notwendigerweise Bestandteile eines professionellen Habitus. Während mit Lüders fallrekonstruktiv Forschenden die Gewissheit fehlen muss, ob die vorgeschlagenen Interpretationen und Lesarten denen des Feldes entsprechen, mangelt es Lehrkräften durch ihre intensive Einbindung in das Feld an reflexiven Strategien der Befremdung. Ein Austauschprozess durch Feedback eröffnet für „beide Seiten“ Möglichkeiten, die Feldgebundenheit des eigenen Standpunktes zu reflektieren. Im gegenseitigen Austauschprozess werden deswegen auch nicht Befunde ethnographischer Forschung von Lehrkräften entweder bestätigt oder verworfen, vielmehr sollte der Prozess selber gemeinsam reflexiv bearbeitet werden. In diesem Sinne es u.E. notwendig, den Feedbackprozess selber zum Element wissenschaftlicher Arbeitsweise zu machen.

Anmerkungen

- 1 Erving Goffman nennt als Perspektive von Ethnografie: „Es geht [...] nicht um Menschen und ihre Interaktionen, sondern um Interaktionen und ihre Menschen“ (Goffman 1999, S. 9).
- 2 Repertoire, Möglichkeiten und Grenzen verschiedener ethnographischer Zugänge finden sich an anderem Ort (z.B. bei Zinnecker 1995, 2000; Hirschauer/Amann 1997) ausführlich beschrieben und sollen an dieser Stelle nicht wiederholt werden.
- 3 An dieser Stelle zeigt sich, dass bei einem mehrjähriges Vorhaben, einige Wechsel in der Schule passieren können, die die enge Bindung der eigentlichen Feldphasen merklich auflösen: die an dem Projekt sehr interessierte Schulleitung hatte gewechselt, die neue Schulleitung deutlich weniger Bezug zu dem Forschungsprojekt, einige zentrale Lehrkräfte hatten die Schule verlassen, die beobachteten Jahrgänge befanden sich bereits in der Abitursphase und waren dabei, die Schule zu verlassen etc.
- 4 Dies lässt sich – analog zum *going native* – als *making native* charakterisieren. *Making native* beschreibt analog den Prozess, indem die Beforschten die Forschenden zum Teil des Feldes machen.
- 5 Möglicherweise trug zu diesem Eindruck auch bei, dass verschiedene beteiligte KollegInnen auch in anderen Fachgruppen zusammenkamen und die Austauschmöglichkeit dort, wenn auch unter etwas anderem Fokus, bereits nutzen konnten.
- 6 Forschende, die sich „außerhalb“ des untersuchten Feldes stellen, installieren eine asymmetrische soziale Beziehung, da sie die Erforschten zum Objekt ihres Erkenntnisinteresses machen und ihre eigene subjektive Verwobenheit zu minimieren versuchten.
- 7 Die beschriebene Methode der „Fach-Images“ als ein Zugang, SchülerInnenpositionen auf eine andere Art einzubeziehen, hat sich u.E. als durchweg konstruktiv und inhaltlich bereichernd herausgestellt. Nicht zuletzt durch das starke Ernstnehmen der Lernenden als ExpertInnen bietet sich darüber die Möglichkeit, Forschungsfragen auch auf verschiedenen Ebenen querschnittlich einzuflechten – und somit den Diskurs an den Schulen automatisch fortzuschreiben. Inwieweit SchülerInnen auch in Rückmeldeverfahren einbezogen werden können, bei denen von Seiten der Forschungsteams Ergebnisse präsentiert werden können, ist noch eine offene Frage.

Literatur

- Amann, K./Hirschauer, S. (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M., S. 7–52.
- Bohnsack, R. (2008): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7. durchges. und aktualisierte Aufl. Opladen.
- Bourdieu, P. (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt a.M.
- Breidenstein, G. (2008): Schulunterricht als Gegenstand ethnographischer Forschung. In: Hünersdorf, B./Maeder, C./Müller, B. (Hrsg.): Ethnographie und Erziehungswissenschaft. Methodologische Reflexionen und empirische Annäherungen. Weinheim/München, S. 107–120.
- Bourdieu, P./Wacquant, L. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt a.M.
- Budde, J. (2005): Männlichkeit im gymnasialen Alltag. Bielefeld.
- Budde, J./Scholand, B./Faulstich-Wieland, H. (2008): Geschlechtergerechtigkeit in der Schule. Eine Studie zu Chancen, Blockaden und Perspektiven einer gendersensiblen Schulkultur. Weinheim/München.
- Faulstich-Wieland, H./Willems, K./Feltz, N./Freese, U./Läzer, K. L. (2008): GENUS – geschlechtergerechter naturwissenschaftlicher Unterricht in der Sekundarstufe 1. Bad Heilbrunn.
- Faulstich-Wieland, H./Weber, M./Willems, K. (2004): Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen. Weinheim/München.
- Feltz, N./Willems, K. (2008): Fach-Images“ – Fotointerviews als intervenierende und geschlechtergerechte Forschungsmethode. In: Verein der Förderer der Schulhefte (Hrsg.): Technik – weiblich! Analysen zu mädchen- und frauenzentrierten Fördermaßnahmen im Bereich von Technik und Naturwissenschaft. Schulheft 128. Innsbruck, S. 101–120.
- Friebertshäuser, B. (1997): Feldforschung und teilnehmende Beobachtung. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München, S. 503–534.
- Geertz, C. (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt a.M.
- Goffman, E. (1999): Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation. 5. Aufl. Frankfurt a.M.
- Güting, D. (2004): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Unterricht. Ethnographische Analysen alltäglicher Inszenierungspraktiken. Bad Heilbrunn.
- Helsper, W./Böhme, J./Kramer, R.T./Linkost, A. (1998): Entwürfe zu einer Theorie der Schulkultur und des Schulmythos – strukturtheoretische, mikropolitische und rekonstruktive Perspektiven. In: Keuffer, J./Krüger, H.H./Reinhardt, S./Weise, R./Wenzel, H. (Hrsg.): Schulkultur als Gestaltungsaufgabe. Weinheim, S. 29–75.
- Lüders, C. (1995): Von der teilnehmenden Beobachtung zur ethnographischen Beschreibung. In: König, E./Zedler, P. (Hrsg.): Bilanz qualitativer Forschung. Band II: Methoden. Weinheim, S. 311–342.
- Lüders, C. (2003): Beobachtungen im Feld und Ethnographie. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg, S. 384–401.
- Muchow, M./Muchow, H. (1935): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Hamburg.
- Oester, K. (2008): „Fokussierte Ethnographie“: Überlegungen zu den Kernansprüchen der Teilnehmenden Beobachtung. In: Hünersdorf, B./Maeder, C./Müller, B. (Hrsg.): Ethnographie und Erziehungswissenschaft. Methodologische Reflexionen und empirische Annäherungen. Weinheim/München, S. 233–244.
- Rieger-Ladich, M./Friebertshäuser, B./Wigger, L. (2006): Reflexive Erziehungswissenschaft: Stichworte zu einem Programm. In: Friebertshäuser, B./Rieger-Ladich, M./Wigger, L.

- (Hrsg.): Reflexive Erziehungswissenschaft. Forschungsperspektiven im Anschluss an Pierre Bourdieu. Wiesbaden, S. 9–19.
- Steinke, I (2003): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, 2. Aufl. Reinbek bei Hamburg, S. 319–331.
- Willems, K. (2007): Schulische Fachkulturen und Geschlecht. Physik und Deutsch – natürliche Gegenpole? Bielefeld.
- Willems, K./Feltz, N. (2008): „Überall steckt alles voller Physik.“ – Aussagen und „Fach-Images“ von Schülerinnen und Schülern zu Physik. In: Faulstich-Wieland, H./Willems, K./Feltz, N./Freese, U./Läzer, L. (Hrsg.): Geschlechtergerechter naturwissenschaftlicher Unterricht in der Sekundarstufe 1 – eine praxisorientierte Handreichung. Bad Heilbrunn, S. 71–92.
- Zinnecker, J. (1995): Pädagogische Ethnographie. Ein Plädoyer. In: Behnken, I./ Jaumann, O. (Hrsg.): Kindheit und Schule. Kinderleben im Blick von Grundschulpädagogik und Kindheitsforschung. Weinheim/München, S. 21–38.
- Zinnecker, J. (2000): Pädagogische Ethnographie. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 3. Jg., H. 3, S. 381–400.

Aline Deinert

„Willst du eigentlich ma wissen, ob ich ein Auto hab?“ – Qualitative Interviews mit Vier- und Fünfjährigen

“Will you really even know if I have a car?” – qualitative interviews with four and five year olds

Zusammenfassung:

Den Schwerpunkt des vorliegenden Beitrags bildet die Auseinandersetzung mit der Anwendung qualitativer Interviews bei Kindern im Vorschulalter. Im Bereich der qualitativen Sozialforschung existieren bislang nur wenige Studien, die Kinder dieses Alters in die Erhebungen einbeziehen. Weitaus seltener finden sich darüber hinaus Veröffentlichungen, die sich mit methodischen Fragen und Erfahrungen aus der Forschungspraxis beschäftigen. Vielmehr scheinen sich die vielfach in der Fachliteratur postulierten Einwände gegen die Befragung von Kindern hemmend auf die für solche methodischen Auseinandersetzungen notwendige empirische Praxis auszuwirken.

In diesem Beitrag werden, auf der Grundlage einer eigenen Untersuchung und Durchführung qualitativer Interviews mit Vier- und Fünfjährigen, methodische Erkenntnisse aus der Anwendung und Schlussfolgerungen für die empirische Praxis dargestellt. Ziel einer solchen Analyse ist die Irritation verhärteter Defizitannahmen über die Möglichkeiten, jüngere Kinder als kompetente Forschungspartner in die Untersuchung einzubeziehen.

Schlagworte: Kindheitsforschung, Qualitative Interviews, frühe Kindheit, Forschungspraxis, Forschungsmethoden

Abstract:

The main emphasis of this paper is placed on the use of qualitative interviews with children of pre-school age. Until now, in the field of qualitative social research only very few studies that include children of this age in the collection of data have been conducted. Beyond that, there are even less publications concerning methodical questions and practical experience of research in this field. In fact, objections often raised to interviewing young children seem to hamper empirical research experience which is essential for further debates about methodical questions.

Based on a study and the use of qualitative interviews with four and five-year-old children this paper presents the methodical findings of the practical experience and attempts to formulate implications for further empirical research. It aims to analyse possible ways to involve even young children as competent participants in social research projects and thus disprove the often claimed defects of this kind of research.

Keywords: childhood research, qualitative interviews, early childhood, research methods, research experiences

1 Vier- und Fünfjährige als Forschungspartner

Die Erforschung von Kindern und Kindheit erfolgte bis in die 1980er Jahre primär aus einer entwicklungspsychologischen Perspektive. Insbesondere seit Mitte des 20. Jahrhunderts dominierten in der Forschung diesbezüglich quantitative Forschungsverfahren und man beschränkte sich zumeist auf Fragen, beispielsweise nach den messbaren Bildungserfolgen von Kindern, die am besten durch die Anwendung verschiedener Test beantwortet werden konnten (vgl. Walsh/Tobin/Graue 1993).

Seit den 1980er Jahren hingegen ist in der Kindheitsforschung verstärkt ein sozialwissenschaftliches Interesse an der Lebenswelt und subjektiven Sicht der Kinder zu verzeichnen. Dem Einsatz qualitativer Erhebungsverfahren wurde dabei zunehmend Bedeutung zugesprochen (vgl. Krüger/Grunert 2006, S. 16). Beispielsweise kann durch die Anwendung qualitativer Interviews „im Forschungsprozeß Offenheit für die Sinn- und Regelsysteme der Kinder hergestellt werden“ (Heinzel 2003, S. 399), was eine grundlegende Bedingung für die Erschließung der subjektiven Sichtweise von Kindern oder deren individuellen Lebenserfahrungen darstellt (vgl. ebd.). Im Zuge der Entwicklung und Ausdifferenzierung einer neuen sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung wurden Kinder zunehmend selbst als Forschungs- bzw. Gesprächspartner in die Untersuchungen einbezogen (vgl. Fuhs 2000, S. 88). Für den Bereich der frühen Kindheit ist diese Entwicklung jedoch nicht analog verlaufen. Obwohl diese Kindheitsphase in den vergangenen Jahren vermehrt Aufmerksamkeit in der sozialwissenschaftlichen Literatur und Forschung erlangte, insbesondere bezogen auf den Bereich der Frühpädagogik und die vorschulischen Bildungs- und Betreuungsinstitutionen, finden sich nur sehr wenige Untersuchungen, in denen Kinder selbst befragt und in die Forschung einbezogen werden. Vielmehr erweist sich die Befragung Erwachsener aus dem Umfeld der Kinder, wie Eltern oder Erzieher aus den Tageseinrichtungen, nach wie vor als üblich. Da in der qualitativen Forschung die Lebens- und Erfahrungswelten sowie Deutungsmuster aus der Sicht handelnder Menschen im Fokus stehen (vgl. auch Flick 2007), ist die stellvertretende Befragung von Personen jedoch keinesfalls ausreichend und auch Kinder müssen selbst zu ihrer Wahrnehmung und ihren Erfahrungen befragt bzw. untersucht werden.

Die Vermeidung der Durchführung qualitativer Interviews mit den Kindern selbst und die Befragung Erwachsener stattdessen, könnten primär mit einer vorherrschenden negativen und kritischen Einschätzung der Befragungsmöglichkeiten jüngerer Kinder¹ in der empirischen Sozialforschung zusammenhängen (vgl. auch Roux 2002, S. 83f.). In den (wenigen) Diskussionen über die Anwendung mündlicher Befragungen bei (jüngeren) Kindern bilden in erster Linie die Kompetenzen der Kinder den Fokus und abgeleitete Defizite werden pointiert. In der Forschungsliteratur sind gegenwärtig jedoch kaum Arbeiten zu finden, in denen eigene forschungspraktische Erfahrungen dargestellt und analysiert werden (als Ausnahme vgl. z.B. Nentwig-Gesemann 2002, 2010 bezogen auf Gruppendiskussionen). Selbst in zentralen Handbüchern zur qualitativen Sozialforschung (z.B. Friebertshäuser/Prengel 2010; Flick/von Kardorff/Steinke 2007; Heinzel 2000) existieren kaum methodische Auseinandersetzungen mit der Befragung von Kindern bzw. beziehen sich diese ausschließlich auf ältere Kinder, während jüngere Kinder diesbezüglich unberücksichtigt bleiben (vgl. auch Mey 2003, S. 712).

Um die qualitative Forschung mit Kindern weiterentwickeln zu können, ist eine Erweiterung des bisher angewendeten Methodenrepertoires sowie eine fortwährende Reflexion der empirischen Praxis jedoch zwingend notwendig. Die in dem vorliegenden Beitrag dargestellten Ergebnisse einer methodischen Auseinandersetzung mit der Anwendung qualitativer Interviews bei vier- bis fünfjährigen Kindern, sollen die methodische Diskussion um die Möglichkeiten und Herausforderungen der Befragung von (jüngeren) Kindern anregen und weitere Perspektiven aufzeigen. Als methodische und empirische Grundlage der dazu folgenden Darstellungen fungiert eine Studie, in der qualitative Interviews mit Vier- bis Fünfjährigen zum Thema „Freundschaften bei Kindern“ durchgeführt wurden (vgl. Deinert 2009). Im Vorfeld der Ergebnisdarstellungen erfolgt zunächst ein Überblick über die in der Literatur vorgefundenen Auseinandersetzungen mit der mündlichen Befragung jüngerer Kinder. Anschließend werden die verschiedenen Arten der Durchführungspraxis von qualitativen Interviews im frühkindlichen Bereich systematisiert und die aus den Studien gewonnenen Erfahrungen thematisiert. Den Beitrag schließen ein Resümee der Ausführungen sowie ein Ausblick in die zukünftig noch notwendigen methodischen Auseinandersetzungen.

2 Perspektiven zur Durchführung von Interviews mit jüngeren Kindern

Häufig finden sich in der gegenwärtigen Literatur vor allem Einwände gegen die Durchführung von Interviews mit (jüngeren) Kindern sowie potenzielle Probleme bei der Anwendung dieser Methode. Beispiele dafür sind der „Zweifel am Wahrheitsgehalt der Äußerungen“ (Fuhs 2000, S. 90), die in der Entwicklung begriffene aktive Sprachkompetenz der Kinder, die Annahme eines geringen Erinnerungsvermögen sowie einer hohen Beeinflussbarkeit der Kinder und einer auftretenden sozialen Erwünschtheit bei der Beantwortung von Fragen (vgl. Lohaus 1989; Ulich/Oberhuemer 1993; Fuhs 2000, S. 91f.; Heinzel 2000; Sturzbecher/Großmann 2001). Petermann und Windmann gehen beispielsweise grundsätzlich davon aus, dass Kinder unter sechs Jahren aufgrund „der sprachlichen Probleme“ (Petermann/Windmann 1993, S. 128) von vielen Formen der Erhebung auszunehmen sind. Diese Annahme bestätigt auch Heinzel (2003), wenn sie darauf verweist, dass Kinder unter fünf Jahren aufgrund entwicklungspsychologischer Erwägungen und sprachlicher Schwierigkeiten kaum interviewt werden können (vgl. Heinzel 2003, S. 401; siehe dazu auch Richter 1997, S. 90 sowie Grunert/Krüger 2006, S. 40).

Trotz der häufig erwähnten sowie schnell generalisierten Probleme und Einwände hinsichtlich der Befragung von Kindern liegen diesen nur selten eigene empirische Erfahrungen zugrunde. So ist auch die Anzahl der Veröffentlichungen über konkrete methodische Aspekte und Probleme zur Datenerhebung mit Kindern überschaubar, in denen Erkenntnisse aus den Methodenanwendungen in der Kindheitsforschung systematisch aufgegriffen werden (vgl. Heinzel 2000, S. 24f.). Die vereinzelt auffindbaren methodischen und forschungspraktischen Auseinandersetzungen mit wissenschaftlichen Befragungen von Kindern bezie-

hen sich dann jedoch meist auf die Forschungserfahrungen mit älteren Kindern, d.h. im Bereich der mittleren bis späten Kindheit (vgl. z.B. Heinzel 2003; Lipski 1998; Petermann/Windmann 1993).

Die wenigen Arbeiten aus dem deutschsprachigen Raum, die sich mit methodischen Aspekten der mündlichen Befragung von Kindern unter sechs Jahren befassen, beziehen sich vorwiegend auf (entwicklungs-) psychologische Forschungsarbeiten. Beispiele dafür sind die Auseinandersetzungen von Ines Graudenz (1975) und Arnold Lohaus (1989) deren Grundlage Studien bilden, die standardisierte mündliche Interviews mit jüngeren Kindern durchführten².

Beide Autoren stellten zunächst eine geringe Aufmerksamkeitsspanne bei den befragten Kindern fest und Lohaus (1989) leitete daraus die Notwendigkeit einer möglichst kurzen Interviewdauer oder aber einer Aufteilung des Interviews auf mehrere Tage ab (vgl. Lohaus 1989, S. 132). Lohaus verweist zudem auf die sprachlichen Defizite der Kinder, sowohl hinsichtlich der Sprachproduktion als auch des Sprachverständnisses. Gleichmaßen führt er jedoch aus, dass die auftretenden Missverständnisse während der Interviews oftmals eine untergeordnete Rolle spielten und schnell behoben werden konnten (vgl. Lohaus 1989.). Um altersgerechte Formulierungen der jeweiligen Fragen finden zu können, empfiehlt er weiterhin einen vorgelagerten Aufenthalt in den jeweiligen Institutionen der Kinder, um dadurch das Vokabular, die grammatikalischen Fertigkeiten und die möglicherweise zu erwartenden Schwierigkeiten abschätzen zu können (vgl. Lohaus 1989, S. 133). Auch Graudenz (1975) erachtet es als positiv, wenn sich die Akteure bereits vor der Durchführung des Interviews kennenlernen und die Beziehung zwischen Interviewenden und Interviewten dadurch an Vertrautheit gewinnt. Ihre empirischen Erhebungen mit jüngeren Kindern zeigten, dass sich diese nicht gern von fremden Personen befragten ließen und die Distanz zum Interviewenden z.B. über körperliche Annäherung zu verringern versuchten (vgl. Graudenz 1975, S. 59). Zudem weist sie darauf hin, dass die Fragen kurz und eindeutig zu formulieren seien und keine doppelten Verneinungen sowie Fremdwörter beinhalten dürften, damit das aktive Sprachverständnis der Kinder nicht überfordert sei und Missverständnisse dadurch reduziert werden können (vgl. ebd., S. 60). Während Graudenz im Weiteren eine gewisse soziale Erwünschtheit bei der Beantwortung der Interviewfragen feststellte, konnte diese Beobachtung von Lohaus und weiteren Kollegen in ihren Forschungsvorhaben nicht bestätigt werden. Lohaus schlussfolgert daraus, dass möglicherweise die sehr persönlichen Untersuchungsthemen (wie z.B. das Selbstkonzept des Kindes) in der Studie von Graudenz als Ursache für eher sozial erwünschte Antworten der Kinder gelten können (vgl. Lohaus 1989, S. 415). Graudenz schlussfolgert dennoch aus ihren Betrachtungen, dass eine Durchführung von (standardisierten) Interviews auch bei Kindern unter sechs Jahren grundsätzlich möglich ist³. Lohaus führt abschließend das starke Interesse an einer Teilnahme bei den Kindern, das Bemühen um Genauigkeit sowie eine beobachtbare Ernsthaftigkeit der Kinder bei der Beantwortung der Fragen als überaus positiv an (vgl. ebd., S. 411 und 414). Allerdings gibt er auch zu bedenken, dass die Eignung bestimmter Interviewverfahren und ihre Auswirkungen auf die Beschaffenheit des Datenmaterials in vielen Fällen auf der Ebene von Spekulationen und Vermutungen bleiben müssen, da „[E]mpirisch abgesicherte Aussagen [...] in diesem Bereich kaum anzutreffen [sind]“ (Lohaus 1989, S. 157).

Reflexionen über die Anwendung von *qualitativen* Interviews mit jüngeren Kindern lieferten ansatzweise Tim Rohrmann (1996) und Rudolf Richter (1997).

Beide Autoren widmen sich dabei einem größeren Methodenspektrum, wie auch der teilnehmenden Beobachtung und beziehen sich dabei auf Forschungserfahrungen mit jüngeren und älteren Kindern. Differenziert man den Zusammenhalt verschiedener Studien hinsichtlich der Altersgruppen fällt auf, dass sich die zitierten Erfahrungen aus der Anwendung von Interviewverfahren primär auf die Altersspanne der mittleren Kindheit beziehen. Als einziges Forschungsbeispiel, in welchem tatsächlich Interviews mit vier- und fünfjährigen Kindern geführt wurden, führt Rohrmann (1996) in seinen Ausführungen die Studie von Ulich und Oberhuemer (1993) an, welche mit einer Untersuchung zu Familienbildern durchaus aufschlussreiche Befunde anhand von qualitativen Interviews erzielen konnte (vgl. Rohrmann 1996, S. 52). Richter hingegen erklärt, dass es generell schwer sei mit Kindern (selbst älteren) ein Gespräch zu führen, welches thematisch offen ist und den Befragten die Steuerung des Forschungsprozesses überlässt. Gelingt aber die Herstellung eines Vertrauensverhältnis zwischen den Forschungspartnern und die befragten Kinder können dadurch frei erzählen und ihr eigenes Relevanzsystem entfalten, so folgen sie jedoch nicht bereitwillig den von den Erwachsenen vorgegebenen Gesprächsstrukturen und Themen (vgl. Richter 1997, S. 79). Damit widerspricht Richter jedoch dem wichtigen Kriterium qualitativer Forschung nach Offenheit, welches er anfangs selbst hervorhebt

„Offenheit bedeutet hier vor allem, daß die Forschung nicht durch Vorannahmen gesteuert wird und daher nur das zur Sprache kommt, was dem Forscher wichtig erscheint. Sie besagt, daß es möglich sein muß, auf die Untersuchungspersonen zu reagieren und im wesentlichen diese selbst den Forschungsprozeß steuern zu lassen“ (Richter 1997, S. 76f.).

Abschließend zieht er jedoch den Schluss, dass offene Interviews keine besonders geeignete Methode der Kindheitsforschung sind und erachtet den Einsatz narrativer Interviews im Vorschulbereich als ausgeschlossen (vgl. Richter 1997, S. 79 u. 90)⁴.

In den hier dargestellten Auseinandersetzungen mit der Anwendung von Interviews bei jüngeren Kindern werden meist die Kompetenzen bzw. Defizite der Kinder thematisiert. Im Kontrast dazu fällt beim Blick auf internationale Forschungen auf, dass diese Arbeiten über methodische Herausforderungen bei der Durchführung von Interviews mit Kindern stärker die erforderlichen Kompetenzen der Interviewenden und mögliche Schwierigkeiten und Herausforderungen durch die Interviewenden thematisieren (vgl. z.B. Brooker 2007).

Brooker (2007) verweist beispielsweise darauf, dass die in der Literatur häufig angeführten Kompetenzdefizite jüngerer Kinder im Allgemeinen vielmehr die Begrenzungen der interviewenden Personen darstellen und auch jüngere Kinder zuverlässige und informative Befragungspersonen sind (vgl. Brooker 2007, S. 164). Auch Eide und Winger (2005) fokussieren verstärkt auf die einflussnehmenden Kompetenzen der Interviewenden in den Erhebungssituationen, denn „interviewing children demands a special competence“ (Eide/Winger 2005, S. 81). Diese Kompetenz beinhaltet sowohl feste Grundlagen in der Reflexion von Theorie und Praxis als auch Offenheit gegenüber Veränderungen und „Überraschungen“ in der Interviewsituation. Dafür nennen sie weiterführend grundlegende Faktoren, auf die sie während ihrer Forschungsarbeit stießen und die es vor dem Interview zu beachten gelte. So sollten nicht nur die Eltern, sondern auch die Kinder selbst um Erlaubnis und ihr Einverständnis zum Inter-

view gefragt werden. Dies sei wichtig, um den Kindern ihre Rolle als Forschungspartner im Interview zu verdeutlichen. Dazu gehöre auch dem Kind mitzuteilen, wo das Interview stattfinden wird und ihm zu erklären, was von ihm im jeweiligen Interviewsetting und in seiner Rolle als Experte über seine Lebenswelt erwartet wird (vgl. ebd.). Zusammenhängend damit führen die Autoren aus, dass es trotz der asymmetrischen Beziehung zwischen Kind und erwachsenen Interviewendem möglich sei, eine Beziehung zu formen, welche auf einem gleichberechtigten Status und auf gegenseitiger Akzeptanz basiere. Dafür müsse der Interviewende das Interview gut vorbereiten und dem Kind notwendige Informationen über dessen Durchführung und seine Rolle darin geben. Dem Kind sollte verdeutlicht werden, dass es als einzige Person Auskunft über seine Lebenswelt geben und auf die Fragen antworten kann. (vgl. ebd., S. 80f.). Damit einhergehend sei es bedeutsam, dass der Interviewende auch nie Fragen stellt deren Antworten er selbst bereits kennt (vgl. ebd., S. 84). Ebenso wichtig wie die Vorbereitungen sei auch der Beginn des Interviews, welcher gut geplant sein müsse, damit sich das Kind wohl fühlt und interessiert ist. Trotz jeglicher Planung kann es gleichermaßen auch notwendig sein zu improvisieren und das Interviewsetting dem zu interviewenden Kind anzupassen. Dies betrifft natürlich auch den Leitfaden des Interviews, welcher vorher zwar gut geplant sein, im Interview aber auch auf unterschiedliche Weise und flexibel eingesetzt werden sollte (vgl. ebd., S. 83). Auch Brooker (2007) verweist darauf, dass die Vorbereitung des Interviews bei jüngeren Kindern umso sorgfältiger geschehen müsse, damit sich die Kinder mit einem Minimum an Stress oder Unterbrechung ungehindert äußern können (vgl. Brooker 2007, S. 166). Hinsichtlich der Kommunikationskompetenzen von jüngeren Kindern in der Erhebungssituation geben die Autoren an, dass es sehr förderlich ist, den Kindern das Gefühl der Kontrolle über die Ausrichtung des Gesprächs zu geben oder ihnen das Interesse an ihren Ausführungen zu verdeutlichen (vgl. Eide/Winger 2005; Brooker 2007). Weiterhin reflektiert Brooker, dass offene Fragen den geschlossenen vorzuziehen sind, da sich die Kinder sonst ausgefragt und getestet fühlten und mit Einsilbigkeit reagierten (vgl. Brooker 2007, S. 165).

In Abgrenzung zu den methodischen Reflexionen aus dem deutschsprachigen Raum wird deutlich, dass die Ausführungen dieser Autoren über die methodischen Herausforderungen in der Anwendung qualitativer Interviews bei (jüngeren) Kindern wesentlich weniger die (sprachliche und kognitive) Entwicklung der Kinder als Gesprächspartner und die daraus resultierenden Probleme fokussieren. Im Mittelpunkt stehen hier vielmehr die Gestaltung der Erhebungssituation, die hohe Bedeutung der Anerkennung von Kindern in ihrer Rolle als ernstzunehmende Befragungspersonen und einzige Wissende bezogen auf ihre Lebenswelt sowie ihrer Rechte als Forschungssubjekte. Aber auch die Ermöglichung von Partizipation nicht nur in der Erhebung, sondern im gesamten Forschungsprozess wird dabei immer häufiger diskutiert (vgl. z.B. auch MacNaughton/Smith/Davis 2007).

2 Qualitative Interviews im Forschungsfeld der frühen Kindheit

Die Erhebungspraxis in Studien, in denen qualitative Interviews mit jüngeren Kindern durchgeführt werden, weist erhebliche Unterschiede auf. Diese betreffen vor allem die Wahl des jeweiligen Interviewsettings, welche natürlich stark von vorab angenommenen und in der Literatur auffindbaren Problemen und Schwierigkeiten bezüglich der Anwendung beeinflusst ist. Systematisierungen der verschiedenen Arten von eingesetzten Interviewverfahren stellten bislang sowohl Heinzel (1997; 2003) als auch Fuhs (2000) für die Kindheitsforschung auf. Diese beziehen sich jedoch in erster Linie auf Studien, in denen Kinder der mittleren bis späten Kindheit befragt wurden und sind daher nur bedingt auf den Bereich der frühen Kindheit anwendbar (siehe dazu ausführlicher Deinert 2009). Für die Forschungspraxis mit jüngeren Kindern zeigt sich ein wesentlich größerer Variantenreichtum der jeweiligen Erhebungssettings.

Zuerst ist hier eine Differenzierung in der Durchführung von Interviews *mit* Kindern und *über* Kinder sinnvoll. Bei Ersterem werden die Kinder selbst als Forschungspartner in die Interviewerhebungen einbezogen und bei Letzterem dienen die Eltern oder andere erwachsene Bezugspersonen als Befragungspersonen für jene Kinder. Die „stellvertretende“ Befragung Erwachsener nutzte beispielsweise die AWO-ISS Studie über die Auswirkungen familiärer Armut auf Vorschulkinder von Hock/Holz/Wüstendörfer (2000). Als Begründung für dieses Vorgehen führen die Autoren an, dass die „Hauptzielpersonen maximal sechs Jahre alt, also mit qualitativen Interviews im klassischen Sinne nicht zu erreichen“ sind (Hock/Holz/Wüstendörfer 2000, S. 19). Zusätzlich wiesen sie auf die in der Literatur auffindbaren Schwierigkeiten bei der Befragung von Kindern hin: das Nachlassen der Konzentrationsfähigkeit, die Scheu vor fremden Personen bzw. eine benötigte längere Aufwärmphase sowie die sprachlich-kognitive Überforderung mit vielen Fragestellungen (vgl. ebd.).

Die Durchführung qualitativer Interviews mit den Kindern selbst unterscheidet sich zunächst hinsichtlich des Einsatzes teilstandardisierter oder informeller Erhebungssettings.

Teilstandardisierte Interviews zeichnen sich hierbei durch den Einsatz eines vorab formulierten, meist halbstandardisierten Leitfadens sowie die Durchführung in separaten Räumlichkeiten aus. Die Fragen jener Leitfäden weisen dabei ein Spektrum von geschlossenen bis hin zu thematisch offenen Formulierungen auf. Zudem lassen sich anhand des verschiedenartigen Einsatzes von Erzählanreizen bzw. Erzählstimuli noch zwei Subkategorien teilstandardisierter Interviews für die gegenwärtige Forschungspraxis bestimmen. Einerseits finden sich Interviews die auf einen *sprachlichen Erzählstimuli*, meist in Form offen formulierter Fragen zurückgreifen (vgl. z.B. die Studie von Cooney/Gupton/O’Laughlin 2000; Werner 2000; Dietrich 2001). Andererseits kommen *visuelle Erzählanreize* (in Kombination mit sprachlichen Erzählaufforderungen), wie beispielsweise Schlüsselbilder (vgl. Schnurrer/Pflieger 2008), Filme (Valtin 1991; Hake 2005) oder auch Playmobilfiguren (vgl. Ulich/Oberhuemer 1993), zum Einsatz. Unabhängig des Einsatzes von sprachlichen, visuellen oder situationsbedingten Erzählanreizen spielen aber symbolische oder visuelle *Ausdrucksformen* der Kinder in jeglichen Varianten qualitativer Interviews mitunter eine wichtige Rolle und

fließen in die Erhebung sowie gegebenenfalls in die Auswertung mit ein (vgl. z.B. Cooney/Gupton/O'Laughlin 2000, Sheridan/Williams 2006 sowie Nentwig-Gesemann 2002 bei Gruppendiskussionen).

Im Gegensatz zu den teilstandardisierten Interviews ist die Durchführung der *informellen Interviews* meist an teilnehmende Beobachtungen bzw. ethnografische Situationen gebunden (vgl. z.B. Clark 2005). Daher wird diese Interviewvariante auch öfter als „natürliches Gespräch“ charakterisiert (vgl. z.B. Wiltz/Klein 2001). Als Erzählanreiz dienen dieser Interviewform beobachtete Handlungen oder Interaktionen, wie z.B. Konflikte, die vom Forscher direkt aufgegriffen und zum Gegenstand der Interviews gemacht werden.

Ungeachtet der formalisierten oder informellen Erhebungssettings von Interviews unterscheidet sich die Durchführung dieser außerdem hinsichtlich der Anzahl teilnehmender Kinder. Neben den klassischen Einzelinterviews werden zudem, meist zusätzlich und spontan, Interviews mit mehreren, maximal fünf Kindern als *Gruppeninterviews* durchgeführt (vgl. z.B. Wiltz/Klein 2001; Clark 2005; Sheridan/Williams 2006). Dabei unterscheidet sich jedoch im Rahmen einer Studie zumeist weder der Fragenkatalog noch der Gegenstand dieser Fragen von den durchgeführten Einzelinterviews⁵.

Resümierend können die von den Autoren angegebenen, wenn auch knappen Erfahrungen und Beobachtungen aus ihrer Forschungspraxis als durchaus positiv zusammengefasst werden. In der Studie von Ulich und Oberhuemer, in der Kinder ab vier Jahren über ihre Vorstellungen von Familie befragt wurden, bewiesen die Erfahrungen, dass sich „mit entsprechenden Interviewmethoden und Strategien [...] Kinder ab etwa vier Jahren sehr wohl auf die Interviewsituation einstellen können und auch aufschlußreiche Befunde ermittelt werden“ (Ulich/Oberhuemer 1993, S. 120f.). Auch Schnurrer/Pflieder berichten aus ihrer Forschungspraxis im Rahmen einer Untersuchung mit Kindern über ihre Wahrnehmung der Erzieher, dass Kinder grundsätzlich in der Lage sind, ihre Meinung zu äußern, sofern sie danach gefragt werden (vgl. Schnurrer/Pflieder 2008, S. 134). Weiterhin bestätigte ein gezielter Vergleich der Interviewantworten der befragten Kinder und Erwachsenen deutlich den (häufig bezweifelten) Wahrheitsgehalt dieser Antworten (vgl. ebd.). Cooney/Gupton/O'Laughlin (2000) machten bei ihren Befragungen von Kindern über die Wahrnehmung von Arbeit und Spiel, die Erfahrung, dass einige der Befragten Schwierigkeiten mit jenen Fragen hatten, in denen die Begriffe „play“ und „work“ von den Interviewenden bereits selbst verwendet wurden: „(w)hen probed, the prekindergarten children contradicted the terms play and work, responded with ‚I don't know‘, or attempted a definition with a narrow view of work“. (ebd., S. 168). Diese Erfahrung ist jedoch nicht zwingend als altersspezifisch zu betrachten und verweist möglicherweise vor allem darauf, dass den Befragten zu wenig Raum gelassen wurde ihre Äußerungen in ihrer eigenen Art und Weise darzustellen und die Interviewsituation selbst zu steuern. Die in dem Zitat zum Ausdruck kommende Indexikalität von Begriffen oder Äußerungen ist ein grundlegendes Moment von Kommunikation (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008, S. 29ff.) und besitzt in der qualitativen Forschung einen hohen Stellenwert. Je weniger gemeinsame Erfahrungen zwischen den Kommunikations- und Forschungspartnern bestehen und je unterschiedlicher die kulturellen Hintergründe sind, desto schwieriger gestaltet sich das gegenseitige Verstehen (vgl. ebd.). Dies macht sich die qualitative Sozialforschung methodisch jedoch zu nutze und versteht es als wichtiges Kriterium den Erforschten die Möglichkeit einzuräumen die Sachverhalte in-

nerhalb ihres eigenen Relevanzsystems und in ihrer eigenen Sprache darzustellen (zum methodisch kontrollierten Fremdverstehen siehe Schütze u.a. 1973). Eine andere Taktik wendeten Wiltz und Klein (2001) in ihrer Studie an, in welcher sie mit den Kindern teilstandardisierte Interviews zur ihrer Wahrnehmung von ihren jeweiligen Aufenthaltsräumen der Kindertageseinrichtungen durchführten. Die Interviews mit den Kindern begannen dabei zunächst mit einer Definitionsfrage danach, ob das Kind/ die Kinder den Ort, an dem sie sich befanden, „day care“ oder „school“ nennen würde(n) (vgl. Wiltz/Klein 2001, S. 218). Mit Hilfe solcher vorab gestellten Definitionsfragen sei es möglich, so die Autoren, eine bestimmte Verständigungsbasis zwischen Interviewendem und den interviewten Kindern herzustellen und gravierende erste Missverständnisse zu vermeiden (vgl. ebd.).

Vorzüge bei der Anwendung qualitativer Interviews sieht Dietrich (2005) in der zusätzlichen Durchführung teilnehmender Beobachtungen. Für die Erhebungen im Rahmen ihrer Untersuchung zur Herausbildung von Freundschaften, zeigte sich nach einigen Wochen der Beobachtung ein besseres Verständnis für die Freundschaften der Kinder und diese fühlten sich zudem im Forschungsprozess zunehmend wohler, was wiederum den Interviewsituationen zugute kam (vgl. Dietrich 2005, S. 202).

Zusammenfassend betrachtet fällt zunächst auf, dass das Forschungsfeld der frühen Kindheit in methodischer Hinsicht, insbesondere bezüglich der Anwendung qualitativer Methoden bei Kindern große Forschungsdefizite aufweist. Allerdings dürfen dabei die zum Teil erheblichen Differenzen zwischen dem deutschsprachigen und dem internationalen Raum nicht unerwähnt bleiben. Im internationalen Raum existieren nicht nur quantitativ mehr Studien über jüngere Kinder, sondern die Kinder partizipieren in den empirischen Studien bedeutend häufiger als Forschungspartner, d.h. es wird *mit* den Kindern geforscht, statt ausschließlich *über* sie (vgl. auch Hungerland/Luber 2008, S. 14). Zudem finden sich außerhalb des deutschsprachigen Forschungskontextes umfassendere Auseinandersetzungen mit der Erforschung jüngerer Kinder, auch mit Bezug auf mündliche Befragungen, welche zudem weniger pessimistisch konnotiert sind. Als auffällig erscheint in diesen Forschungsarbeiten vor allem die stärkere Fokussierung auf die (erlernbaren) notwendigen Fähigkeiten der Interviewenden im Gegensatz zur Betonung etwaiger Defizite der Kinder. Systematische Reflexionen der Durchführung qualitativer Interviews sind allerdings auch hier eher selten zu finden.

Daher werden im Folgenden forschungspraktische Beobachtungen und methodische Erkenntnisse aus einer eigenen explorativen Studie⁶ zusammenfassend dargestellt sowie erste Schlussfolgerungen abgeleitet.

3 Erkenntnisse aus einer explorativen Studie

Die hier aufgeführten Ergebnisse zur Anwendung qualitativer Interviews bei Kindern im Alter von vier bis fünf Jahren basieren auf einer eigenen explorativen Untersuchung, im Rahmen derer zwölf Einzelinterviews mit Drei- bis Sechsjährigen erhoben wurden. Die qualitativen Interviews beinhalteten verschiedene erzählgenerierende Fragen zum Thema Freundschaften. Diese Fragen besaßen

zum Teil einen sehr offenen Charakter (z.B. der Einstiegsstimulus: „Erzähl mir doch mal, wie das so mit dir und deinen Freunden ist“) und waren andererseits auch recht konkret formuliert (z.B.: „Hast du dich schon mal mit deinen Freunden gestritten? Erzähl doch mal, wie war das so“). Das gesamte Interviewsetting war bewusst an das in der Sozialwissenschaft übliche Vorgehen bei qualitativen Interviews mit älteren Kindern oder auch erwachsenen Personen angelehnt und beinhaltete beispielsweise keine vorab geplanten spielerischen oder visuellen Erzählanreize (vgl. z.B. Lohaus 1989) oder absichtlich nur sehr geschlossene und konkrete Frageformulierungen (vgl. z.B. Fuhs 2000 oder Schnurrer/Pflieger 2008). Dies diente dazu, das Erhebungssetting und –manual nicht bereits im Vorfeld schon als ein kindspezifisches zu konzipieren und mögliche Besonderheiten bei der Befragung jüngerer Kinder damit nicht mehr rekonstruieren zu können.

Das Hauptaugenmerk der Untersuchung richtete sich bereits zu Beginn auf das methodische und forschungspraktische Erkenntnisinteresse und rückte die Frage ins Zentrum, wie sich die Anwendung qualitativer Interviews bei jüngeren Kindern gestaltet und welche Erträge durch das Erhebungsverfahren bezogen auf den jeweiligen Befragungsgegenstand zu erzielen sind. Für die Ermittlung möglicher inhaltlicher Erträge aus der Anwendung qualitativer Interviews, welche einen ebenso wichtigen Aspekt der methodischen Betrachtung des Erhebungsverfahrens ausmacht, wurden die Interviews hinsichtlich ihrer individuellen Orientierungen bezogen auf die Freundschaften der Kinder mit der dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2007b bzw. Nohl 2008) ausgewertet⁷.

3.1 Begegnungen mit einem auf Narrationen⁸ basierendem Erhebungsinstrument

Zunächst lässt sich für die Mehrheit der ausgewerteten Interviews eine große Erzählfreude und -begeisterung der befragten Kinder konstatieren. Anhand des folgenden Interviewausschnittes lässt sich dies gut veranschaulichen:

- I: hm (2) und hast du mit dein freundn schon mal was erlebt was an was du dich so besonders gut erinnern kannst ,
- J-Em: /na klaaar ,
- I: na erzählste mal? [sehr schnelles Sprechtempo und auffälliges lauterer kurzes Zwischenatmen beim Erzählen]
- J-Em: /also das is aber ganz schön cool nämi-manuel-mein-freund er is ma mitn (.) ein ferng- mit ähh (.) ein insektenglas (...., raus-) gekomm //I: hmh// J-Em: un weißt du was (.) äh als wir geslafd ham ? da hat es-g-ei-gabs ein gewitter ,// I: hmh// J-Em: und da als un als wir- zum piratensiff ga-ham-wir- schnecken gesammelt un am meistn ham wir bergschneckn und (2) und weißt du öäähhh (.) nacktschneckn// I: hmh// J-Em: und die ham wir alle da reingemacht aber ich hab sie (imma) angefasst weil alle-// I: uuh// J-Em: (.) °hach die warn angsthasn .°// I: ☹ (.) ☹// J-Em: aber ich hab sie reingemacht (.) nämich mit einer prinzette und weißt du was ? da ham wir se reingemacht aber- (.) wir ham nich sou viele reingemacht dann hatten die sonst kein platz ar-eine ham-wir-noch-reingemacht die-war aber kleeein aso ham wir noch [...] (Jan-Erik, Z. 18-38)

Noch bevor die Interviewerin ihre Erzählaufforderung „na erzählste ma?“ beendet hat, beginnt Jan-Erik seine Ausführungen zu einem Erlebnis mit seinen Freunden, welches er im Folgenden detailliert und chronologisch ausgestaltet.

Auch bei weiteren befragten Kindern zeigte sich durch die eigenständige Einführung neuer Themen und eine teils umfassende Ausgestaltung dieser eine hohe Erzählbereitschaft. Insbesondere auf die durch die Interviewerin gestellte Frage nach Erlebnissen waren die anschließenden Ausführungen umfassend und ausführlich. Die Thematisierung konkreter Erlebnisse schien für die interviewten Kinder bisweilen kaum kompliziert und die einzelnen Ausführungen nahmen dabei, verglichen beispielsweise mit der Darstellung von Freundschaftskonstellationen, an Umfang zu. Ein weiteres Beispiel dafür, stellt der Anfang des Interviews mit einem vierjährigen Mädchen namens Antonia dar:

- I: *un erzähl mir doch mal wie das so mit dir un dein freundn is*
 Af: *(.) "hm" (6 Sekunden Pause) weiß ich nich*
 I: *(4) aso (.) is ja auch **gar** nich so leicht (.) erzähl einfach ma wie das so is mit dir un dein freundn was ihr so zusam **macht** ? oder erlebt*
 Af: *(3) weißt du (.) schon ma hatt ich*
 I: */hm*
 Af: *(2) mit meiner schwester mich gestrittn (Antonia, Z. 1-8)*

Auf die zunächst sehr offene und abstrakte Einstiegsfrage kann Antonia das Thema nicht weiter ausgestalten, was sie nach einer längeren Pause auch für die Interviewerin expliziert („**weiß ich nich**“) und eine ausführlichere Antwort damit zunächst verweigert. Mit der anschließenden Konkretisierung der Einstiegsfrage auf Erlebnisse und Praxen mit ihren Freunden ist es Antonia nun möglich weiter auszuführen. Auch die erzähltheoretische Studie von Becker (2005) verweist beispielsweise darauf, dass die Erlebniserzählung insbesondere bei Kindern im Alter von fünf Jahren den höchsten Strukturierungsgrad aufweist und damit auch die am meisten entwickelte Erzählform in diesem Alter darstellt (vgl. Becker 2005, S. 117). Als Vergleichsdimensionen standen im Rahmen jener Untersuchung neben der Erlebniserzählung, das Erzählen einer Bildergeschichte, einer Phantasiegeschichte und eines Märchens im Fokus. Für die Erlebniserzählung wurde den Kindern als Erzählstimulus anfangs eine kurze Geschichte vorgelesen und anschließend forderten die Forscher sie auf ein eigenes Erlebnis zu erzählen, welches dem vorgelesenen Geschehen ähnelte (vgl. ebd.).

Als auffällig in einigen der ausgewerteten Interviews erwies sich jedoch, dass die jeweiligen Erlebniserzählungen der befragten Kinder teilweise keine präzisen zeitlichen Markierer beinhalteten und die Erlebnisse daher für den Interviewenden nicht genau zeitlich zu verorten waren. Aufgrund der inhaltlichen Ausgestaltung geschilderter Erlebnisse sowie kurzen Anmerkungen, beispielsweise zur Jahreszeit, konnten die Erlebnisse häufig dennoch bei der Auswertung zeitlich kontextuiert werden. Dabei zeigte sich zudem, dass diese geschilderten Erlebnisse über einen längeren Zeitraum erinnert wurden und die entsprechenden Erlebniserzählungen darüber hinaus chronologisch strukturiert waren.

Bei dem Großteil der erhobenen Interviews stellt sich der Umgang mit den erzählgenerierend formulierten Erzählstimuli, beispielsweise zu Beginn „*also erzähl mir doch mal, wie das so mit dir und deinen Freunden is*“ als sehr markant heraus⁹. Diese Frage löste bei den meisten der befragten Kinder zunächst eine Bewertung, häufig mit dem Adjektiv „schön“, aus. Aber auch andere Fragen dieser Art wurden im gleichen Modus beantwortet: „*I: wie war das so als du bei simon warst ? // Mm: cool [...], d. A.*“ (vgl. Interviewverlauf Max; Zeit 650-656) oder „*I: erzähl doch ma davon wie warn das ? // Em: gut ja [...], d. A.*“ (vgl.

Interviewverlauf Elias; Zeit 1435-1437). Während diese Fragen von der Interviewerin als Erzählaufforderung intendiert waren und auf die Thematisierung eigener Erfahrungen abzielten, fassten die Interviewten diese zunächst als Frage nach einer Einschätzung oder Bewertung ihrer Freundschaften bzw. Erlebnisse, und damit deutlich allgemeiner auf. Dies ist dabei vor allem der Doppeldeutigkeit in der Frageformulierung durch das Fragewort „Wie“, welches häufig Einschätzungen und Bewertungen einfordert, zuzuschreiben. Die dieser Frage auch implizite Erzählanregung wurde dabei zunächst nicht aufgegriffen und somit kam es nicht unmittelbar zur Ausführung von Erlebnissen oder Erfahrungen. Allerdings erfolgten in der Regel im Anschluss an die Bewertung eigenständig weitere Ausführungen zu den jeweiligen Themen. Darauf könnte sich die bereits konstatierte recht hohe Erzählbereitschaft der Interviewten ausgewirkt haben. Des Weiteren ließe sich ableiten, dass die diesen Fragen auch innewohnende Erzählaufforderung nicht in erster Linie ausschlaggebend für das eigenständige Thematisieren ihrer Erlebnisse und Erfahrungen war. Dies kann an dieser Stelle jedoch nur vermutet und muss als eine wichtige weiter zu bearbeitende Frage offen gelassen werden. Hierfür wäre eine weitaus umfangreichere Analyse der Antwortschemata in Bezug auf die Frageformulierungen über weitaus mehr Fälle hinweg notwendig, die aber in Anbetracht der geringen Fallzahlen im Rahmen der explorativen Studie nicht geleistet werden konnte.

Eine andere sprachliche Auffälligkeit ist die Verwendung von Formulierungen wie „und weißt du was“ (Jan-Erik, u.a. Z. 29) oder „weißst du ? ich sag dir mal was“ (vgl. Interviewverlauf Fritz; Zeit 316). Obwohl sich diese Frage direkt an die Interviewende richtet, wird eine mögliche verbalisierte Antwort nicht abgewartet. Diese rhetorische bzw. ritualisierte Frage dient vielmehr der expliziten Ankündigung einer neuen Themenausführung und stellt, wie bei den oben angeführten Beispielen deutlich wird, ein Signalelement dar, welches in erster Linie die Aufmerksamkeit des Gegenübers einfordern soll. Zusätzlich wird dabei aber auch eine besondere Spannung aufgebaut und die im Anschluss folgende Ausführung als besonders beachtenswert markiert. Weiterhin wird die Interviewerin mit dieser Frageformulierung und Rückversicherung der Aufmerksamkeit direkt in den Verlauf der Ausführungen einbezogen. Hierbei erweisen sich die befragten Kinder als kompetente Gesprächspartner, die sich auf ihre Zuhörer beziehen, deren Aufmerksamkeit explizit einfordern und ihre Ausführungen eigenständig strukturieren und ausgestalten.

Eine deutlichere Bezugnahme auf die Interviewerin in den Ausführungen der Interviewten zeigt sich beispielsweise in dem Interview von Sophia: „Sf: un außerdem hasst die alle mädchen (.) un alle mädchen haut sie// I: hm// un ich möchte nich das-sie so was macht// I: hmh// un was is-was wies bei dir?“ (Sophia, Z. S. 142-146). Einerseits wird die Interviewerin hierbei in die Ausführungen direkt einbezogen, indem diese nun ihre eigene Perspektive darstellen soll. Damit wird von Sophia ein Erfahrungsaustausch und Dialog provoziert. Andererseits wird dadurch auch die anfangs ausgehandelte Rollenverteilung, zwischen den Interviewten als einzige Auskunftsperson und der Interviewerin als „unwissende“ Fragende, aufgeweicht. Zusätzlich wird hier bei Sophia, aber auch anhand anderer Interviews deutlich (vgl. z.B. Interview mit Fritz in Deinert 2009, S. 102), dass die Befragten ein großes Interesse an der Mitgestaltung der Situation sowie über den weiteren Verlauf des Interviews besitzen.

Eine Einflussnahme auf das Geschehen zeigt sich weiterhin bei Carolin, die der Interviewerin an einigen Stellen direkte Frageoptionen vorschlägt und dadurch

den weiteren Interviewverlauf eigenständig bestimmt: „I: uund kannst du mir mal erzähl'n wie das zum beispiel so is wenn du morgens hier in die gruppe kommst was was isn da so ? // Cf: (4) willst du eigntlich ma wissn ob ichn auto hab ?“ (Carolin, Z. 162-164) oder: „I: und hattest du schon ma [...] mit dein freundn was erlebt an was du dich besonders erinnern kannst ? (.) [...] // Cf: (.) ähm (4) ich hab noch nichts erlebt ? aber ich kann mir was ? **wünschen** ? un-s dir erzähl'n // I: na mach ma // Lf: also ich möchte immer ? das jan-erik ? und frieda ? und lotta bei mir **schlafn** // I: ahaa hmh // Lf: das möcht ich und dann könn wir nämich **frühs** mit mein **legozeug** spieln“ (Carolin, Z. 39-46; Auslassungen, d. A.). Carolin fordert hier explizit ein den Gesprächsverlauf eigenständig zu strukturieren und selbstbestimmt, innerhalb ihres Relevanzsystems, Themen ausführen zu können.

Bei der dokumentarischen Auswertung und Interpretation (vgl. Bohnsack 2007b; Nohl 2008) der erhobenen Interviews fielen Passagen auf, bei denen der *immanente Sinngehalt* des Gesagten nicht erschlossen werden konnte. Die Ursachen dafür lagen einerseits auf einer sprachlichen Ebene begründet. So konnte der Inhalt des Gesagten von den Interpreten durch Satzabbrüche, unverständliche Stellen sowie Auslassungen im Transkript nicht ausreichend nachvollzogen werden. Andererseits setzten die Interviewten in ihren Erlebnisdarstellungen zuweilen Kenntnisse bei der Interviewerin voraus, welche primär in ihrem eigenen Erfahrungsraum eingelagert und der Interviewerin sowie den Interpreten daher nicht zugänglich sind. Dahinter ist jedoch nicht zwingend eine Altersspezifik zu vermuten, sondern einhergehend mit der Indexikalität sprachlicher Äußerungen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008) kann dies für Interviewte jeglichen Alters gelten¹⁰. Analog dazu, verweist Fritz Schütze auf die Bedeutung der Nachfragen durch den Forscher, welche das „tangentielle Erzählpotential, das [...] an Stellen mangelnder Plausibilisierung [...] angedeutet ist“ ausschöpfen sollen (Schütze 1983, S. 285).

Erschwerend wirkte sich somit das Fehlen geeigneter immanenter Nachfragen durch die Interviewerin aus. Dadurch hätten die Interviewten ihre Erzählungen detaillieren und ihre jeweiligen Bedeutungshorizonte ausführlicher explizieren können. Insbesondere wenn die Zusammenhänge ihrer Ausführungen in der jeweiligen Situationen vom Interviewenden nicht unmittelbar erfasst werden können, ist die Platzierung erzählgenerierender und offener Nachfragen von großer Bedeutung:

I: ☉ (.) ☉ ja okay (.) hmh prima (.) und sag mal wie muss denn ein kind sein, dass du gern zum freund hättest

J-Em: (.) uoooooff (.) na ein der immer sur sule geht ? uoooooh (.) hm er is nich mein freund .

I: wer isn das ? zur schule ?

J-Em: **ich kenn nich den nam** er is ja au-nich mein freund

I: _____lachso

J-Em: ich **hätt** ihn gern zu freund [...](Jan-Erik, Z. 135-142)

Die Interviewerin formuliert anfangs eine Frage im Konjunktiv, die auf jene Eigenschaften von potentiellen Freunden abzielen, welche aus Sicht des Befragten für die Konstitution einer Freundschaft bedeutend sind. Daraufhin führt der Interviewte hier eine real existierende Person ein, mit welcher er tatsächlich gern befreundet wäre. Seine anfängliche Ausführung „ein der immer sur sule geht ?“ könnte zunächst darauf verweisen, dass er es an anderen Freunden besonders schätzt, wenn sie bereits zur Schule gehen und somit auch älter sind. Dass sich

diese Ausführungen jedoch auf eine konkrete Person beziehen, wird anschließend klar („*er is nich mein freund*“) und irritiert die erwähnte Annahme. Diese Irritation wird auch seitens der Interviewerin und ihrer Reaktion auf Jan-Eriks Ausführungen dadurch ersichtlich, dass sie anschließend eine eher rudimentäre Nachfrage platziert, die zur Aufklärung beitragen soll: „*wer isn das? zur schule?*“. Die Knappheit und der schlagwortartige Charakter dieser Nachfrage verweisen auf die Unklarheit und auch Verwirrung über Jan-Eriks Antwort, welche für die Interviewerin nicht einzuordnen ist. Ihr gelingt damit keine geeignete Nachfrage, die weitere Ausführungen und Erläuterungen des Interviewten hervorlockt. Stattdessen fasst er diese als Aufforderung auf, konkretere Informationen über jene Person zu geben, was er jedoch nicht leisten kann und mit Nachdruck für die Interviewerin expliziert, „*ich kenn nich den namm er is ja au-nich mein freund*“.

In dieser Passage wäre eine sehr offene Erzählaufforderung, wie z.B. „erzähl mir doch bitte noch mehr darüber“ vorteilhafter gewesen und hätte dem Befragten nicht sofort detaillierte Kenntnis über diese Person unterstellt und ihn damit zur Rechtfertigung seiner Unkenntnis gezwungen.

Eine große Rolle spielt in der Erhebungssituation daher auch das Vertrauen des Interviewenden in die Kompetenz der befragten Kinder Gespräche zu führen, diese selbstständig zu strukturieren und deren Inhalte selbstbestimmt darzustellen. Nur dadurch wird es für den Interviewenden möglich, den befragten Kindern in der Erhebungssituation genügend Raum für die eigenständige Entfaltung relevanter Themen und Strukturierung ihrer Ausführungen zu geben.

3.2 Performative bzw. nicht-stimmliche Kommunikation

In einigen der erhobenen Interviews kam es während der Erhebungssituation zu einer Besonderheit der Kommunikation, welche ein erweitertes methodisches Setting erfordert, da die Interviewten an einigen Interviewstellen auf die Ebene der performativen bzw. nicht-stimmlichen Kommunikation wechselten¹¹. Beispielsweise geschah dies beim Ausführen einer Spielpraxis im Interviewverlauf:

J-Em: (.) äh (3) ish spiel manchma mit mein freundn ; (.) **abeer** rennbahn am
meistn nämish die sin-nämish-so snell un wir wollten ma rennfahrer; (.) re-rennfahrer

I: /hmh

J-Em: wern

I: ahaa [langgezogen]

J-Em: und das-s [lautes Geräusch] un-d äh (.) meistns spiel ich immer das
wei-das so lustlich , iss ;

I: hmh

J-Em: (.) hä? (is nehm-mir auch ne karte) (.) do°och (....)° **hää?** der-steht-ja
auf (.) [Geräusch] uääh der lebt ja noch (Jan-Erik, Z. 8-18)

Die alleinige Audioaufnahme des Interviews stößt hierbei an ihre Grenzen. Obwohl die Spielpraxis an dieser Stelle keinesfalls stimmlos vollzogen wurde, kann der gemeinsame Kontext dieser Ausführungen nicht nachvollzogen werden. Nur unter Rückgriff auf die Situationsprotokolle¹² konnte zumindest angenommen werden, dass es sich hierbei um eine Spielsituation handelt. Keineswegs kann aber die Spielpraxis genauer bestimmt sowie deren konkrete Ausübung erfasst werden. Infolgedessen bleibt auch die tiefere Bedeutung des Spiels, einerseits als Gestaltungselement dieser Situation und andererseits als Ausdrucksmittel,

im Verborgenen. Weiterhin ist nicht endgültig zu erfassen, worauf sich bestimmte Ausführungen Jan-Eriks beziehen, wie beispielsweise: „und das-s [lautes Geräusch] un-d äh (.) meistens spiel ich immer das wie-das so lustlich, iss“;“. Einerseits könnte er damit noch auf die vorhergehenden Ausführungen seiner Spielpraxis mit Freunden (Rennbahn spielen) Bezug nehmen, indem er die vorherige Feststellung wiederholt und nochmals bestärkt („meistens spiel ich immer das“). Andererseits besteht die Möglichkeit, dass Jan-Erik mit dieser Schilderung bereits auf das Spiel verweist, welches er anschließend anfängt zu spielen. „Und das-s“ würde in diesem Fall konkreten Bezug zum Spiel herstellen und wird möglicherweise von Jan-Erik auf einer nichtstimmlichen Ebene (z.B. Fingerzeig) mitgeteilt. Dies wäre allerdings nur mit Hilfe einer Videoaufnahme des Interviews adäquat zu erfassen gewesen. Dass die Spielpraxis im Interview ein wichtiger Aspekt der gesamten Kommunikation ist und eine adäquate Aufzeichnung hier als unabdingbar für die gesamte Auswertung gelten kann, verdeutlicht weiterhin eine Passage aus einem anderen Interview.

- Cf: (2) und (.) ähhhm ähm ähm ähm (.) das hier ? spiel hier is mein lieblingsspiel
 I: das is dein lieblingsspiel?
 Cf: /ja
 I: hm-h
 Cf: (2) und mei- ich hab auch (mühle)?spiel zu hause das is auch ? mein lieblingsspiel.
 I: hmh
 Cf: [knackendes Geräusch, 9 Sekunden] ds-
 I: oh
 Cf: der soll zuhörn
 I: hmh (.) das is gut
 Cf: hör doch mal zu? du dummer **fredl flaps** (.)
 I: ☺
 Cf: (2) °so du dummer° erzähl ma der **frau** was du da **machst** hier (.) der will immer nur schlafen das ne schlafmütze (Carolin, Z. 19-33)

Auch hier lässt sich anhand des Interviewtextes bereits rekonstruieren, dass die Interviewte in die Spielpraxis übergeht (knackendes Geräusch und neun Sekunden Pause) und dabei den Großteil ihrer Ausführungen auf das Spiel bezieht: „**das hier ?** spiel hier is mein lieblingsspiel“. Ihre gleichzeitigen inhaltlichen Aussagen stellen im weiteren Verlauf sogar einen Teil dieser Spielpraxis dar. Dennoch kann auf Basis der Audioaufnahmen und Situationsprotokolle nicht endgültig rekonstruiert werden, was genau im Rahmen des Spielens passiert. Interessanterweise wird dabei eine Spielfigur „**du dummer fredl flaps**“ in die Interviewsituation einbezogen. Dabei versetzt Carolin diese Spielfigur in genau jene Situation, in der sie sich selbst als Interviewte befindet. Sie gibt die Rolle des Erzählers an die Spielfigur weiter und übernimmt die Aufgabe der Erzählanregung („erzähl ma der **frau** was du da **machst** hier“), wie es die Interviewerin auch zu Beginn des Gesprächs tat. Gerade weil das Zurückgreifen auf die Spielpraxis an dieser Stelle sehr stark mit Carolins Ausführungen verbunden ist, verdeutlicht sich hierdurch auch die große Bedeutung, die eine adäquate Erfassung des Szenarios einnimmt. Die Spielpraxis sollte daher als performative Aufführung wahrgenommen werden, die über die stimmliche Darstellung von Inhalten hinausgeht und im Rahmen des Interviews von großer Relevanz ist.¹³ Aber auch für anderweitige nicht-stimmliche Kommunikationsformen wie

beispielsweise zustimmendes Kopfnicken, verneinendes Kopfschütteln oder auch Schulterzucken zu denen es in den Interviews kam, erweisen sich zusätzliche Videomitschnitte als überaus sinnvoll.

Zudem zeigte sich in den Interviews, dass auch andere Inhalte der Interviewerin gelegentlich über Gesten vermittelt wurden und bei der anschließenden Auswertung nur noch schwer nachvollziehbar waren: „I: und die schatzsuche, von der du davor erzählt hattest? ähm warn da auch noch andere kinder dabei? // J-Em: ähh (.) da warn so viele // I: (.) sechs“ (Jan-Erik, Z. 176-179). Hier hatte der Interviewte die Anzahl der anderen Kinder nicht stimmlich expliziert, sondern diese der Interviewerin gestisch angezeigt. Daraufhin explizierte die Interviewerin die Anzahl und rückversicherte sich somit bei ihm der wahrgenommenen Geste. Bei einem Interview mit einer Dreijährigen thematisiert diese an einer Stelle des Interviews die Handlung eines Films, den sie gesehen hatte. Nachdem sie bilanzierte, dass dies eine schöne Geschichte gewesen sei, verweist sie auf ihre selbst gemalten Bilder, die sie zum Interview mitbrachte: „Mf: hmh (.) ich hab da auch das da drinne (.) guck // I: aha was is das? // Mf: das sin bilder; da- da warn i-i-in den kreis herum (.) un dann ha- un dann sin die menschen (.) über-all in die [...]“ (Mia, Z. 41-44; Auslassung, d.A.). Mit der Beschreibung ihrer Bilder thematisiert die Interviewte fortlaufend jenen Film und bestimmte Szenen aus ihm. Der Rückgriff auf ihre Bilder wird dadurch mit den Ausführungen zum Film verknüpft und stellt zugleich eine weitere Erzählanregung dar. Auch für eine angemessene Auswertung dieser Passage wäre eine audiovisuelle Aufzeichnung daher notwendig.¹⁴

Grundsätzlich schenkten die befragten Kinder der eingesetzten Erhebungstechnik, einem Audio-Aufnahmegerät, sowohl im Vorfeld als auch während des Interviews wenig Beachtung. Lediglich bei einem der zwölf Interviews wurde das Aufnahmegerät währenddessen zum Thema, indem die Befragte vor allem die dazugehörige Tasche griff und das Gerät dort hinein stecken wollte.

3.3 Konsequenzen aus den methodischen Analysen

Im Anschluss an die dargestellten zentralen empirischen Ergebnisse können nun einige mögliche Konsequenzen für die Anwendung qualitativer Interviews mit Drei- bis Fünfjährigen abgeleitet werden. Solche Überlegungen sind jedoch, aufgrund des explorativen Charakters der Studie, lediglich als erste Hinweise zu verstehen.

Als erste Konsequenz sei hier, aufgrund der hohen Erzählfreudigkeit der befragten Kinder, auch bei der themennahen Beantwortung wenig konkret formulierter Fragen, die Formulierung offener und eindeutig erzählgenerierender Fragen festzuhalten. Damit würde der hohen Erzählbereitschaft der Kinder entsprochen und ihnen die Thematisierung persönlich wichtiger Erlebnisse oder Themen (auch im Rahmen des Forschungsthemas) ermöglicht werden. Auch die von Brooker (2007) angeführte Erfahrung, dass sich die Kinder bei der Beantwortung von geschlossenen Fragen ausgefragt fühlten und dadurch zur Einsilbigkeit tendierten, impliziert die Konsequenz zur Formulierung offener Fragen (vgl. Brooker 2007, S. 165). Außerdem bestünde die Möglichkeit, dass stärker standardisierte Fragen durch die Vorgabe von Antwortmöglichkeiten bei den Kindern den Druck „richtige“ Antworten geben zu müssen verstärken. Bei der Formulierung offener Fragen ist jedoch darauf zu achten, dass diese nicht zu lang sind

und keine doppelten Verneinungen, Suggestionen oder Fremdwörter bzw. für die Kinder unbekannte Wörter enthalten (vgl. auch z.B. Graudenz 1975; Lohaus 1989).

Neben diesen allgemein zu beachtenden Aspekten zeigt die Analyse der Interviews zudem, dass erzählgenerierende Fragen unter Verwendung des Fragewortes „Wie“ von den Kindern auf einer allgemeinen Ebene aufgefasst wurden und primär zu einer Einschätzung anstatt zur direkten Ausführung konkreter Erlebnisse führten. Trotz der meist problemlos folgenden weiteren Ausführung bestimmter Themen durch die Kinder könnte es hier ratsam sein, solche Frageformulierungen zu vermeiden bzw. sie in dem Maße umzuformulieren, dass eine direkte Erzählaufforderung am Anfang der Interviewinstruktion steht, z.B.: „Erzähl mir doch mal alles, was dir so zu deinen Freundschaften einfällt“.

Weiterhin zeigten sich in den beiden hier dargestellten Interviews Verständnisschwierigkeiten zwischen Interviewerin und interviewtem Kind. Dabei traten sowohl inhaltliche Ausführungen der Kinder auf, deren Sinngehalt im Nachhinein nur schwer oder gar nicht erfasst werden konnte, als auch Passagen, in denen es zu Missverständnissen hinsichtlich der Fragestellung kam. Als hilfreich könnten sich in beiden Fällen weiterführende, offen formulierte Nachfragen erweisen, die den befragten Kindern signalisieren, dass noch weitere Erzählungen und Beschreibungen bzw. auch Informationen für ein besseres Verständnis des Interviewenden notwendig sind. Denn es wurde zudem deutlich, dass sich die Befragten sehr bemühten, von der Interviewerin richtig verstanden zu werden, sobald sich Missverständnisse ergaben.

Als außerdem bedeutend erwies es sich, den befragten Kindern genügend Zeit sowohl zum unmittelbaren Erzählen als auch zwischen den einzelnen Erzählsequenzen einzuräumen. Solch eine Zurückhaltung des Interviewenden kann den Kindern, wie auch im Fall der offenen Formulierung von Fragen, zusätzlich signalisieren, dass sie die Rolle der (einzigen) Auskunftsperson übernehmen und den Gesprächsverlauf sowie ihre Ausführungen weitestgehend selbst kontrollieren. Dazu gehört nach Eide/Winger aber eben auch das Stellen von Fragen, deren Antworten der Interviewende nicht bereits kennt oder zu kennen glaubt (vgl. Eide/Winger 2005, S. 84).

Um während der Erhebung ein möglichst flexibles und offenes Vorgehen zu gewährleisten, wäre es weiterhin sinnvoll, die Audioaufnahmen des Interviews mit visuellen Aufzeichnungen zu ergänzen. Der zusätzliche Einsatz einer Videokamera bietet den Kindern erweiterte Möglichkeiten für die Mitgestaltung der Erhebungssituation und Verwendung nicht-stimmlicher Ausdrucksformen, wie beispielsweise bei der Ausübung einer Spielpraxis, indem eine adäquate Erfassung dessen gewährleistet werden kann (vgl. auch Nentwig-Gesemann 2002).

4 Ausblick

Als Schlussfolgerung lässt sich zunächst festhalten, dass die qualitativen Interviews mit den meisten Kindern im Alter von vier und fünf Jahren ertragreich durchgeführt sowie hinsichtlich ihrer Themenstellung auch ausgewertet werden konnten (vgl. Deinert 2009). Daher könnte es durchaus lohnenswert sein, die Anwendung qualitativer Interviews in diesem Altersbereich zu intensivieren und für die Forschung in diesem Bereich der frühen Kindheit als eine weitere

Erhebungsmethode stärker zu nutzen. Wichtig dabei ist jedoch, dass die befragten Kinder als kompetente Forschungspartner betrachtet und die angenommenen Defizite (bspw. auf sprachlicher Ebene) nicht von vornherein als unüberwindbare Barriere für die Durchführung qualitativer Interviews erachtet werden. Vielmehr sollten die bestehenden Schwierigkeiten und Herausforderungen in der Forschungspraxis häufiger erfasst und rekonstruiert werden, um die Anwendung der Methode stetig verbessern und die Potenziale des Verfahrens ausschöpfen zu können. Allgemein geltende Vorbehalte gegen eine Forschung mit jüngeren Kindern müssten daher reflektiert und überprüft werden, denn nicht alle der häufig erwähnten Probleme bzgl. der Befragung von Kindern sind zwingend altersspezifisch und mit den Kompetenzen der Kinder zu begründen.

Weiterhin wäre es wichtig, die Rolle und Reaktionen des Interviewenden im Interview stärker in die Auswertung einzubeziehen, da dessen Verhalten Auswirkungen auf den Umgang des Kindes mit der Situation sowie dessen Ausführungen hat (siehe dazu auch Heinzel 2010). Auftretende Schwierigkeiten würden dabei nicht nur auf die „entwicklungsbedingten Defizite“ des Kindes zurückgeführt werden, sondern auch auf das Einwirken des Interviewenden und seine Interaktionen mit dem befragten Kind.

Mit dieser Arbeit konnte für den deutschsprachigen Raum eine erste Auseinandersetzung mit der Anwendung qualitativer Interviews bei jüngeren Kindern geleistet werden. Zu hoffen bleibt, dass hierdurch ein Anreiz für weitere forschungspraktische Auseinandersetzungen sowie die Durchführung qualitativer Interviews mit jüngeren Kindern gegeben wird. Für eine weiterführende Beschäftigung mit dieser Methode wäre es jedoch unerlässlich, weitere Interviews mit Vorschulkindern unterschiedlichen Alters, Geschlechts sowie sozialen Milieus zu führen. Im Rahmen einer größer angelegten Studie könnte über eine umfassendere thematische Auswertung zudem der inhaltliche Ertrag dieser Methode stärker in das Zentrum gerückt werden.

In methodischer Hinsicht wäre es außerdem lohnenswert, die jeweiligen Ausführungen der Kinder unter Bezugnahme auf unterschiedliche Formulierungsarten der Interviewfragen genauer zu analysieren. Dies würde die Ableitung wichtiger Konsequenzen für eine altersgerechte Formulierung der Interviewfragen erlauben. Im Zuge dessen bietet sich darüber hinaus eine umfassendere Auseinandersetzung mit der Disziplin der Erzählforschung¹⁵ an.

Aber nicht nur der Erhebungsprozess bedarf einer methodisch genauen Untersuchung, sondern auch die jeweils gewählte Methode der Auswertung, welche gleichermaßen Annahmen und Vorstellungen über die Kompetenzen der befragten Personen transportieren kann. Die *dokumentarische Methode* (vgl. z.B. Bohnsack 1995; Nentwig-Gesemann 2002; Nohl 2008) kann sich für die Kindheitsforschung als durchaus geeignet herausstellen, da sie zunächst den Befragten als Akteur wahrnimmt und dessen Ausführungen in das Zentrum der Auswertung stellt. Durch die „Einklammerung des Geltungscharakters“ (Bohnsack 2007e, S. 64) wird der Wahrheitsgehalt der Aussagen grundsätzlich nicht hinterfragt und der Fokus dieser Methode liegt vielmehr auf der Rekonstruktion, der *Herstellung* von Wirklichkeit durch die Akteure. Zentral für die dokumentarische Interpretation ist daher, in welcher Art und Weise die einzelnen Ausführungen dargestellt werden und welche Bedeutung einer solchen Präsentationsweise innewohnt. Da die dokumentarische Methode bislang jedoch vorwiegend bei Jugendlichen und Erwachsenen und kaum im vorschulischen Bereich An-

wendung fand¹⁶, wäre es entsprechend lohnenswert und notwendig, sich auch systematisch mit dem Einsatz dieser Methode in der Forschung mit jüngeren Kindern auseinanderzusetzen.

Anmerkungen

- 1 Die Bezeichnung „jüngere Kinder“ soll an dieser Stelle sowie im weiteren Verlauf des Beitrages auf Kinder in der Lebensphase der frühen Kindheit (vgl. Baacke 1999, S. 16) oder, wie häufig auch benutzt, auf Vorschulkinder verweisen. Da sich letztgenannter Begriff jedoch zu sehr auf die altersspezifische Unterbringung in den Bildungs- und Betreuungsinstitutionen bezieht, soll stattdessen der Begriff „jüngere Kinder“ synonym verwendet werden.
- 2 Sowohl die methodischen Auseinandersetzungen von Graudenz (1975) als auch von Lohaus (1989) beziehen sich auf standardisierte mündliche Interviews, denen ein Fragebogen zugrunde lag. Während Graudenz (1975) sich auf Erhebungen mit fünf- bis sechsjährigen Kindern bezieht, lässt Lohaus (1989) eine genaue Altersangabe hinsichtlich seiner Ausführungen vermissen. Lediglich in der Einleitung seines Werkes weist er darauf hin, dass auch jüngere Kinder mit in die Betrachtung einfließen (vgl. Lohaus 1989, S. 6). Während Graudenz ihre Erfahrungen aus einer eigenen Befragungsstudie reflektiert, basieren die Ausführungen Lohaus' auf verschiedenen von ihm gesammelten Erfahrungen seiner Forscherkollegen.
- 3 Bei dieser Aussage sei nochmals auf die in ihre Auseinandersetzung einbezogene Altersgruppe der Kinder von fünf und sechs Jahren hingewiesen.
- 4 Was genau Richter unter narrativen Interviews versteht, wird anhand seiner Ausführungen nicht deutlich und auch die Anwendung alternativer Interviewverfahren wird nicht weiterführend erörtert. Im Vergleich geht Nohl (2008) beispielsweise davon aus, dass nicht nur das biografische Interview nach Schütze sondern auch das leitfadengestützte Interview als prinzipiell narrativ fundiert gelten kann, da auch diese Interviewform Erzählungen hervorlocken will (vgl. Nohl 2008, S. 20). Demnach wäre der Terminus „narratives Interview“ nicht ausschließlich für die Form des biografischen Interviews zu verwenden, da nicht nur die Explikation von Biografien auf narrative Art und Weise erfolgen kann. Der Begriff „narratives Interview“ bezieht sich dabei auf die Art der Darstellung, weniger auf den Erzählgegenstand.
- 5 Ob dieser Gruppenzusammenhang in der Auswertung Berücksichtigung findet wird in den beschriebenen Studien jedoch nicht deutlich. Damit ist diese Interviewform auch von der Erhebungsmethode der Gruppendiskussion (vgl. z.B. Bohnsack 1996 und im Bereich der frühen Kindheit vgl. insbesondere Nentwig-Gesemann 2002; 2010) zu differenzieren.
- 6 Die jeweiligen Erhebungen sind im Rahmen einer Diplomarbeit entstanden (vgl. Deinert 2009).
- 7 Für weitere Ausführungen zum methodischen Vorgehen sowie zum Forschungsfeld siehe Deinert 2009 (vgl. ebd., S. 52–66 und S. 49–52).
- 8 Mit diesem Begriff beziehe ich mich auf Hermanns (1995), die in ihren Ausführungen zum Narrativen Interview, Narrationen als Oberbegriff für Erzählungen, Beschreibungen und Argumentationen deklariert und argumentiert, dass diese einzelnen Textformen in den Ausführungen der Interviewten häufig ineinander verwoben sind (vgl. Hermanns 1995).
- 9 Erzählgenerierende Interviews wollen die Interviewten mit solch offenen und erzählgenerierenden Fragen zu Erzählungen ihres Alltags, ihrer Biografie oder spezieller Erfahrungen anregen (vgl. Frieberthäuser 2003, S. 386). Nach Rosenthal et al. (2006) sollen narrative, erzählgenerierende Fragen die Erzählung eines Handlungsablaufs hervorlocken (vgl. Rosenthal et al. 2006, S. 201).
- 10 Weiterhin deuten Ausführungen von Bohnsack/Loos/Schäffer et al. (1995) ebenfalls darauf hin, dass dieses Phänomen als altersunabhängig gelten kann. Die Autoren verstehen dabei die detaillierten und ausführlichen Erzählungen vielmehr als Ideal denn als Norm und führen bzgl. der Erzählungen in narrativen Interviews an, dass es „den Interviewern als gruppen- und milieuspezifischen ‚Fremden‘ gegenüber (*idealerweise*)

- zu detaillierten Erzählungen der Handlungspraxis“ (Bohnsack/Loos/Schäffer et al. 1995, S. 432f.; Hervorhebung, d.A.) kommt.
- 11 Siehe dazu auch die Ausführungen von Nentwig-Gesemann zu ihrer Studie über die Spielpraxis von Kindern mit Pokémonkarten unter Anwendung von Gruppendiskussionen. Während der Erhebungen zeigte sich schnell, dass es den befragten Kindern kaum möglich war, ihre Handlungspraxis des Pokémon-Spielens sprachlich zu explizieren. Vielmehr boten sie der Diskussionsleiterin direkt an das Spiel vorzuführen. Daraufhin erweiterten die Forschenden das Erhebungssetting, zunächst um Beobachtungsprotokolle und später um Videoaufnahmen und ließen die performativen Akte der Spielpraxis in ihre Auswertung mit einfließen (vgl. Nentwig-Gesemann 2002).
 - 12 Hierbei handelt es sich um Beobachtungsprotokolle, die von der Interviewerin im Anschluss an das Interview über die jeweilige Erhebungssituation angefertigt wurden. Diese Situationsprotokolle besitzen jedoch nicht die notwendige Detailliertheit, um die jeweiligen Spielsequenzen adäquat in die Auswertung einbeziehen zu können.
 - 13 Für das Vorgehen der Übersetzung von Bildaufnahmen in Transkripte siehe Nentwig-Gesemann/Wagner-Willi 2007, die sich mit der Erfassung des Performativen, u.a. der Spielpraxis von Kindern (Nentwig-Gesemann 2010) mittels Videografie befassen. Für eine generelle Auswertung von Videomaterial bzw. von Performanz im Allgemeinen mit der dokumentarischen Methode siehe Bohnsack 2007a.
 - 14 Weitere Vorteile der audiovisuellen Erhebung von qualitativen Interviews siehe Lamnek 2005, S. 393f.
 - 15 Siehe z.B. Becker (2005); Boueke et al. (1995).
 - 16 Für eine Ausnahme sei hier auf Nentwig-Gesemann (2010) verwiesen.

Literatur

- Baacke, D. (1999): Die 0–5 Jährigen. Einführung in die Probleme der frühen Kindheit. Weinheim/Basel.
- Becker, T. (2005): Kinder lernen erzählen. Zur Entwicklung der narrativen Fähigkeiten von Kindern unter Berücksichtigung der Erzählform. 2. korrigierte Aufl., Baltmannsweiler.
- Bohnsack, R. (1997): Dokumentarische Methode. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen, S. 191–213.
- Bohnsack, R. (2007a): Performativität, Performanz und dokumentarische Methode. In: Wulf, C./Zirfas, J. (Hrsg.): Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven. Weinheim u.a., S. 200–213.
- Bohnsack, R. (2007b): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 7. aktual. Aufl., Opladen.
- Bohnsack, R./Loos P./Schäffer, B./Städtler, K./Wild, B. (1995): Die Suche nach Gemeinsamkeit und die Gewalt der Gruppe. Hooligans, Musikgruppen und andere Jugendcliquen. Opladen.
- Boueke, D./Schülein, F./Büscher, H./Terhorst, E./Wolf, D. (1995): Wie Kinder erzählen. Untersuchungen zur Erzähltheorie und zur Entwicklung narrativer Fähigkeiten. München.
- Brooker, L. (2007): Interviewing children. In: Mac Naughton, G./Rolfe, Sh. A./Siraj-Blatchford, I. (Hrsg.): Doing Early Childhood Research. International Perspectives on Theory and Practice. Buckingham u.a., S. 162–178.
- Clark, A. (2005): Ways of seeing using the Mosaic approach to listen to young children's perspectives. In: Clark, S./Kjørholt, A. T./Moss, P. (Hrsg.): Beyond Listening. Children's perspectives on early childhood services. Bristol, S. 1–17.
- Cooney, M. H./Gupton, P./O'Laughlin, M. (2000): Blurring the Lines of Play and Work to Create Blended Classroom Learning Experiences. In: Early Childhood Education Journal, 27. Jg., H. 3; S. 165–172.
- Deinert, A. (2009): Das Qualitative Interview als sozialwissenschaftliches Erhebungsverfahren in der Anwendung bei Vorschulkindern, Diplomarbeit an der Martin-Luther-

- Universität Halle-Wittenberg. Online: http://www.philfak3.uni-halle.de/paedagogik/allg_erzwiss/forschung/peers/team/deinert/
- Dietrich, S. L. (2005): a look at friendships between preschool-aged children with and without disabilities in two inclusive classrooms. In: *Journal of Early Childhood Research*, 3. Jg., S. 193–216.
- Eide, B. J./Winger, N. (2005): From the children's point of view: methodological and ethical challenges In: Clark, S./Kjørholt, A. T./Moss, P. (Hrsg.): *Beyond Listening. Children's perspectives on early childhood services*. Bristol, S. 71–91.
- Fuhs, B. (2000): Qualitative Interviews mit Kindern. Überlegungen zu einer schwierigen Methode. In: Heinzel, F. (Hrsg.): *Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive*. Weinheim/München, S. 87–105.
- Friebertshäuser, B. (2003): Interviewtechniken – ein Überblick. In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. 2. Aufl., Weinheim, S. 371–396.
- Friebertshäuser, B./Langer, A./Prenzel, A. (Hrsg.) (2010): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. 3. vollst. überarb. Aufl., Weinheim/München.
- Graudenz, I. (1975): Probleme und Erfahrungen bei der Befragung 5-6-jähriger Vorschulkinder. In: *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 24. Jg., H. 2, S. 58–64.
- Grunert, C./Krüger, H.-H. (2006): *Kindheit und Kindheitsforschung in Deutschland. Forschungszugänge und Lebenslagen*. Opladen.
- Hake, K. (2001): Five-Year-Olds' Fascination for Television: A Comparative Study. In: *Childhood*, 8. Jg., S. 423–442.
- Heinzel, F. (2000): Methoden und Zugänge der Kindheitsforschung im Überblick. In: Heinzel, F. (Hrsg.): *Methoden der Kindheitsforschung. Ein Überblick über Forschungszugänge zur kindlichen Perspektive*. Weinheim/München, S. 21–37.
- Heinzel, F. (2003): Qualitative Interviews mit Kindern In: Friebertshäuser, B./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. 2. Aufl., Weinheim, S. 396–414.
- Heinzel, F. (2010): Zugänge zur kindlichen Perspektive – Methoden der Kindheitsforschung. In: Friebertshäuser, B./Langer, A./Prenzel, A. (Hrsg.) (2010): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. 3. vollst. überarb. Aufl., Weinheim/München, S. 707–723.
- Hermanns, H. (1995): Narratives Interview. In: Flick, U./von Kardorff, E./Keupp, H./v. Rosenstiel, L./Wolff, St. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. 2. Aufl., Weinheim, S.182–186.
- Hock, B./Holz, G./Wüstendörfer, W. (2000): Folgen familiärer Armut im frühen Kindesalter. Eine Annäherung anhand von Fallbeispielen; dritter Zwischenbericht zu einer Studie im Auftrag des Bundesverbandes der Arbeiterwohlfahrt. Frankfurt a.M.
- Hungerland, B./Luber, E. (2008): Einführung. In: Hungerland, B./Luber, E (Hrsg.): *Angewandte Kindheitswissenschaften. Eine Einführung für Studium und Praxis*. Weinheim u.a., S. 9–31.
- Krüger, H.-H./Grunert, C. (2002): Geschichte und Perspektiven der Kindheits- und Jugendforschung. In: Krüger, H.-H./Grunert, C. (Hrsg.): *Handbuch Kindheits- und Jugendforschung*. Opladen, S. 11–43.
- Lamnek, S. (2005): *Qualitative Sozialforschung. Lehrbuch*. 4. vollst. überarb. Aufl., Weinheim.
- Lipski, J. (1998): Kindern eine Stimme geben. Erfahrungen mit sozialwissenschaftlichen Kinderbefragungen. In: *ZSE (Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation)*, 18. Jg., H. 4, S. 403–423.
- Lohaus, A. (1989): *Datenerhebung in der Entwicklungspsychologie. Problemstellungen und Forschungsperspektiven*. Bern.

- MacNaughton, G./Smith, K./Davis, K. (2007): Researching With Children: The Challenges and Possibilities for Building "Child Friendly" Research. In: Hatch, J. A. (Hrsg.): *Early Childhood Qualitative Research*. New York/London, S. 167–185.
- Nentwig-Gesemann, I. (2002): Gruppendiskussionen mit Kindern. Die dokumentarische Interpretation von Spielpraxis und Diskursorganisation. In: ZBBS (Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung), H. 1, S. 41–65.
- Nentwig-Gesemann, I./Wagner-Willi, M. (2007): Rekonstruktive Kindheitsforschung. In: Wulf, C./Zirfas, J. (Hrsg.): *Pädagogik des Performativen. Theorien, Methoden, Perspektiven*. Weinheim u.a., S. 213–224.
- Nentwig-Gesemann, I. (2010): Regelgeleitete, habituelle und aktionistische Spielpraxis. Die Analyse von Kinderspielkultur mit Hilfe videogestützter Gruppendiskussion. In: Bohnsack, R./Przyborski, A./Schäffer, B. (Hrsg.): *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*. Opladen, S. 25–45.
- Nohl, A.-M. (2008): Interview und dokumentarische Methode. 2. überarb. Aufl., Wiesbaden.
- Petermann, F./Windmann, S. (1993): Sozialwissenschaftliche Erhebungstechniken bei Kindern. In: Marckka, M./Nauck, B. (Hrsg.): *Handbuch der Kindheitsforschung*. Neuwied u.a., S. 125–143.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr (2008): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München.
- Richter, R. (1997): Qualitative Methoden in der Kindheitsforschung. In: ÖZS (Österreichische Zeitschrift für Soziologie), 22. Jg., H. 4, S. 74–99.
- Rohrmann, T. (1996): Beobachtungsverfahren und Befragungsmöglichkeiten von Kindern im Kleinkindalter. Eine Expertise im Rahmen des Projekts „Konfliktverhalten von Kindern in Kindertagesstätten“ des DJI München. München.
- Rosenthal, G./Köttig, M./Witte, N./Bleizinger, A. (2006): Biographisch-narrative Gespräche mit Jugendlichen: Chancen für das Selbst- und Fremdverstehen. Opladen
- Roux, S. (2002): Wie sehen Kinder ihren Kindergarten? Theoretische und empirische Befunde zur Qualität von Kindertagesstätten. Weinheim.
- Schnurrer, M./Pflieger, K. (2008): Welches Bild hat ein Kind von seiner Erzieherin? Eine Erhebung mit Vorschulkindern in Kindertagesstätten. Saarbrücken.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis*, 13. Jg., H. 3, S. 283–293.
- Sheridan, S./Williams (2006): constructive competition in preschool. In: *Journal of Early Childhood Research*, 4. Jg., S. 291–311.
- Sturzbecher, D./Großmann, H. (2001): Kindermund tut Wahrheit kund? Kindermeinungen als Kriterium für Betreuungsqualität. In: Sturzbecher, D./Großmann, H. (Hrsg.): *Besserwisser. Faxenmacher. Meckertanten. Wie Kinder ihre Eltern und Erzieherinnen erleben*. Neuwied, S. 13–34.
- Ulich, M./Oberhuemer, P. (1993): Und sie machen sich ein Bild ... Familie aus der Sicht von Kindern. In: DJI (Deutsches Jugend Institut) (Hrsg.): *Was für Kinder. Aufwachsen in Deutschland. Ein Handbuch*. München, S. 120–127.
- Valtin, R. (unter Mitarbeit von Flitner, E. und Walper, S.) (1991): *Mit den Augen der Kinder. Freundschaft, Geheimnisse, Lügen, Streit und Strafe*. Reinbek bei Hamburg.
- Walsh, D. J./Tobin, J. J./Graue, E. M. (1993): The Interpretive Voice: Qualitative Research in Early Childhood Education. In: Spodek B. (Hrsg.): *Handbook of Research on the education of Young Children*. New York, S. 464–477.
- Werner, K. (2000): „If There's a Dancer in the Book, I Feel it....Inside“: Lessons in Emergent Literacy. In: *Early Childhood Education Journal*, 28. Jg., No.1, S. 11–19.
- Wiltz, N. W./Klein, E. L. (2001): "What do you do in childcare?" Children's perceptions of high and low quality classrooms. In: *Early Childhood Research Quarterly*, 16. Jg., 209–236.

Rezensionen

Sammelrezension: Ökonomien des Sozialen im Web 2.0

Marcus Burkhardt, Carsten
Ochs und Thies W. Böttcher

Spätestens seitdem Karl Marx in der zweiten Auflage des *Kapitals* von 1872 die „Ökonomisierung der gesellschaftlichen Produktionsmittel“ (1872, S. 406) analysierte, bilden die Organisationslogiken des *Oikos*, die Herausbildung sozialer Strukturen sowie die dabei zum Einsatz kommenden Technologien einen Dreiklang, der im Zentrum des Interesses der Sozial- und Kulturwissenschaften anzusiedeln ist. Marx konzentrierte sich in seinem Zugriff noch weitgehend auf die *Produktionsseite* der fraglichen Prozesse und behandelte unter anderem die psychische und die kulturelle Dimension als eher untergeordnete Elemente der Ökonomien des Sozialen. Auch den *Konsum* marginalisierte Marx, denn er verstand diesen lediglich als Element des analytisch privilegierten Produktionsprozesses. Im Anschluss an, aber auch im Unterschied zu Marx wurde in den 1970er Jahren ein Übergang zur Konsumgesellschaft diagnostiziert, der als ein radikaler historischer Bruch verstanden wurde: Marx' durch Maschinen objektivierte Arbeiter wurden von post-modernen Konsu-

menten abgelöst (Baudrillard 1970). Angesichts vernetzter und ubiquitärer Informationstechnologien sehen wir uns heute erneut mit einer Zäsur konfrontiert. Der passive Konsument, der „Nutzer“, wird abgelöst von einer historisch neuen Figur: dem vernetzten und aktiven „Produzter“ (produser) (Bruns 2008).

Grundsätzlich lässt sich davon ausgehen, dass heute eine weitaus größere Bandbreite von Phänomenen unter dem Stichwort der „Ökonomien des Sozialen“ verhandelt, erforscht und analysiert wird. Besonders im Kontext des Web 2.0 gerät eine Vielzahl von Phänomenen in den Blick, wie z.B. soziale Interaktionen und soziotechnische Interaktivitäten, neuartige Kollaborations- und Kooperationsformen, welche sich im Web 2.0 manifestieren; von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang die Prozesse und Logiken, denen die genannten Formen des sozialen Austauschs folgen.

Mit einem feinen Gespür für die sich abzeichnenden Veränderungen in der Art und Weise, wie sich Menschen im *World Wide Web* informieren und austauschen, wie sie miteinander kommunizieren und kooperieren, hat Tim O'Reilly 2005 den Übergang vom „traditionellen“ Web zum Web 2.0 diagnostiziert. Kaum mehr als 10 Jahre nach der Erfindung des WWW durch Tim Berners-Lee schickte man sich an, das *Web*, wie es heute genannt wird, als deziert *soziales* Web neu zu erfinden. Das Web-Two-Point-O sollte die dem „alten“

Web anhängenden Makel ausmerzen, welches nicht die „falschen“ Ziele verfolgt, wohl aber unzureichende Tools zur Verfügung gestellt habe. In den vergangenen Jahren sind im Web 2.0 Applikationen wie Pilze aus dem Boden geschossen, ihre Vielzahl und das Spektrum, das sie abdecken, ist kaum noch zu überblicken. Zwar mit der üblichen und wohl notwendigen Verzögerung, aber rasch danach begannen Sozial-, Kultur- und Medienwissenschaften sich auf Tagungen und in Zeitschriften, Sammelbänden und Monographien mit dem neuerdings „wirklich“ sozialen Web auseinander zu setzen: neue Distributions-Logiken von Information, die Herstellung von Autorität, Vertrauen und Glaubwürdigkeit, die Produktion und Organisation von Wissen, die Konstruktion und das Management von Identität(en), die Bildung von Gruppen, die kollaborative Produktion und das kollektive Handeln sowie die Wirtschaft der Informationsgesellschaften wurden untersucht. McLuhans Vorbild folgend, oszillieren die Arbeiten bisweilen zwischen akkurater Zustandsbeschreibung und heil- oder unheilverkündender Offenbarung. Dessen ungeachtet besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass die neue mediale Ökologie mit einer tiefgreifenden Transformation der Ökonomien des Sozialen einhergeht. Folglich ist es sinnvoll, einige der neueren Veröffentlichungen in diesem Forschungsfeld daraufhin zu befragen, welche Beschreibungen, Analysen und Diagnosen vorgeschlagen werden und wie diese zum Verständnis der aktuellen Situation beizutragen versuchen.

Jeder Versuch einen Überblick über die aktuellen Arbeiten zum Web 2.0 und zu den sich in diesem manifestierenden „Ökonomien des Sozialen“ zu präsentieren, muss angesichts der momentanen Publikationsflut zu diesem Thema höchst selektiv verfahren. In Anbetracht dieser notwendigen Beschränkung wurde bei der Auswahl der im Folgenden besprochenen Publikationen im Besonderen darauf geachtet, dass sie zumindest einige der Kernprobleme der aktuellen Debatte um das Web 2.0 möglichst abdecken.

In den Blick genommen werden dabei zunächst Ansätze, welche sich mit neuen Formen der Ordnung des Wissens (Weinberger) sowie der Organisation des Sozialen (Shirky) auseinander setzen. Des Weiteren werden Veröffentlichungen unter die Lupe genommen, die sich mit Produktions-

Verhältnissen (Benkler) und Kontroll-Strukturen (Galloway/Thacker) soziotechnischer Netzwerke auseinander setzen. Schließlich werden Werke besprochen, die sich der Inszenierung des Selbst durch Amateure (Reichert) sowie der Produktion von Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften (Thiedeke) widmen. Gegenübergestellt werden dabei zum Teil konträre Positionen, die einerseits durch eine eher affirmative, andererseits durch eine eher kritische Grundhaltung gegenüber dem Web 2.0 gekennzeichnet sind.

David Weinberger: Das Ende der Schublade. Die neue Macht der digitalen Unordnung. Hanser Verlag: München. 2008, 312 S. ISBN 978-3-446-41221-7. 19,90 .

Die Befreiungsutopien im Zusammenhang mit dem Web nehmen kein Ende. Das Bild, das David Weinberger in „Das Ende der Schublade: Die Macht der neuen digitalen Unordnung“ vom Web zeichnet, bleibt jedoch einem heute schon altbekannten Denkmuster verhaftet: Das neue Web 2.0 befreit uns nicht vom alten Web, sondern (noch immer) von den Zwängen der physischen Welt. Das Leben – (Inter-)agieren, Kommunizieren, Informieren – in den virtuellen Realitäten des Internet hält neue Möglichkeiten bereit, die uns von den lästigen Zwängen „in real life“ befreien. Um Missverständnissen vorzubeugen: Weinberger geht es nicht um eine platte Entgegensetzung der physischen Wirklichkeit mit der virtuellen Realität, auch hegt er keine generalisierenden Ersetzungsphantasien. Vielmehr vertritt er die heute gängige These, dass die Möglichkeiten, die die digitale Computertechnologie im Allgemeinen und das Web im Besonderen für uns bereit halten, klassische Formen der sozialen Interaktion, der Information etc. tief greifend verändern. Die Virtual Reality ist Teil der Realität, doch – und hierin besteht ja gerade ihr befreiender Charakter – werden durch das Web bestimmte Beschränkungen der physischen Welt abgeschüttelt. Die neue digitale Freiheit gründet auf der Befreiung von Hindernissen der Physik, dies macht Weinberger von Anfang an klar. Dinge in der Welt haben einen Platz und damit wir bestimmte Dinge wiederfinden, müssen wir ihnen eine Ordnung geben. Diese von Weinberger als Ordnung erster Ordnung bezeichnete Anordnung

physischer Dinge wird gespiegelt von einer Ordnung zweiter Ordnung, die es uns ermöglichen soll, die Dinge der Welt unabhängig von ihrer physischen Anordnung zu finden. Register, Kataloge, Findbücher etc. zählen hierzu. In und mit digitalen Medien bildet sich, so Weinberger, eine Ordnung dritter Ordnung heraus, die eigenen Regeln gehorcht. Grundprinzip dieser Ordnung ist jedoch die Unordnung, für die Weinberger das Denkmodell des ungeordneten Haufens wählt. Jegliche Information gelte es zunächst auf einen großen digitalen Haufen zu werfen – um Ordnung (oder genauer Ordnungen) könne man sich im Nachhinein kümmern. Hierin besteht, so Weinberger, das Grundaxiom digitalen Informierens: Schließe alles ein und schiebe die Ordnung auf. Dies ist die Lektion, die der Autor von seiner Analyse erfolgreicher Internet-Geschäftsmodelle wie z.B. Amazon und iTunes ableitet.

Die Ordnung dritter Ordnung verändert unsere Wirtschaft und unsere Vorstellung, wie die Welt selbst organisiert ist, wer Autorität und etwas zu sagen hat. Klassische Ordnungssysteme wie die alphabetische Ordnung, literarische Kanonisierungen, die Ordnung in Planeten und Nicht-Planeten, das Periodensystem der Elemente sowie das Wissenssystem von Melvil Dewey führt Weinberger auf die aristotelische Definitionstheorie zurück, der zufolge alle Begriffe hinreichend durch ihre nächsthöhere Gattung (*genus proximum*) und durch ihre spezifische Differenz (*differentia specifica*) definiert sind. Dem liegt eine Begriffsvorstellung zugrunde, die den Ordnungsmustern traditioneller Medien entspricht, denn die Medien zweiter Ordnung zwingen uns dazu, eine bestimmte Anordnung zu bevorzugen und allem einen festen Platz am Baum des Wissens zuzuordnen. Anders ist dies in digitalen Medien, die uns nicht nur erlauben alle Blätter auf einen Haufen zu werfen, sondern aus diesen je nach Bedarf unterschiedliche Bäume zu formen. Jedem seine eigene(n) Ordnung(en), dies ist die Utopie, die Weinberger zeichnet. Dass dies der Weg ist, den die digitale Welt derzeit geht, wird besonders deutlich, wenn man zum Beispiel kollaboratives Tagging in den Blick nimmt, wie es auf Seiten wie *del.icio.us* praktiziert wird. Aber auch bei Wikipedia, *digg.com*, *Last.fm* uvm. sieht Weinberger die Herausbildung einer neuen digitalen Unordnung am Werk, die produktiv gemacht wird – und produk-

tiv wird es überall dort wo auf soziales und nicht allein auf technisches Wissen rekuriert wird. Computer können nur solches Wissen verarbeiten, das auch explizit gemacht werden kann. Ein Großteil unseres Wissens – hierauf weist Weinberger in Anschluss an Polanyi hin – bleibt aber notwendigerweise implizit. Damit geht ein Wandel bei der Produktion und Kontrolle unseres Wissens und der Ordnungen des Wissens einher. Um dies fruchtbar zu machen, gelte es die digitale Unordnung nicht nur als Faktum des Web 2.0 zu konstatieren, sondern auch zu befördern, denn Weinberger ist davon überzeugt, dass die digitale Unordnung der Form unseres Wissens besser entspreche als es die traditionellen an Aristoteles angelehnten Wissensordnungen vermögen. Dies mündet bei ihm schließlich in eine soziale Utopie. So schreibt er: „Die Welt wird im Zustand der ungeordneten Vielfalt bleiben, weil wir sie gemeinsam zu unserer Welt machen“ (S. 277). Unerwähnt bleiben jedoch die sich schon heute abzeichnenden Konsequenzen dieser schönen neuen Welt der digitalen Unordnung. Weinbergers digitaler Optimismus ist ungebrems, was nicht zuletzt der Tatsache geschuldet ist, dass er das Web als etwas radikal Neues versteht, das uns von den Zwängen der Physik befreit. Aus dem Blick verliert der Autor dabei, dass andere (soziale, mediale, kognitive etc.) Gesetzmäßigkeiten und Bedingtheiten den Wandel hin zu virtuellen Wissensordnungen überdauern. Will man jedoch das neue Web 2.0 verstehen oder gar dessen Entwicklung vorzeichnen, dann kommt man nicht umhin neben den Neuerungen und Brüchen auch Kontinuitäten zu thematisieren. Denn wenn „alles anders ist“, bleibt oftmals vieles gleich.

Clay Shirky: *Here Comes Everybody. The Power of Organizing Without Organizations*. Penguin Press: London. 2008, 336 S. ISBN 978-1-594-20153-0. 19,99 .

Einen ähnlichen Zugang wählt der an der New York University lehrende Clay Shirky in dem 2008 erschienenen Buch „*Here Comes Everybody: The Power of Organizing Without Organizations*“. Auch er interessiert sich für die spezifischen Möglichkeiten des Web 2.0 im Vergleich zum vor-digitalen Zeitalter. Anders jedoch als Weinberger macht Shirky diesen Unterschied nicht auf der Ebene der Organisa-

tion von Information aus, sondern auf der Ebene der Organisation von Menschen, ihren Handlungen und der Art und Weise wie sie in Gruppen miteinander interagieren und als solche gemeinsam agieren. Schon immer agieren und interagieren Menschen miteinander, so Shirky, doch je größer die Gruppe, umso höher wird der Koordinationsaufwand kollektiver Aktionen. Hierauf weist Shirky in Anlehnung an den aus der ökonomischen Theorie stammenden Transaktionskostenansatz von Ronald Coase hin, der ihm als theoretische Grundlage dient und anhand dessen er die Leistungen des Web 2.0 für soziale Gruppen herausarbeitet. Seine Grundthese ist dabei, dass die Transaktionskosten durch das Internet rapide reduziert werden, was letztlich dazu führt, dass gemeinsames Tauschen, Kooperieren und Handeln stattfindet (S. 49). Zwar seien diese Formen der Interaktion immer schon möglich gewesen, doch erst mit dem Web sank der organisatorische Aufwand derart, dass sie wahrscheinlich wurden. Heute vollziehen sich nach Ansicht des Autors auf den Ebenen des Tauschs, der Kooperation und des gemeinsamen Handelns tiefgreifende Wandlungsprozesse und die Schlagworte um diese zu beschreiben, sind weithin bekannt: „mass amateurization“, „publish, then filter“ etc. Im Fortgang des Buches wird der Versuch unternommen diese und andere Phänomene genauer zu erklären, Kriterien für deren Erfolg anzugeben und die Vor- und Nachteile der neuen Sozialen Tools zu diskutieren.

Der Erfolg von Gruppen basiert auf dem Prinzip „Trial and Error“. Im Vorhinein weiß niemand, ob es funktioniert, aber es zu versuchen kostet nichts oder zumindest fast nichts. „Failure is free“ (S. 236), konstatiert Shirky und dies ist einer der Hauptgründe für den Erfolg des Web 2.0. Wenn über das Social Web gesprochen wird, werden häufig nur diejenigen Projekte in den Blick genommen, die einen atemberaubenden Erfolg vorweisen können. Doch deren Erfolg ist getragen von dem Misserfolg vieler anderer. Dies wird besonders im Open Source Bereich deutlich. Zwar gibt es gibt eine kleine Zahl überaus erfolgreicher Open Source Projekte, doch die weitaus größere Zahl der Projekte hat kaum oder überhaupt keinen Erfolg. Doch um herauszufinden, ob etwas Erfolg haben wird, muss man es probieren und etwas zu probieren stellt ein Risiko dar. Dies gilt

zumindest für traditionelle Organisationen, für die derartige Versuche relativ teuer sind – im Web 2.0 hingegen gehen mit dem Versuch nahezu keine Kosten einher.

Bedingt wird der Erfolg von Web 2.0 Applikationen durch die Faktoren „Promisse“, „Tools“ und „Bargain“. Am Anfang steht, so Shirky, ein Versprechen, welches mögliche Nutzer oder Gruppenmitglieder dazu veranlasst an sozialen Interaktionen teilzunehmen. Ganz gleich ob dieser Grund explizit gemacht wird oder implizit bleibt, er stellt die grundlegende Motivation dar, die den einzelnen Nutzer dazu bringt, sich an etwas zu beteiligen oder nicht. Die eigentlichen Tools, mit denen man interagiert, kooperiert und sich koordiniert, sind dem Versprechen nachgeordnet, doch entscheidend mit diesem verknüpft. So gibt es keine ultimative Applikation, die für jede Form der Gruppeninteraktion gleich gut geeignet wäre. Ganz im Gegenteil: „Tools are tied into modes of group interaction they need to support“ (S. 268). Neben dem grundlegenden Versprechen und der jeweils zum Einsatz kommenden Technologie besteht der dritte Erfolgsfaktor in den Regeln, die sich die Gruppe gibt. Kann man sich nicht auf bestimmte Verhaltensmaßregeln und gemeinsame Maximen einigen, dann besteht die Gefahr, dass sich Teilgruppen abspalten oder die Gruppe insgesamt zerfällt. Nur wenn alle drei Faktoren, die einen komplexen Zusammenhang bilden, in einem richtigen Verhältnis zueinander stehen, besteht Aussicht auf Erfolg und eben hierin ist auch der Grund zu suchen warum die meisten Versuche scheitern. Generell jedoch bleibt festzuhalten, dass mit dem Web 2.0 die Bildung von Gruppen einfacher wird und haben diese einmal Erfolg, so sind sie relativ stabil und ihr Fortbestand auf lange Sicht hin gesichert.

Letztlich steht diese relative Einfachheit der Gruppenbildung im Zentrum von Shirkys Interesse, der sein Augenmerk dabei nicht nur auf die positiven Konsequenzen richtet. So kommen die Möglichkeiten zur Gruppenbildung nicht nur den Gruppen zugute, die wir gut heißen, sondern in gleichem Maße auch solchen, deren Ziele bedenklich sind. Vernetzte Organisationen sind nicht so leicht klein zu kriegen und zwar ganz gleich ob es sich um Terror- oder Studentenorganisationen handelt. Dies stellt uns vor neue Herausforderun-

gen und es drängt sich die moralische ebenso wie die politische Frage auf, wie wir damit umgehen. Auch werden existierende soziale Regeln und Normen brüchig. Doch trotz allem ist das Bild welches Shirky vom Web 2.0 zeichnet, weithin positiv, denn er ist von der Überzeugung geleitet: „We now have communications tools that are flexible enough to match our social capabilities, and we are witnessing the rise of new ways of coordinating action that take advantage of that change“ (S. 20).

Yochai Benkler: *The Wealth of Networks. How Social Production Transforms Markets and Freedom*. Yale University Press. 2006, 528 S. ISBN 978-0-300-11056-2. 42,99 .

Auch der Jurist Benkler variiert ein klassisches Thema der Netzwerkgesellschaft: das emanzipatorische Potential informationstechnologischer Netzwerke. Seine zentrale These basiert auf der Annahme, dass die Produktion von Informationen, Wissen und Kultur entscheidend für den Grad individueller Autonomie und Handlungs-Freiheit ist (S. 1). Wie soziale Akteure die genannten „Güter“ produzieren, unterliege gegenwärtig einer informationstechnologisch angestoßenen Transformation, von Benkler als Übergang von der industriellen zur vernetzten Informationsökonomie ausgewiesen (S. 27). Dadurch entstehe das Potential, auf einer ganzen Reihe von Ebenen Effekte auszulösen, die sich aus Benklers explizit liberal-theoretischer Perspektive positiv darstellen. So werde *ökonomische Effizienz* durch das Aufkommen „sozialer Produktionsweisen“, welche jenseits des Marktes operieren, potentiell erhöht (S. 54, 115). *Individuelle* sowie *politische Freiheit und Autonomie* würden vergrößert, indem der zentralistischen massenmedialen Öffentlichkeit durch das Aufkommen einer vernetzten Öffentlichkeit eine weitere, von Kapitalakkumulation unabhängige Beobachtungsordnung hinzugefügt werde, welche eine öffentliche Sphäre eigenen Rechts bilde, die potentiell eine größere Zahl von Diskursbeiträgen einschließe und diskursive Filterungs- und Synthetisierungsfunktionen besser erfülle (S. 139, 174, 271, 297). Die Möglichkeiten *individueller Produktion informations-basierter kultureller Güter* würden erweitert und Prozesse kultureller Produktion transparenter. So genannte „Entwicklungsländer“ profitierten von den emergie-

renden „commons-based“ Produktionsstrategien ebenfalls, indem in Schlüsselbereichen (Wissenschaft, Agrarwirtschaft, Medizin etc.) „freiere“ Produktionslogiken ein höheres Maß an Verteilungsgerechtigkeit ermöglichten (S. 355). Schließlich führe informationstechnologische Vernetzung nicht zur Fragmentierung klassischer Vergemeinschaftungsformen, sondern zur *Erweiterung* letzterer um online-generierte „weak tie communities“ (S. 375, 376).

Benkler ist nicht so naiv, die skizzierte Liste positiver Netzwerkeffekte technikdeterministisch zu begründen. Er situiert sie vielmehr in einem vierdimensionalen Kausalitätsfeld, das die Ebenen des Sozialen, der Ökonomie, der Technologie sowie der formalen Gesetzgebung einschließt (S. 26). Mit der sich derzeit vollziehenden Transformation der materiell-technologischen Produktionsgrundlagen komme es, so Benkler, zu einer Verschiebung innerhalb des Feldes und so zu einer Phase der Instabilität. Der Übergang von der industriellen zur vernetzten Informationsökonomie ereigne sich als konflikthafte Geschehen, in welchem die Pfründeinhaber der alten Ordnung die Logik der neuen Ordnung abzuwehren suchten (S. 379–382). Damit wird verständlich, warum Benkler sämtliche o.g. „positiven Effekte“ der neuen Ordnung nur als *Potential* bestimmt. Dies hat zudem den argumentativen Vorteil, dass er nun keine überprüfbare Zukunftsdiagnose mehr vorlegen muss und sich gleichzeitig gegen den Vorwurf einer Neuauflage des Technoutopismus der 1990er Jahre absichert. So erhält das Buch den Charakter eines analytisch fundierten *Plädoyers*: Ob die Potentiale der Netzwerk-Gesellschaft zur Entfaltung kommen, hänge von politischen Entscheidungen ab und indem Benkler massiv für die Abschaffung des klassischen Besitztumsdenkens eintritt, sofern informationelle Güter betroffen sind, schlägt er sich auf die Seite der neuen Ordnung. Während all dies recht einleuchtend klingt, hinterlässt die Lektüre dieses lesenswerten Buches dennoch den Eindruck, dass hier eine zwar clever argumentierende, aber doch bloß revidierte Version des alten Netzwerkoptimismus präsentiert wird, denn: LeserInnen suchen vergeblich nach einer Behandlung solch drängender Probleme wie des *digital divide*, der Wiedereinspeisung der „social production“ in den kapitalistischen Verwertungszusammenhang; der damit einhergehenden kostenlosen Aneignung

der Arbeitskraft der „click workers“ durch das Kapital, oder der elektronischen Überwachung und Kontrolle.

Alexander R. Galloway/Eugene Thacker: *The Exploit. A Theory of Networks.* (Electronic Mediations). University of Minnesota Press. 2007, 256 S. ISBN 978-0-816-65043-9. 43,99 .

Am letztgenannten Punkt setzen A.R. Galloway und E. Thacker ein: Informatische Netze stellen ihrer Lesart zufolge ein Indiz für den Übergang von der Disziplinar- zur Kontrollgesellschaft dar. Post-strukturalistisch informiert, starten die Autoren mit der Diagnose einer historisch nachvollziehbaren Transformation von binär-logischen Konfrontationen zwischen Machtzentren, über asymmetrische Konflikte zwischen Machtzentren und netzwerkförmig organisierten Kollektivakteuren hin zur Kriegsführung in und zwischen Netzwerken (S. 14-15).

In Anbetracht dessen gewinnt die Frage, der sich Galloway und Thacker widmen, besondere Dringlichkeit: Worum handelt es sich bei Netzwerken und wie operiert die Macht in und durch diese/n? Den Auftakt zur Beantwortung dieser Frage bildet eine Auseinandersetzung mit der mathematischen Netzwerktheorie (*Graph Theory*), an deren Ende ein Verwurf dieser als „zu statisch“ stehen wird: Dynamik sei graphentheoretisch kaum zu denken, sie abstrahiere zu stark von der Materialität der Netzwerke und anthropomorphisiere diese ungebührlich (S. 34). Im Unterschied dazu plädieren die Autoren für ein recht allgemeines Verständnis, das „Netzwerk“ als „any system of interrelationality“ (S. 28) begreift. Um Formgebung und Kontrolle dieser Systeme analysierbar zu machen, führen die Autoren das hoch interessante Konzept des Protokolls als kulturtheoretische Kategorie ein: Sie bezeichnen damit den verteilten Kontroll-Apparat, welcher in der Interaktion von Netzwerkknoten entsteht und die technisch-politische Formation von Netzwerken gleichzeitig anleitet (S. 54). In einem nächsten Schritt wird das Konzept mit der Deleuz'schen Idee der Kontrollgesellschaft verbunden, womit Protokolle zur entscheidenden sozialen Machttechnik werden (S. 57). Aus einer solchen dezidiert machtkritischen Perspektive liegt die Frage nach den Spielräumen der Kontrollgesellschaft natürlich

nahe. Die Autoren verorten diese in den Lücken, die Protokolle „viralen Elementen“ überlassen, um in Netzwerke einzudringen: die so genannten „exploits“, wie z.B. Computer- oder biologische Viren. Diese nutzen verschiedene Prozessierungsschichten von Netzwerken, um deren Kontrollcodes zu korrumpieren und fungieren als jene „Gegen-Protokolle“, mit denen die Kontrollgesellschaft die Mittel ihres eigenen Zusammenbruchs produziert (S. 96). Dies könne sich eine „counter-protocological practice“ zu Nutze machen, so die Autoren – allerdings wird diese Praxis nur sehr abstrakt bestimmt (S. 98–99). Darüber, wie die andere Topologie denn aussehen mag, die sich die Autoren als Gegenentwurf zur Netzwerkform zu wünschen scheinen, erfährt man wenig. Immer wieder entsteht der Eindruck, man habe es hier mit altem Wein in neuen Schläuchen zu tun: so wissen Galloway und Thacker von vornherein, dass die Netzwerkgesellschaft politisch repressive Züge aufweist, und bedienen damit jenes moderne Denken, das Wissenschaft und Technik als Produzent von „Ge-stellen“ (Heidegger) und „stählernen Gehäusen“ (Weber) perspektiviert und sich bis in post-moderne Theorie-Gebäude verlängert. Den medien-theoretischen Topos der Rückkanal(los)igkeit variieren die Autoren überraschenderweise als Nostalgie für das Zeitalter sprachloser Rezeption (S. 124). Und auch der latente Essentialismus führt den Leser auf bekannte Pfade: heterogene und verteilte Machtbeziehungen in kritischer Geste als „absolute essence“ von Netzwerken zu bezeichnen (S. 54), mag man noch schlicht als Rückfall hinter den antiessentialistischen Aufbruch der Theoriebildung der letzten Jahre abtun; wenn Machtverteilungen konfligierender Netze aber proportional zueinander ins Maß gesetzt werden, um schließlich zu notieren: „America's networked power rises only in direct proportion to the elimination, exclusion and prohibition of a networked power in the guerilla and terrorist movements“ (S. 40), dann erinnert die als neu ausgewiesene Perspektive fatal an frühere Binäranalysen globaler Geopolitik: welcher *clash* bleibt denn noch übrig, wenn man in obigem Zitat das doppelt auftauchende Adjektiv „networked“ an beiden Stellen streicht? Eine *Theory of Networks*, zumal eine mit progressiver politischer Agenda, ist so wohl kaum zu entwickeln.

Ramón Reichert: *Amateure im Netz. Selbstmanagement und Wissenstechnik im Web 2.0*. transcript. Bielefeld 2008, 240 S., ISBN 978-3-899-42861-2. 24,80 .

Während Galloway/Thacker gegenüber Benkler Kontroll- und Machtdiskurse in der Netzwerktheorie hervorheben, stellt Ramón Reichert die Macht soziokultureller Praktiken in den Vordergrund seiner Betrachtungen. Vor dem Hintergrund eines breiten Spektrums kulturtheoretischer Ansätze untersucht der Autor soziokulturelle Aneignungspraktiken der Medientechnologien, die im Rahmen des Web-2.0-Diskurses verhandelt werden. Dabei wird zunächst die unbefriedigende Gegenüberstellung von emanzipatorischer Verheißung durch Partizipationschancen im neuen Netz und elitärer Abwertung von unprofessionellen Veröffentlichungen zugunsten eines an Foucault und Butler orientierten subjekttheoretischen Zugangs verschoben. Dadurch entwickelt der Autor differenzierte, stets im Versuch befindliche Theoretisierungen, die sowohl über eine naive Web-2.0-Euphorie als auch über eine vornehmlich an kreativen Praktiken interessierte Cultural-Studies-Perspektive hinausgehen. Als Grundthesen zur Subjektstruktur der „Amateure“, die im Verlauf des Textes anhand von vielfältigen Beispielen beschrieben werden, bezieht sich der Autor vor allem auf zwei kapitalismuskritische Zeitdiagnosen: Zum einen wird dem „neuen Geist des Kapitalismus“ (Boltanski/Chiapello 2003) die Fähigkeit attestiert, seine Kritik in sich aufzunehmen und in Form von Ökonomisierung und Rationalisierung alle Lebensbereiche zu durchdringen. Zum anderen gehen in der Gouvernamentalität (Foucault 2009) Herrschaftstechniken in Selbsttechniken auf und Selbststeuerung passt sich dem Rahmen einer gesellschaftlich normierten Subjektstruktur an. Trotz dieser düsteren Textur, in der eine freie Persönlichkeitsentfaltung nicht möglich ist, erwägt Reichert Nutzer, die die neuen Webtechnologien lieb haben und bei denen sich nur in seltenen Fällen subversive Praktiken herausbilden. Denn allenfalls eine Repräsentationspolitik, in der die durch Rahmen und Regeln vorgegebenen Machtstrukturen gebrochen werden, gilt bei Reichert als ermächtigende Subversion des Subjekts. „[M]edien-spezifische Prozeduren sozialer Normalisierung und Subjekt-konstitution“

die sich „im Spannungsfeld zwischen ‚begeisterter‘ Selbstdarstellung und ‚verinnerlichten‘ Kontrolldiskursen“ bewegen (S. 29), führen, so die zentrale These des Autors, zu einer facettenreichen Renaissance der Amateurrkultur, in der die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit verschwimmt und sich das mit Selbstverwirklichung und kreativem Schaffen beschäftigte „unternehmerische Selbst“ gerne nach ökonomischen Bewertungsmaßstäben messen lässt.

In einer theoriegeleiteten Suchbewegung wird der Leser von Reichert vom „Selbstmanagement“ über „Wissenstechniken“ bis hin zu „kulturellen Formationen“ geführt. Die exemplarisch beschriebenen und analysierten Phänomene der Netzkultur umfassen Blogs, Social Networks, E-Voting, E-Commerce, E-Formulare, Profiling und Behavioural Targeting, Wikis, digitale Portfolios, Dating Sites, digitale Kartographie und deren soziale Anwendungen, Globalstrategiespiele, Ego-Shooter, Machinima und Slash Fiction. Insbesondere der elektronischen Wissenserfassung über E-Formulare, deren Autorität die Amateure im Netz scheinbar oft schon aufgrund der Formularform anerkennen oder unterwandern und der Portfoliokultur, die als Hintergrund des unternehmerischen Selbst verstanden wird, widmet der Autor weitreichende Überlegungen, die letztlich alle auf die These der Rationalisierung und Ökonomisierung der Lebensstile und Subjektstrukturen hinauslaufen. Die angesprochenen Beispiele werden allerdings auch auf weitere Anschlussmöglichkeiten zu vielfältigen kulturtheoretischen Ansätzen hin untersucht oder in Analogien zu Nicht-Web-2.0-Phänomenen gestellt. So könnten beispielsweise „Online-Partnervermittlungen als permanentes Assessment Center der alltäglichen Lebensführung gesehen werden“ (S. 146).

Insgesamt kartografiert der Autor das von ihm eröffnete Spannungsfeld zwischen emanzipatorischen soziokulturellen Praktiken und „verinnerlichten“ Kontrolldiskursen im Web 2.0 weitgehend erschöpfend und ausgewogen. Formen der soziotechnischen *Interaktion zwischen Amateuren* vermittels neuer Applikationen wie z.B. twitter hätten allerdings gegenüber Selbstpräsentationsanwendungen stärker akzentuiert werden können. Problematisch erscheint auch, dass die soziokulturellen Praktiken der so genannten „Amateure“ vorwiegend von den Möglichkeiten der Me-

dientechnologien abgeleitet und vor allem dann als Beispiel angebracht werden, wenn sie in die theoretisierte Struktur der „Kontrolldiskurse“ passen. „Amateure“ werden als widersprüchliche, aber größtenteils den dominanten Diskurs reproduzierende Figuren entworfen. Sie lieben das Web 2.0 und affirmieren den „Geist des Kapitalismus“, begeben sich in die Hände der professionellen Akteure im Web und tätigen nur in seltenen Fällen einen subversiven selbstermächtigenden Umgang mit der Software. Reichert zeigt in seiner kulturkritischen Analyse einen gut begründeten digitalen Pessimismus, der seinerseits nur kritisiert werden kann, wenn die Frage, die Konstrukte des „Geistes des Kapitalismus“ oder des „unternehmerischen Selbstes“ und die Unterscheidung dominanter/subversiver Praktiken in Zweifel gezogen werden.

Als formaler Mangel muss leider angemerkt werden, dass nicht alle Literaturverweise auch im Literaturverzeichnis wiederzufinden sind. Demgegenüber geben die inhaltlichen Ausführungen interessierten Lesern einen guten Überblick über aktuelle Web-2.0-Phänomene. Reichert schreibt erfolgreich gegen das Theoriedefizit der Web-2.0-Debatten an und kann mit seinem vielschichtigen Buch weitere Kontroversen anregen.

Udo Thiedeke: Trust but Test. Das Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften.

UVK: Konstanz 2007, 424 S., 978-3-896-69622-9. 39,00 .

Die bereits 2005 von Udo Thiedeke eingereichte Habilitationsschrift zum Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften (erschieden bei UVK 2007) beugte sich noch nicht der aufkommenden akademischen Mode, über Informations- und Kommunikationstechnologien vermittelte soziale Beziehungen netzwerktheoretisch zu konzeptualisieren. Auch war die Web 2.0-Debatte zu dieser Zeit erst im Entstehen begriffen und konnte somit keine Berücksichtigung in der Anlage seines Textes finden. Stattdessen lässt sich die Schrift in der bis dahin florierenden Debatte um virtuelle Gemeinschaften verorten, die 1993 von Rheingold angestoßen wurde. Vertrauen als klassisches soziologisches Thema lässt sich aber in beiden Debatten diskutieren und erlangt insbesondere im Web 2.0 durch die Entwicklung neuer Bewertungssysteme und Ran-

kings, digitaler IDs, Zertifizierungen und Reputationsarbeit eine besondere Relevanz. Kaum ein Online-Service funktioniert ohne Vertrauen. Auf ebay können z.B. nur Verkäufer mit einem sehr hohen Prozentsatz an „positiven Bewertungen“ für ihre Geschäftsabwicklungen erfolgreich sein. Ökonomien des Sozialen im Web 2.0 sind auch Ökonomien des Vertrauens. Vor diesem Hintergrund scheint „das Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften“ ein Thema zu sein, dass sich im Lichte der Entwicklung des Internet vom Usenet über das WWW bis hin zum Web 2.0 betrachten lässt und enorme Wichtigkeit besitzt. Thiedeke's Monographie lässt sich in diesem Kontext als ein Vorschlag lesen, Vertrauen als grundlegenden sozialen Mechanismus der Gemeinschaftsbildung zu fassen, dessen funktionalstrukturalistische Prinzipien es zu erforschen gilt, die möglicherweise ungeachtet der aktuellen Versionsnummer des WWW am Werke sind.

Im Anschluss an Luhmanns Theorie sozialer Systeme unternimmt der Autor den Versuch, die Komplexität von virtuellen Gemeinschaften durch Abstraktion auf ihre funktionalen Eigenschaften zu reduzieren und damit auf soziale Reproduktionsmechanismen zu fokussieren. Das Entstehen und der temporäre Bestand von virtuellen Gemeinschaften werden hierbei begründet in Vertrauen, also offenen Erwartungsstrukturen, in denen Ungewissheit ein maßgeblich positiver Aspekt ist. Vertrauen in virtuellen Gemeinschaften existiert meist „stillschweigend“ und deutet auf ein mangelndes Wissen über zukünftige Entwicklungen hin. Der Möglichkeitsraum dessen, was für die Zukunft erwartbar ist, wird durch Vertrauen auf positive Erwartungen reduziert. Erst in Episoden der Verunsicherung des Vertrauens, wie Thiedeke in der Einleitung schildert, wird die Bedeutung des Vertrauens für soziale Orientierung und Ordnungsbildung deutlich (S. 11). Als Beispiel solcher Episoden, in denen Misstrauen durch Enttäuschung von „virtualisiertem Vertrauen“ entsteht, schildert Thiedeke z. B. die Täuschung einer virtuellen Gemeinschaft durch die Fake-Identität einer angeblich krebserkrankten Bloggerin.

Um virtuelle Gemeinschaften als soziale Systeme begrifflich fassen zu können, beschränkt der Autor deren Existenz auf die *Umwelt* des Cyberspace. Die Virtualität der Gemeinschaft löst sich auf, wenn

eine etwaige Aktualisierung der Gemeinschaft in face-to-face-Begegnungen stattfindet (S. 25). Die Dichotomie von Virtualität und Realität versucht Thiedeke dadurch aufzulösen, dass die Virtualität als eigene Realität mit „autonomer Sinnqualität“ als „informationell grundierte Realität“ von der „physikalisch grundierten Realität“ unterschieden wird (S. 43–44), was freilich die Dichotomie nur unter anderer Begrifflichkeit fortschreibt. An den Cyberspace als Sinnhorizont und Umwelt der virtuellen Gemeinschaft richten sich Erwartungen, die sich „auf die Wahrscheinlichkeit einer umfassenden Entgrenzung von Sinndimensionen“ beziehen (S. 41). Die zu identifizierenden Kommunikationen in Gemeinschaften als sozialen Systemen sind die „Identifikationen von Gemeinsamkeiten“ und „die Zurechnung von Mitgliedern und ihrer Beiträge auf diese Gemeinsamkeiten“ (S. 69). Es geht also bei der Grenzziehung zwischen virtuellen Gemeinschaften zur Umwelt, dem Cyberspace, darum, welche Personae mit dem System identifiziert werden können. Kommunikationen einer Thematik und über die konstruierten Mitglieder der virtuellen Gemeinschaft werden in der virtualisierten Kommunikation „sozio-technisch so zueinander vermittelt, als ob sie unmittelbar miteinander interagieren“ (S. 140, Hervorh. im Orig.) würden.

Vertrauen funktioniert dabei nach Thiedeke im Anschluss an Luhmann „als *selektiv operierender Reduktionsmechanismus sozialer Komplexität* mit spezifischen Eigenschaften [...] die es von anderen, *funktional äquivalenten* Mechanismen [insbesondere Misstrauen und Macht] unterscheidet“ (S. 176, Hervorh. im Orig.). Da Vertrauen als Mechanismus nicht auf Wissen angewiesen ist und insbesondere die hohe Komplexität des virtuellen Raumes im Internet mit blinden positiven Erwartungsselektionen reduziert, entzieht es sich der rationalen Kalkulierbarkeit und würde sich folglich, so kann man aus den systemtheoretischen Ausführungen folgern, der Rationalität und Ökonomie entziehen.

Beispiele für virtuelle Gemeinschaften, die vom Autor hervorgehoben werden, sind Online-Selbsthilfegruppen und Online-Rollenspiele. Letztere gab es bereits im frühen Internet in Form von MUDs (Multi-User-Dungeons, einer Vorform von MMOPRGs (Massively Multiplayer Online Role-Playing

Games)). Die Virtualität von Gemeinschaften, wird in diesen Formen der Online-Kommunikation begünstigt, da Pseudonymität oder gar die Konstruktion multipler Persona in diesen sozusagen zu den Spielregeln gehören. Auf neueren Web-Plattformen wie z.B. facebook, twitter o.ä., deren Kommunikationen weniger auf die Virtualität des Cyberspace bezogen sind, sondern zunehmend auf die physisch grundierten sozialen Beziehungen der Nutzer verweisen, existieren virtuelle Gemeinschaften eher in soziokulturellen Nischen. Virtualisiertes Vertrauen spielt demgegenüber auf Plattformen die weniger der interpersonellen Kommunikation dienen, sondern der Vermarktung, wie z.B. Amazon, oder dem Wissensmanagement, wie z.B. Wikipedia, eine wichtige Rolle. So regt das Buch von Thiedeke zu weiterführenden Studien über spezifische Beispiele an, bei denen die analytische Trennung der verschiedenen Reduktionsmechanismen sozialer Komplexität, die Thiedeke formuliert (Vertrauen, Macht, Misstrauen), zu spannenden Ergebnissen führen kann.

Fazit

Anstelle eine Fazits bleibt bilanzierend ein gewisses Maß an Verwunderung: Mit Ausnahme der zuletzt besprochenen Monographie von Thiedecke lebt – mitunter entgegen expliziter Beteuerungen der Autoren – genau jene utopische respektive dystopische Sicht auf das Web fort, welche schon die frühen Debatten um das Internet prägte. Nichts Neues unter der Sonne also? Dies nun gerade nicht: Den Autoren gelingt es vielfach, neue Qualitäten aufzuzeigen, die die Ökonomien des Sozialen durch Rekrutierung von Web 2.0 Technologien empirisch, theoretisch oder potentiell entwickeln – was die Verwunderung freilich nur noch erhöht! Zu vermuten wäre, dass sich utopische/dystopische Beschreibungen immer dann aufdrängen, wenn die Autoren nach wie vor mit sich hartnäckig aufrecht erhaltenden Dualismen operieren. Vielfach finden sich Unterscheidungen wie physisch/entmaterialisiert, real/virtuell, Freiheit/Kontrolle oder Rationalisierung/Autonomie wieder. Optimistisch stimmt, dass die Autoren sich der Problematik dieser Dualismen durchaus bewusst sind und von einer schroffen Gegenüberstellung zu flüssigeren Kontrastierungen

übergehen. Letztlich sind die Schwierigkeiten wohl weniger den Schwächen der Autoren, als vielmehr der enormen Dynamik aktueller Entwicklungen geschuldet. Den rasanten Entwicklungen beobachtend und theoretisierend hinterher zu kommen, stellt die Sozial-, Kultur- und Medienwissenschaften vor eine nicht unerhebliche wissenschaftliche Herausforderung. In dem Maße, in dem in den genannten Disziplinen verstärkt Auseinandersetzungen mit den fraglichen Phänomenen stattfinden, ist eine Abschwächung oder gar eine tendenzielle Auflösung der Problematik zu erwarten.

Vielleicht jedoch wäre schon ein Anfang damit gemacht, würde man konsequent von generalisierenden Aussagen über *das Web*, *die Netzwerkgesellschaft*, *das Wissen* und *den Mediennutzer* Abstand nehmen. Überall dort, wo den Autoren dies gelingt, gewinnt man wertvolle Einsichten in die Komplexität aber auch Widersprüchlichkeit sozialer Interaktionen im Netz. Auf je eigene Weise, so viel sollte klar geworden sein, tragen alle hier besprochenen Werke zum Verständnis der Ökonomien des Sozialen im Web 2.0 bei. Eine breiter angelegte Perspektive, welche in der Lage wäre die Transformationen, Heterogenitäten und v.a. die Ambivalenzen der Ökonomien des Sozialen im Zeitalter des Web 2.0 systematisch in sich zu vereinen, steht jedoch noch aus. Aus diesem Grund lässt die Rezension der besprochenen Werke nur einen Schluss zu: ein Plädoyer für mehr Forschung, mehr Theoriebildung und ein mehr an diskursiver Aktivität in Bezug auf die Ökonomien des Sozialen des Web 2.0.

Literatur

- Baudrillard, J. (1970): *La société de consommation: ses mythes, ses structures*. Paris.
- Boltanski, L./Chiapello, E. (2003): *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz.
- Bruns, A. (2008): *Blogs, Wikipedia, Second Life, and Beyond: From Production to Produsage (Digital Formations)*. New York.
- Foucault, M. (2009): *Geschichte der Gouvernementalität Bde.1/2: Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Die Geburt der Biopolitik: 2 Bände*. Frankfurt a.M.
- Marx, Karl (1872): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. Köln 2003.

- O'Reilly, T. (2005): *What Is Web 2.0: Design Patterns and Business Models for the Next Generation of Software*. [http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-\(25.3.2009\)](http://www.oreillynet.com/pub/a/oreilly/tim/news/2005/09/30/what-is-web-(25.3.2009))

Sylke Fritzsche

- Volker Ladenthin/Jessica von Wülfig (unter Mitarbeit von Gabriella Schmitz): *Gewalt der Medien. Studien zu Gewalt an Schulen. Empirische Hinweise und bildungstheoretische Konzepte*. Würzburg: Ergon Verlag 2007, 86 S. ISBN 978-3-89913-591-6., 18,00 .

Das Buch ist im Rahmen der Schriftenreihe ‚Soziologie‘ des Ergon Verlages erschienen und richtet sich an Medienpädagogen, Produzenten von Medien, an die Schul- und Jugendämter der Städte, an Lehrerinnen und Lehrer, an Eltern und an Bildungspolitiker. Angesichts der erschütternden Gewaltszenarien in Schulen wie in Erfurt, Tuusula in Finnland oder – ganz aktuell – Winnenden bei Stuttgart und damit einhergehend der öffentlichen und wissenschaftlichen Debatten über die Gewalt an Schulen sowie über den Einfluss der Medien auf dieses Phänomen, steht die Brisanz dieses Buches wohl außer Frage. Die zwei empirisch und die drei theoretisch ausgerichteten Beiträge sollen den Zielpersonen zum einen „Entscheidungshilfen an die Hand“ (S. 7) und zum anderen Einblicke in die Medienwirkungsforschung sowie -pädagogik geben.

In den beiden ersten Artikeln wird von einer Pilotstudie berichtet, von der man sich zwar „keine endgültigen Erkenntnisse auf das Verhältnis von Medienrezeption und Gewalttaten“ (S. 7), aber zumindest erste Aufschlüsse über das Verhältnis von Medienrezeption und Denken verspricht. Hierzu wurde durch ein Team der Universität Bonn unter der Leitung von Volker Ladenthin ein Experiment mit insgesamt 280 Schülerinnen und Schülern der sechsten Klasse zweier monoedukativer Schulen durchgeführt. Beide Schulen waren Privatschulen in katholischer Trägerschaft – jeweils in Realschule und Gymnasium unterteilt – mit ähnlichem Einzugsgebiet. Im Rahmen dieser Untersuchung wurde den Versuchspersonen die Aufgabe gestellt, zu einem Anfang eines genretypi-

schen Märchens, eigenständig und frei einen Schluss zu schreiben. Die Zielstellung dieses Pilotprojektes liegt zum einen darin, zu zeigen, „welche Bilder in den Köpfen von Kindern existieren“, und zum anderen darin, herauszufinden, „durch welche fremden – oft gewalttätigen – Muster ihre Handlungsvollzüge dominiert werden und in wieweit diese Bilder und Muster erkennbar aus den Medien übernommen worden sind“ (S. 17). Volker Ladenthin und sein Team vermuten, dass die Phantasie von Kindern in erheblichen Maße von Bildern des Fernsehens geprägt ist. Kinder – so ihre These – können nicht mehr selbst über ihre Phantasie verfügen, sondern nur auf medial gefüllte Metaphern und Sprache zurück greifen. In diesem Kontext spricht man hier von „medialer Fremdvokabularisation“ (S. 13). Als Fazit halten die Autoren fest, dass die kindliche Phantasie stark von einer „medialen Vorprägung“ (S. 30) besetzt ist, wobei bei den Jungen ein hohes Maß an Gewalt- und Horrorthemen besteht, bei den Mädchen dagegen eher romantische Bilder vorherrschen.

Der zweite Teil des Buches beinhaltet drei reflexiv-theoretisch ausgerichtete Beiträge von Volker Ladenthin, die thematisch sehr breit gefächert sind. So geht es in einem Artikel um die Wirkungsweise des Mediums Fernsehen, die exemplarisch am Beispiel des Sendetyps „Trailer“ (kurze audio-visuelle Vorabinformation über eine Sendung) beleuchtet wird. Die Bilder, die mit diesem Sendetyp vermittelt werden, so Ladenthin, sind überraschend, inhaltlos und nicht interpretierbar: „Die Wirkung des kurz-sequenzierten Fernsehens muss als negativer hermeneutischer Prozess interpretiert werden“ (S. 45). Die Bilder wirken, bevor sie verstanden bzw. bevor sie dem hermeneutischen Verstehen zugänglich werden. „Sie bleiben fremd und verhaftet zugleich dennoch in der eigenen Vorstellungswelt“ (S. 43). Als Folge, so Ladenthin, stören oder behindern derartig schnelle „Trailer“-Bilder die sprachliche Erarbeitung der Welt von Kindern. Hier stellt sich dem Leser bzw. der Leserin jedoch die Frage danach, was mit anderen Sendungstypen ist. Steht der „Trailer“ exemplarisch für diese oder liegt im „Trailer“ das ganze Übel des Fernsehens, also der medialen Einflussnahme? Den Beitrag abschließend formuliert der Autor Folgerungen für eine diesen Herausforderungen gerecht wer-

dende Medienpädagogik: „Medienerziehung soll also eine Aufforderung an Kinder und Jugendliche implizieren, Sinnperspektiven anlässlich von Inhalten zu entwickeln und nach deren Bedeutung zu fragen – auch nach der Bedeutsamkeit der Inhalte für das Gelingen des eigenen Lebens“ (S.47).

Der nächste Beitrag befasst sich mit dem Thema schulische Gewalt und verschiedenen Erklärungsversuchen sowie den pädagogischen Umgang mit diesem Phänomen. Der Umgang mit Gewalt in der Schule ist demnach für Pädagogen ausschließlich nur dann möglich, wenn es sich nicht um biographisch, sozial oder pathologisch begründete Gewalttätigkeit handelt. Dieser Gewalt könne nur mit sozialen oder therapeutischen Maßnahmen begegnet werden. Doch sollten nicht gerade biographische sowie soziale Diskontinuitäten – vor allem, weil sie Alltäglichkeiten darstellen – als pädagogische Herausforderung betrachtet werden? Kann die Schule nicht stellvertretend sozialisatorische Schutz- und Stabilisierungsfunktionen einnehmen? Indem sie z.B. Erfahrungen von Vertrauen, Nähe, Achtung und Solidarität ermöglicht, kann sie kompensieren, was den Schülerinnen und Schülern andernorts als Vorenthaltung von Anerkennung, Ausgrenzung oder Bedrohung begegnet (vgl. Helsper, 1985, S. 327; Wiezorek 2006, S. 281). Dass, was Pädagogen tun können – so Ladenthins Empfehlung –, ist in einem „Erziehenden Unterricht“ (S. 55) die Schülerinnen und Schüler „dazu zu befähigen, jedes Handeln vor dem Richterstuhl des eigenen Nachdenkens zu bewerten und dort den alleinigen Richter für die Beantwortung der Frage nach der Sittlichkeit zu finden“ (ebd.). Dieser Unterricht soll also den Kindern das Werte vermitteln, d.h. lehren Werte zu erkennen und gegeneinander abzuwägen, denn der Verlust von Subjektivität und Selbstbesinnung – so Ladenthins These – führt zu Gleichgültigkeit und letztlich zu Gewalt. Auch die Fähigkeit mitzuleiden ist ein weiterer wichtiger Aspekt hinsichtlich der Gewaltprävention und soll durch einen derartigen Unterricht vermittelt werden. Die theoretischen Überlegungen und Vorschläge in diesem Beitrag sind lt. Ladenthin nicht als Rezepte zu verstehen, denn gegen Gewalt gibt es keine Rezepte: „Gewalt ist immer möglich“ (S. 60). Zudem hebt er hervor, dass Erziehung keine Wirkung hervorruft, sondern „auf die sittliche (bzw. selbstbe-

stimmte, S.F.) Selbsttätigkeit des Subjekts“ (S. 60) insistiert.

In dem letzten Artikel stellt Ladenthin Überlegungen zum pädagogischen Umgang mit Regelverstößen an. In diesem Zusammenhang thematisiert er – ausgehend von der Darstellung der wissenschaftlichen Kritik und des Versuchs einer Verteidigung von pädagogischer Disziplinierung – die Möglichkeiten von Disziplin. Dabei geht es Ladenthin nicht darum, „Kinder durch Disziplinierung vor dem Wertlosen bewahren zu wollen“ (S. 68), sondern „es geht darum, sie zu befähigen, sich angesichts des unhintergehbaren Wertpluralismus zu bewähren“ (ebd.). D.h. Kinder sollen lernen, nicht ihren ersten Regungen nachzugeben, sondern ihr Handeln abzuwägen und die Folgen im Hinblick auf deren Sittlichkeit zu überdenken und dazu benötigt man Disziplin – Selbstdisziplin (vgl. S. 68). Und die soll in der Schule erlernt werden, wobei das Ziel die Einhaltung von Disziplin aus Einsicht in die Nützlichkeit ist. Da, wo es an Selbstdisziplin mangelt, weil Wissen, Einsicht oder Willen fehlt, sollen sanktionierende Disziplinierungsmaßnahmen – i.S. einer „schützenden Disziplinierung“ von Ladenthin als „Fürsorge“ (S. 69) bezeichnet – zum Einsatz kommen; dies aber nur insoweit, als dass dadurch nicht der „spezielle Auftrag“ (ebd.) der Schule gefährdet wird.

Insgesamt betrachtet handelt es sich um eine lesenswerte Publikation im Bereich der Studien zu Gewalt an Schulen und theoretischer Thematisierungen dieser Phänomene. Allerdings ist die hier vorgestellte Pilotstudie unter forschungsmethodischen Gesichtspunkten sehr kritisch zu betrachten. Es ist fraglich, was genau das Team um Volker Ladenthin mit „einigen Auswertungsansätzen“ (S. 23) meint. So bleibt völlig unklar, welche Verfahren bei der Analyse zum Einsatz kamen. Für einen Überblick über die quantitative Auswertung wird lediglich auf den Anhang des Buches verwiesen. Die dort enthaltenen Tabellen sind dabei aufgrund ungenauer Beschriftungen nicht einmal interpretierbar. Auch die Ausführungen, die sich lt. den Autoren „eher im Bereich der qualitativen Forschung bewegen“ (ebd.), erscheinen sehr subjektiv und dadurch zweifelhaft – ein Aspekt, der auch von Ladenthin und Wülfing selbst als problematisch diskutiert wird. Zudem wäre eine sichtbare Verknüpfung zwischen den Bei-

trägen wünschenswert gewesen. Der große Gewinn des von Volker Ladenthin und Jessica von Wülfing herausgegebenen Buches liegt dessen ungeachtet m.E. darin, dass die Autoren resümierend zum einen „die Erkenntnis, dass die Weltdeutung sowie das Handeln in hohem Maße von der erfolgten Vokabularisation abhängen“ (S. 78) erarbeiten sowie zum anderen die Chancen, die frühzeitig zur Verfügung gestellte vielfältige und abwechslungsreiche Bilder, Begriffe und Vokabeln im Hinblick auf eine selbstbestimmte und eigenständig geordnete und eben nicht medienbestimmte Welt bieten (vgl. ebd.), hervorheben. Hierbei schreiben sie vor allem Eltern eine wichtige Aufgabe zu.

Literatur

- Helsper, W. (1985): „Daß man seine Geborgenheit nicht mehr hat“. In: Westermanns Pädagogische Beiträge, 37 Jg., H. 7/8, S. 324–331.
- Wiezorek, C. (2006): Die Schulklasse als heimatlicher Raum und als Ort der Einübung demokratischer Haltungen. In: Helsper, W./Krüger, H.-H./Fritzsche, S./ Sandring, S./Wiezorek, C./Böhm-Kasper, O./Pfaff, N. (Hrsg.): Unpolitische Jugend? Eine Studie zum Verhältnis von Schule, Anerkennung und Politik. Wiesbaden, S. 259–292.

Sina-Mareen Köhler

Ulrike Hormel: Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft. Begründungsprobleme pädagogischer Strategien und Konzepte. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften 2007, 276 S. ISBN: 978-3-531-15574-6. 39,90 .

Im Kontext des gemeinsam mit Albert Scherr an der Pädagogischen Hochschule Freiburg realisierten Forschungsprojekt „Bildung für die Einwanderungsgesellschaft“ verfasste Ulrike Hormel ihre Dissertationsschrift. Weiterhin ist die Autorin Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften der PH Freiburg. Aktuell befasst sie sich mit der Intersektionalität bezüglich Gender und Ethnizität, worin eine weiterführende Auseinandersetzung mit gesellschaftlicher Benachteiligung besteht, die im weitesten Sinne Gegenstand der

folgend zu rezensierenden Publikation „Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft Begründungsprobleme pädagogischer Strategien und Konzepte“ ist.

Wird auf die Bildungsbenachteiligung von Personen mit Migrationshintergrund fokussiert, ist es notwendig, sich mit den verschiedenen Formen der Diskriminierung von Eingewanderten zu befassen, um auch die gegenseitige Beeinflussung von Sozialwissenschaften und öffentlichen bzw. politischen Diskursen sowie die teils implizit teils explizit inhärenten Normen ausmachen zu können. Dementsprechend generiert Hormel in ihrer Schrift einen sozialwissenschaftlichen Diskursstrang als Basis für die Betrachtung jener in den letzten Jahrzehnten etablierten juristisch-politischen Diskurse über die Antidiskriminierungsstrategien der Europäischen Union und sich darauf beziehende pädagogische Maßnahmen. Mit dem Blick einer kritischen Sozialwissenschaftlerin stellt Hormel fest, dass es an einer ausreichenden Reflexion des möglichen normativen Gehaltes fehlt.

Mit den in dieser Arbeit in sechs Kapiteln aufgebauten Argumentationen wird die Notwendigkeit einer abstrakten Systematik zur Differenzierung von Diskriminierungsformen begründet, die gerade keine umfassende Integration verschiedener Theoriekomplexe darstellt. Insgesamt drei Diskriminierungsformen werden von der Autorin eingeführt: „Individuelle Diskriminierung und Diskriminierung als Gruppenpraxis können als *interaktionale Diskriminierung* charakterisiert werden, deren Grundlage sowohl diskriminierende Absichten [sic], als auch Stereotype und Deutungsmuster sein können, die zu diskriminierenden Handlungen ohne bewusste Diskriminierungsabsicht führen. Legale, organisationsspezifische und sekundäre Diskriminierungen sind in ihrem Vollzug nicht auf benachteiligende Absichten jeweiliger Akteure angewiesen. Diskriminierung resultiert hier vielmehr aus dem Normalvollzug etablierter gesellschaftlicher, insbesondere politischer und ökonomischer Strukturen (*strukturelle Diskriminierung*). Strukturelle Diskriminierung schließt *institutionelle Diskriminierung* ein, d.h. Praktiken, die in rechtlichen oder organisationsspezifischen Erwartungsstrukturen begründet sind“ (Hormel/Scherr 2004, 28 zit. n. Hormel 2007, 14f.). Die Entwicklung dieser Matrix selbst ist Gegenstand

der zentralen Projektpublikation (s.u.), aber die notwendige grundlagentheoretische Auseinandersetzung erfolgt in der veröffentlichten Dissertation, indem Hormel ein breites Theoriespektrum auffächert. Psychologische, erziehungswissenschaftliche und soziologische Theorien werden auf ihre Erklärungskraft zu den sozialen Bedingungen und dem operativen Vollzug von Diskriminierung hin abgeklöpft.

Das erste Kapitel „*Diskriminierung in der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung*“ bezieht sich auf einen Forschungsbereich, welcher das theoretische wie empirische Fundament zur Fassung von Diskriminierung liefert. So vollzieht sich Diskriminierung in Interaktionszusammenhängen, die sich aufgrund der individuellen Einstellungen spezifisch gestalten. Damit ist dieses als Einstieg gewählte Theoriefeld auf die Mikroprozesse von Diskriminierungspraktiken gerichtet. Nach Hormel wird von der Sozialpsychologie nicht genügend berücksichtigt, dass Diskriminierung auch unabhängig von bestimmten individuellen Einstellungen verlaufen kann. Zusätzlich merkt die Autorin an, dass strukturelle oder institutionelle Effekte, die auf der Meso- oder Makroebene zu verorten sind, weniger thematisiert werden.

Prozesse auf institutioneller Ebene, die neben Einstellungs- und Handlungsverknüpfungen wirksam sind, werden in Kapitel 2 beschrieben, welches sich mit der „*Institutionellen Diskriminierung: Theoretische Konzeptualisierungen und Ergebnisse der empirischen Forschung*“ befasst. Mit rund 70 Seiten bildet dieser Abschnitt das Herzstück der Publikation. Die direkte Verknüpfung von Diskriminierungstheorie und -empirie macht dieses Kapitel äußerst lesenswert. Dabei erfolgt eine Konzentration auf schulische Bildungsprozesse und sich in diesem Rahmen vollziehende Diskriminierungen. Unter Rekurs auf die Daten der amtlichen Sozialstatistik (SOEP) sowie den Schulleistungsstudien PISA und IGLU weist Hormel nach, dass es keine einheitlichen Ergebnisse zur Klärung der Bildungsbenachteiligung von Migrantinnen und Migranten gibt. Unterschiedliche Schlussfolgerungen liegen zur Bedeutung der sozio-ökonomischen Lage, ethnisierenden Zuschreibungen, der sprachlichen Differenz und zur Relevanz „kultureller“ Unterschiede hinsichtlich der eher mittelschichtorientierten Schule sowie weiteren

Organisationseffekten vor. Letzteres wurde mittels Ausführungen zu der von Gommola/Radtke (2002) angewandten Kategorie ‚institutionelle Diskriminierung‘ ausführlicher behandelt.

Kapitel 3 *„Asymmetrische Gruppenbeziehungen“* führt den zuvor angedeuteten gesellschaftstheoretischen Bezug fort, indem drei klassische Soziologen und ihre Beschreibungen von Gruppenkonstitutionen und sozialer Ungleichheit in den Blick genommen werden. Herbert Blumer, Alfred Schütz und Norbert Elias liefern Theorien zu gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsstrukturen, die von der Sozialwissenschaftlerin hinsichtlich ihrer Gehalte für die Diskriminierungsthematik analysiert werden. Diskriminierungspraxen können so entweder als race relations (Blumer), Mehrheiten- bzw. Minderheitenbeziehungen (Schütz) oder Etablierte- und Außenseiterbeziehungen (Elias) zwischen Gruppen beschrieben werden. Analog zur Kritik an der Vorurteilsforschung verweist Hormel auf die fehlende Berücksichtigung des Beitrages von Individuen an Diskriminierungsprozessen. Kapitel 4 als *„Zwischenbetrachtung: Jenseits des Gruppenparadigmas – Soziogenese asymmetrischer Gruppenbeziehungen und strukturelle Ungleichheiten“* fasst die wesentlichen Ergebnisse der vorherigen Kapitel zusammen.

Ergänzt werden diese theoretischen Überlegungen mit Kapitel 5 *„Diskriminierung auf der Grundlage von Staatsbürgerschaft, Nationalstaatlichkeit und Ethnizitätskonstruktionen“*, um Bezüge zu der Kategorie Staatsbürgerschaft im Vergleich zur Ethnizität als weiteres Differenzkriterium sozialer Ungleichheit herzustellen. Vor allem über die Staatsbürgerschaft werden Leistungen, Ansprüche, Rechte und Pflichten innerhalb einer Gesellschaft bestimmt und von Diskriminierungsprozessen begleitet. Die Ethnie ist im Vergleich zur Staatsbürgerschaft weniger komplex in politisch-juridische Debatten eingebunden. Diesbezüglich werden mehrere Thesen formuliert. Zunächst kritisiert Hormel die unreflektierte Übernahme ethnischer Gruppenkonstruktionen und die ungenügende Berücksichtigung der Differenz von Staatsbürgerschaft vs. Nicht-Staatsbürgerschaft als Strukturkategorie. Gleichfalls findet das Interdependenzgefüge von Milieuzugehörigkeit und ethnischem Hintergrund nicht genug Beachtung.

Diese sich insbesondere auf die soziale Ungleichheitsforschung und den politisch-juridischen Diskurs beziehenden Schlussfolgerungen werden in Kapitel 6 *„Schlussbetrachtung: Möglichkeiten und Grenzen einer sozialwissenschaftlich fundierten Theorie der Diskriminierung in der Einwanderungsgesellschaft“* weiter ausgeführt. So lassen sich drei Resultate feststellen. *Ersten* hat sich mit dem Einbezug von psychologischen, erziehungswissenschaftlichen und soziologischen Theorien gezeigt, dass es nicht möglich ist einen systematischen Gesamtzusammenhang der Ansätze zum Thema Diskriminierung herzustellen, da sich die metatheoretischen Gegenstandskonstruktionen entweder überlagern oder ausschließen. Im Rahmen der sozialpsychologischen Vorurteilsforschung fehlt eine angemessene Berücksichtigung der Wirkung von Institutionen. Gleichsam wird die Struktur der Institution von den Interaktionen selbst unterlaufen, worauf das Konzept der institutionellen Diskriminierung verweist. Demgegenüber vollziehen soziologische Theorien eher eine Übergeneralisierungen der Kategorie Ethnizität. *Zweitens* wurde am recht knapp skizzierten Beispiel des Diversity-Ansatzes gezeigt, dass pädagogische Konzepte nicht die gesellschaftstheoretischen Unklarheiten des politisch-juridischen Diskurses übernehmen sollten. Institutionen laufen so Gefahr über die gezielte „vielfältige“ Zusammensetzung bspw. von Mitarbeitergruppen Distinktionslinien eher zu öffnen, als zu schließen. Auch für die pädagogische Praxis wird von Hormel auf den Verzicht einer Großtheorie plädiert, um möglichen Fortführungen von normativen Gehalten zu entgehen. Für den Nachvollzug dieser Forderung an Enttheoretisierung, welche als Vereinfachung und Reduktion des geforderten Reflexionsgrades erscheint, soll diese Arbeit einen Beitrag leisten. Demnach kann als *drittes* Resultat die Erweiterung der auf die Einwanderung bezogenen Diskussionsstränge als juridisch-politische Debatten und sich darauf beziehende Strategien zum professionellen pädagogischen Handeln gesehen werden. In diesem Zusammenhang soll die eingeführte Matrix zur Unterscheidung von Differenzierungsformen als Beobachtungsperspektive für die in den verschiedenen Diskursen konstruierten Diskriminierungsprozesse dienen. Gleichwohl verweist Hormel auf die Grenzen der Matrix bzw. ihrer Ausführungen: „Mit den in der

vorliegenden Arbeit vorgenommenen theoretischen Annäherungen an die Diskriminierungsthematik auf der Grundlage der Beschreibungsmatrix ‚interaktionell-institutionell-strukturell‘ wird nicht beansprucht, eine abschließende Analyse unterschiedlicher Diskriminierungsformen in der Einwanderungsgesellschaft vorlegen zu können, die eine unmittelbare Übersetzung in politische Strategien und pädagogische Programme zu deren Überwindung ermöglichen würde“ (Hormel 2007, 23).

Der vornehmliche Ertrag dieser Arbeit besteht in der sozialwissenschaftlichen Begründung dieser Matrix und verweist gleichzeitig auf ihren Geltungszusammenhang. Sollte aufgrund des Titels möglicherweise die Erwartung einer Auseinandersetzung mit verschiedenen pädagogischen Konzepten und Strategien bezüglich ihrer Konstruktion von Diskriminierung geweckt worden sein, so wird diese nicht erfüllt. Ein derart gelagertes Interesse kann in der Publikation *„Bildung für die Einwanderungsgesellschaft“*, von Ulrike Hormel und Albert Scherr im Jahre 2004 veröffentlicht, gestillt werden. Demgegenüber erfolgen die notwendigen grundlagentheoretischen Klärungen zum konkreten Vollzug der mit der Einwanderung einhergehenden Diskriminierung in der Monographie Hormels und diese liefert insbesondere für die pädagogische Praxis ein relevantes Hintergrundwissen. Für die Sozialwissenschaften bildet besonders der Bezug der Diskriminierungsthematik auf die soziale Ungleichheitsforschung eine interessante Ergänzung, die zweifelsohne weiterer Auseinandersetzung wert ist.

Sonja Kubisch

Anja Mensching: *Gelebte Hierarchien. Mikropolitische Arrangements und organisationskulturelle Praktiken am Beispiel der Polizei*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2008, 355 S. ISBN 978-3-531-15718-4, 49,95 €.

Organisationen prägen die moderne Gesellschaft, und nicht umsonst gibt es eine eigene Subdisziplin innerhalb der Soziologie, die sich ihnen zuwendet. Während die qualitative Sozialforschung überzeugend darstellen kann, welchen Beitrag sie leistet, um auf der Ebene des Individuums beispielsweise biografische Sinnkonstruk-

tionen oder auf der Ebene von Gruppen kollektive Orientierungen zu rekonstruieren, ist die Erforschung von Organisationen an vielen Stellen noch unbefriedigend. Dies liegt weniger daran, dass es an geeigneten Methoden der Erhebung und Interpretation fehlt – leitfadengestützte Interviews, teilnehmende Beobachtungen oder Gruppendiskussionen können auch in der Bearbeitung organisationsbezogener Fragestellungen zum Tragen kommen. Vielmehr mangelt es bislang an überzeugenden metatheoretischen Bestimmungen dessen, was Organisationen ausmacht, und darauf bezogenen Antworten auf die Frage, zu welchen Ergebnissen man auf der *Ebene der Organisation* gelangen kann, wenn man im Kontext von Organisationen Interviews mit einzelnen Personen oder Gruppendiskussionen durchführt (vgl. Vogd 2008).

Anja Mensching verfolgt mit ihrer 2008 im VS-Verlag erschienenen Dissertation das Ziel, eine qualitativ-empirische Organisations(kultur)analyse zu entwerfen (vgl. S. 14). Ihr Forschungsgegenstand ist die Organisation der Polizei, und sie geht am Beispiel der niedersächsischen Schutzpolizei der Frage nach, in welcher Form Über- und Unterordnungen (Sub- und Supraordination) im Sinne „gelebter Hierarchien“ im polizeilichen Alltag praktiziert werden. Anders formuliert fragt sie „nach den Zusammenhängen zwischen formellen Hierarchieerwartungen und praktizierten Hierarchiebeziehungen“ (S.12). Vor dem Hintergrund ihrer Zielsetzung wendet sich die Autorin der Klärung jener Begriffe, welche die Untersuchung leiten (Organisation, Hierarchie, Organisationskultur), ebenso sorgfältig zu wie der Rekonstruktion des primär mittels Gruppendiskussionen generierten Materials, das sie auf der Basis der dokumentarischen Methode interpretiert.

Aufbau und Inhalt

Unter der Überschrift „Organisation & Organisieren“ ist das erste Kapitel der Vorstellung und Diskussion verschiedener organisationstheoretischer Ansätze gewidmet, welche die Autorin systematisch nach ihrer Eignung für die eigene Untersuchung befragt. Sie beginnt mit solchen Theorien, die *Organisation als Gestalt* betrachten (vgl. S. 16ff.). Hier findet insbesondere eine Auseinandersetzung mit der systemtheoretischen Perspektive Luh-

manns auf Organisationen statt, in der Organisationen als autopoietische Systeme erscheinen, welche sich aus Kommunikationen in Form von Entscheidungen reproduzieren und in der Differenzsetzung zur Umwelt eine Gestalt bilden. Gerade die Verengung auf Entscheidungen ist es, die die Autorin problematisiert, denn, wie sie ausführt, rücken damit all jene alltäglichen Formen der Kommunikation in den Hintergrund, die sich nicht als Entscheidungen fassen lassen, gleichwohl aber konstitutiv für Organisationen sind. Unter Bezugnahme auf die praxeologische Wissenssoziologie im Sinne Karl Mannheims verdeutlicht sie, dass der Entscheidungsbegriff vor allem die Ebene des expliziten *kommunikativ-generalisierten* Wissens fokussiert, während es ihr darum geht, auch die Ebene des *konjunktiven* Wissens zu erfassen, das als implizites Wissen zu verstehen ist und sich in der Handlungspraxis der Akteure dokumentiert (vgl. S. 22).

Nachdem Mensching feststellt, dass die Systemtheorie nicht genügend zwischen der Organisation als Gestalt und dem Prozess des Organisierens unterscheidet, werden in einem zweiten Schritt Theorien eingeführt, die *Organisation als Gestaltung* betrachten (vgl. S. 27ff.). Insbesondere Karl E. Weick, nach ihm aber auch andere Autoren wie beispielsweise Neuberger oder Franzpötter gehen davon aus, dass sich die Organisation nur im Organisieren realisiert. In den Fokus geraten damit Interaktionen und Praktiken, die zur kontinuierlichen (Re)Produktion einer Organisation beitragen. Während sich die Autorin dieser Sicht auf Organisationen anschließt, ist es ihr gleichzeitig wichtig, strukturelle Bedingungen wie die formelle Organisationsstruktur nicht aus dem Blick zu verlieren. Vor diesem Hintergrund setzt sich Mensching in einem dritten Schritt mit solchen Ansätzen auseinander, die Gestalt und Struktur auf der einen und Kommunikation und Prozess auf der anderen Seite berücksichtigen und in diesem Sinne *Organisation als Gestalt(ung)* auffassen (vgl. S. 33ff.). Hier greift die Autorin, was nahe liegt, auf Giddens Konzept der Dualität von Struktur zurück, der zufolge soziales Handeln Strukturen voraussetzt und diese (re)produziert, ohne allerdings von ihnen determiniert zu sein. Ortman, Sydow und Windeler sprechen, die Giddensche Konzeption auf Organisationen übertragend, von der „Organisation als reflexive Strukturation“ (2000, S. 322). Hierauf auf-

bauend entwirft Mensching einen entsprechend komplexen Hierarchiebegriff, der den organisationalen, (zumeist schriftlich) formulierten Hierarchieerwartungen auf der einen Seite und dem Prozess praktizierter organisationaler Hierarchiebeziehungen auf der anderen Seite Rechnung trägt (vgl. Kap. 1.2). Die aus diesem Hierachieverständnis erwachsende Aufgabe für die Forschung besteht nun darin, zu rekonstruieren, in welcher Weise sich die Hierarchiepraktiken auf die formulierten Hierarchieerwartungen beziehen, bzw. welche Differenzen sich zwischen beiden Aspekten der Hierarchie auf-tun.

Bereits an dieser Stelle hat die Autorin Wesentliches für die Präzisierung eines Begriffs der Organisation geleistet, welcher nicht in den Widerspruch zu einer qualitativen bzw. rekonstruktiven Forschung gerät, welche an der Handlungspraxis orientiert ist und gleichzeitig davon ausgeht, dass sich in dieser Handlungspraxis auch gesellschaftliche Strukturen zeigen. Mensching geht jedoch im zweiten Kapitel noch einen Schritt weiter, indem sie sich nun konkreter mit der Frage auseinander setzt, „warum es sich lohnt, Organisationen als Kulturen zu begreifen“ (S. 47). Hier schließt sie sich solchen Positionen an, die Kultur nicht nur als einen Teil der Organisation ansehen, sondern davon ausgehen, dass Organisation Kultur *ist* und die in diesem Sinne Organisationskulturen als Prozesse der Wirklichkeitskonstruktion betrachten. Im weiteren Fortgang des Kapitels werden Organisationskulturen als autopoietische Systeme (Kap. 2.2), als mikropolitische Spielarenen (Kap. 2.3) und als konjunktive Gedächtnisse (Kap. 2.4) vorgestellt. Insbesondere die Spielmetapher ist für Menschings Arbeit von Bedeutung und wird in Zusammenhang mit den Ergebnissen der Empirie noch Verwendung finden. Die Autorin bezieht sich hier vor allem auf die mikropolitische Organisationstheorie Croziers und Friedbergs, die den Begriff des Spiels einführen, um Machtpraktiken „mit ihren zwei Seiten der Kontrolle (im Sinne von Machtausübung) und des Konsens (im Sinne von Ermächtigung)“ (Mensching 2008, S. 57) in Organisationen erfassen zu können. Für die Arbeit Menschings ist entscheidend, dass entsprechend dieser Konzeption Spielpraktiken unterschiedliche Handlungs- und Deutungsmuster bzw. widersprüchliche Machtstrategien in der Organisation integrieren (vgl. S. 59).

Im dritten Kapitel beleuchtet Mensching die bundesdeutsche Polizeiforschung mit Blick darauf, welche Erkenntnisse diese bislang zu internen Hierarchiebeziehungen bzw. polizeilichen Organisationskulturen hervorgebracht hat. Sie stellt fest, dass die empirische ebenso wie die im engeren Sinn qualitative Polizeiforschung bisher überwiegend die Polizei in ihren Außenverhältnissen untersucht, polizeiliche Organisationskulturen dagegen weitgehend vernachlässigt hat. Eine Ausnahme stellen in dieser Hinsicht die qualitativen organisationssoziologischen Forschungsarbeiten von Raphael Behr dar, mit denen sich die Autorin intensiv auseinandersetzt. Behr identifizierte in seinen Arbeiten zu polizeilichen Handlungsmustern und Männlichkeit im polizeilichen Alltag zwei differierende polizeiliche Kulturen: auf der einen Seite die *Polizistenkultur* bzw. *Cop Culture*, die „gelebte Kultur der handarbeitenden Polizei“ (Behr 2000,18) und auf der anderen Seite die *Polizeikultur* bzw. *Police Culture*, die sich vor allem in den Leitbildern von der bürokratischen Organisation Polizei zeigt. Kann Mensching dieser Differenzierung zwar durchaus folgen, so kritisiert sie, dass Behr einseitig Handlungsmuster auf der Ebene der Polizistenkultur herausarbeitet, jedoch außer acht lässt, dass die Polizeikultur, d.h. die Leitungsebene in der Polizei, eigene Handlungspraktiken entwickelt hat (vgl. S. 84). Der Idee Behrs, es gebe eine polizeiliche Subkultur, hält sie die Vorstellung einer Vielfalt unterschiedlicher Kulturen und Milieus in der Organisation Polizei entgegen. Mensching wirft ausgehend von den Arbeiten Behrs die für ihre Arbeit zentrale Frage auf, wie die beiden von ihm identifizierten Kulturen in der Organisation integriert werden. Es geht also darum, welche Arrangements im Sinne einer gemeinsamen Handlungspraxis beide Kulturen im Alltag der Organisation miteinander etablieren. Den Ergebnissen ihrer eigenen Forschung vorgreifend weist die Autorin darauf hin, dass sie statt der von Behr konstatierten Differenz zwischen Polizistenkultur und Polizeikultur mit der Leitdifferenz von *Akten- versus Aktionspraxis* operieren wird (vgl. 84f.).

Die empirische Rekonstruktion dieser Differenz erfolgt im unmittelbar anschließenden umfangreichen vierten Kapitel. Dieses gliedert sich in zwei große Unterkapitel. Das erste dieser Unterkapitel er-

läutert den methodologisch-methodischen Hintergrund und die Konzeption der Untersuchung. Hier wird zunächst dargestellt, dass die Forschung, welche Mensching im Rahmen ihres Promotionsvorhabens durchführt, Teil eines größeren Forschungsprojekts des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen mit dem Titel „Polizei im Wandel“ ist. Daran anschließend wird der für die Untersuchung ausgewählte Bereich, der schuttpolizeiliche Einsatz- und Streifendienst (ESD) inklusive der ihm vorgesetzten Ebene kurz umrissen. Hierbei handelt es sich um den größten Aufgabenbereich der niedersächsischen Polizei, der die 110-Einsätze durchführt und sich aus Sicht der Autorin für die sie interessierende Frage besonders anbietet, da hier Angehörige unterschiedlicher Laufbahngruppen ihre Zusammenarbeit organisieren müssen (vgl. S. 94).

Mensching entscheidet sich für das Gruppendiskussionsverfahren als Erhebungsmethode, denn dieses ermöglicht ihr, die auf geteilte Orientierungen zielende Frage der gelebten Hierarchiebeziehungen in der Organisation Polizei zu bearbeiten, indem von vornherein wechselseitige kommunikative Bezüge im Kontext von Gruppen in den Blick genommen werden. Die in diesem Zusammenhang virulent werdende Frage, ob die Analyse von Interaktionen zwischen Organisationsmitgliedern dazu befähigt, Aussagen über die Organisationskultur zu treffen, beantwortet die Autorin überzeugend, indem sie sich auf organisationstheoretische und methodologische Argumente stützt. Zum einen verweist sie auf das erste Kapitel ihrer Arbeit und geht im Anschluss an die dort vorgestellten Theorien davon aus, dass Organisationen sich über ihr alltägliches Prozessieren reproduzieren – woraus folgt, dass sich der Prozess des Organisierens in Erzählungen und Beschreibungen der Organisationsmitglieder rekonstruieren lässt. Zum anderen stellt sie mit Bezug auf Mangold fest: „Der Vorteil des Gruppendiskussionsverfahrens liegt darin, dass es in seinem Verweis auf die dahinter liegenden, milieuspezifischen Orientierungen über die konkreten Interaktionen der anwesenden Diskussionsteilnehmer hinausgeht. In deren jeweiligen Redebeiträgen und ihrem Bezug untereinander dokumentiert sich etwas über die den Interaktionen zugrunde liegenden Erfahrungen. Die Gruppendiskussionsteilnehmer sind in die-

sem Sinne Milieuträger und Angehörige jeweils gleicher oder verschiedener Erfahrungsräume“ (S. 95). Anders formuliert bedeutet das, dass die Mitglieder einer Organisation auch jenseits des nicht immer gegebenen unmittelbaren Kontakts zueinander bestimmte Erfahrungen im organisationalen Kontext teilen, die sich anhand der Diskussionen rekonstruieren lassen.

Aus plausibel dargestellten Gründen entscheidet sich Mensching dafür, „Quasi-Realgruppen“ für die Gruppendiskussionen zusammenzustellen. Die Teilnehmer/innen stehen also in der Regel nicht in einem unmittelbaren Mitarbeiter-Vorgesetzten- oder Kollegen-Verhältnis, sind jedoch alle Angehörige derselben Profession und des für die Untersuchung ausgewählten Bereichs der Polizei innerhalb des Landes Niedersachsen. Dies habe zum einen den Vorteil, dass die Diskussionsteilnehmer/innen ungezwungener miteinander reden könnten und ihnen eine gewisse Anonymität zugesichert werden könne. Zum anderen führe die Zusammensetzung dazu, dass die Teilnehmer/innen ihre Erfahrungen anhand konkreter Beispiele aus ihrer eigenen Praxis gegenüber den fremden Teilnehmer/innen, denen gleichzeitig ähnliche Erfahrungen in der Organisation unterstellt werden können, explizieren müssten (vgl. S. 98f.). Auf diese Weise erfährt die Forscherin etwas über milieuspezifische Orientierungen, verzichtet jedoch auf Erkenntnisse, die sich auf konkrete Mitarbeiter-Vorgesetzten- oder Kollegen-Beziehungen in einzelnen Dienststellen bezogen hätten. Mensching arbeitet ihrem Untersuchungsfeld und den Rahmenbedingungen des Gesamtprojekts Rechnung tragend mit einem qualitativen Stichprobenplan, der die ungefähre Anzahl der Diskussionen und die Auswahlkriterien der Teilnehmer/innen vor der Erhebung festlegt. Das Sample umfasst schließlich elf Gruppendiskussionen mit jeweils fünf bis zehn Teilnehmer/innen. Bei der Zusammenstellung der Gruppen werden insbesondere das Lebensalter und die Laufbahngruppe berücksichtigt, und die Gruppen werden unter diesen Gesichtspunkten jeweils entweder als homogen oder heterogen bezeichnet. Im Anschluss an die Gruppendiskussionen führt Mensching mit ausgewählten Teilnehmern Einzelinterviews durch, die zwar in das Gesamtforschungsprojekt, nicht jedoch in ihre Monografie Eingang finden. Die Diskussionen werden mit einem Grundreiz zum Thema Kommunikation und einer

Eingangsfrage initiiert, in der die Diskussionsleitung Erfahrungen mit der internen Kommunikation anspricht und nach der Verständigung mit „Kollegen“ einerseits und „direkten Vorgesetzten“ andererseits fragt (S. 106). Damit wird eine Differenz gesetzt, die den Teilnehmern der Diskussionen zunächst exterior ist und in der Rekonstruktion der Diskussionen zu berücksichtigen sein wird.

Die Gruppendiskussionen werden auf der Basis der dokumentarischen Methode nach Ralf Bohnsack ausgewertet, wie die Autorin näher ausführt. Die dokumentarische Methode zielt auf die Rekonstruktion des habitualisierten Orientierungswissens, welches der Handlungspraxis zugrunde liegt. Zentral ist hier im Anschluss an Mannheim die bereits erwähnte Unterscheidung zwischen dem kommunikativen, d.h. dem gesellschaftlich geteilten theoretischen Wissen, und dem konjunktiven Wissen, welches ein milieuspezifisches implizites Wissen ist. Die dokumentarische Methode setzt diese Differenz methodisch um, indem sie sich den Transkripten der Gruppendiskussionen in zwei Schritten nähert: In der formulierenden Interpretation geht es zunächst darum nachzuvollziehen, *was* gesagt wird, während im Zuge der reflektierenden Interpretation rekonstruiert wird, *wie* ein Thema behandelt wird, d.h. in welchem Rahmen es behandelt wird. Diese beiden Perspektiven auf das erhobene Material ermöglichen es Mensching in ihrem Forschungsprojekt, einerseits auf der inhaltlich-propositionalen Ebene nachzuvollziehen, wie die Diskussionsteilnehmer/innen über Hierarchiebeziehungen reden, und andererseits zu analysieren, wie Beziehungen der Über- und Unterordnung im Verlauf der Diskussion (re)produziert werden (S. 111). Die Arbeitsschritte der Diskursbeschreibung und Typenbildung, welche Teil der dokumentarischen Methode sind, führt Mensching durch, indem sie im weiteren Verlauf des vierten Kapitels zunächst *Fallskizzen* vorstellt, welche das Ergebnis vorrangig fallinterner Vergleiche sind, um dann zu *Fallkontrastierungen* und *Fallkombinationen* zu kommen, die den fallexternen Vergleich in Form maximaler und minimaler Kontraste vollziehen. Damit wählt Mensching einen zwar für den Leser auf den ersten Blick nicht ganz einfach nachzuvollziehenden, aber methodisch durchaus intelligenten Aufbau, der die für die dokumentarische Methode charakteristische komparative

Analyse systematisch in verschiedenen Gegenüberstellungen formal hierarchiehomogener und -heterogener Gruppen umgesetzt.

Zunächst nähert sich die Autorin dem empirischen Material jedoch im zweiten Teil des vierten Kapitels, indem sie analysiert, wie die Teilnehmer/innen der Gruppendiskussionen die Begriffe „Vorgesetzter“ und „Kollege“ verwenden, also mit der im Zuge der Eingangsfrage gesetzten Differenz umgehen. Anhand der Rekonstruktion von Eingangspassagen hierarchieheterogener Gruppen, in denen eine intensive Auseinandersetzung mit dieser Differenz erfolgt, kommt Mensching zu dem Ergebnis, „dass die formelle Organisationsstruktur, d.h. die organisationell beabsichtigten hierarchischen Beziehungen keineswegs mit den praktizierten Über- und Unterordnungsverhältnissen (den Sub- und Supraordinationen) der Polizeibeamten gleichzusetzen sind. Aus organisationskultureller Perspektive wesentlich sind die *gelebten Hierarchiebeziehungen*, von denen die Polizeibeamten in den Gruppendiskussionen einerseits berichten und die sie andererseits in der jeweils aktuellen Situation der Diskussion konstituieren“ (S. 146). So wird beispielsweise ein Vorgesetzter zum „Kollegen vom höheren Dienst“, wenn er bereit ist, sich auf Erfahrungen der Basisarbeit der Polizeibeamten einzulassen. Umgekehrt wird ein Vorgesetzter als „Goldfisch“ bezeichnet, der sich zwar auf seine formale Vorgesetztenposition beruft, dem aber der Einblick in die Handlungspraxis des Einsatz- und Streifendienstes abgesprochen wird. Darüber hinaus können anhand der Eingangspassagen grundsätzliche Rahmeninkongruenzen zwischen den Beamten mit und ohne Führungsposition rekonstruiert werden: „Einem *positionsorientierten, statischen Hierachieverständnis* (auf Positionen und Funktionen beruhend), an dem sich vor allem die Beamten des gehobenen und höheren Dienstes mit Führungsfunktion orientieren, wird von den Basisbeamten des mittleren und gehobenen Dienstes ein *erfahrungsbasiertes, dynamisches Hierachieverständnis* entgegengesetzt, das an eine geteilte Handlungspraxis gebunden ist“ (S. 147). Die bereits im dritten Kapitel erwähnte Differenz zwischen Aktionspraxis und Aktenpraxis wird im weiteren Fortgang des vierten Kapitels im Rahmen der Fallskizzen, Fallkontrastierungen und Fallkombinationen hergeleitet und ausdifferenziert. Auf eine Wiedergabe

der Ergebnisse, die um nachvollzogen werden zu können, eine ausführlichere Darstellung verlangen würde, soll an dieser Stelle verzichtet werden. Die Aktenpraxis wird sich im Ergebniskapitel zusammenfassend charakterisieren lassen als eine auf konjunktiven Erfahrungen aufbauende, an Mündlichkeit und an den informellen Organisationspraktiken ausgerichtete Praxis, der gegenüber die Aktenpraxis an Schriftlichkeit und Dokumentation sowie an den formellen Organisationsstrukturen orientiert ist (vgl. S. 319).

Nachdem also im vierten Kapitel die Differenz zwischen Aktionspraxis und Aktenpraxis in ihren verschiedenen Facetten herausgearbeitet wurde, widmet sich das fünfte Kapitel der Frage, wie diese unterschiedlichen Praxen in der Organisation Polizei integriert werden. Dabei wird auf den Spielbegriff zurückgegriffen, der im zweiten Kapitel in Zusammenhang mit mikropolitischen Organisationstheorien eingeführt worden war. Anhand der Transkripte rekonstruiert Mensching hier fünf verschiedene Spiele – Informations- und Partizipationsspiele, Statistikspiele, Beurteilungs- und Gehaltsspiele, „Papierlagen“-Spiele sowie Ausstiegs- bzw. Verweigerungsspiele –, welche zum Teil aufeinander bezogen sind bzw. ineinander übergehen.

Die auf die Spielpraktiken bezogenen Ergebnisse werden im sechsten Kapitel wie folgt zusammengefasst: „Im Kern drehen sich die rekonstruierten Spielpraktiken um eine doppelseitige Interpretationsnotwendigkeit. Zum einen sind die Weisungen und Anfragen der Aktenpraktiker für die Aktionspraktiker interpretierungsbedürftig, d.h. sie sind – aus der Perspektive der Aktionspraxis selten das, was sie vorgeben zu sein. Zum anderen müssen die Aktionspraktiker ihr Alltagshandeln, das (...) von den formulierten, formellen Erwartungen der Aktenpraktiker abweicht, somit nach oben invisibilisieren, um an einer schriftlichen Rückmeldepraxis festhalten zu können, die die Umsetzung der formellen Erwartungen dokumentiert, auch wenn die polizeilichen Alltagspraktiken dem widersprechen“ (S. 319). Es entsteht also eine „Akten-Aktions-Praxis“ (S. 321), d.h. eine konjunktiv geteilte Praxis, die die Differenzen beider Praxisformen zu integrieren vermag. Mit dieser Erkenntnis geht Mensching, wie sie selbst feststellt, deutlich über die von Behr rekonstruierte, im dritten Kapitel dargestellte Differenzie-

rung zwischen „Police Culture“ und „Cop Culture“ hinaus, die bei ihr keine unvereinbaren Gegensätze darstellen, sondern „Arrangements und Praktiken des alltäglichen organisationalen Zusammenspiels entwickelt“ haben (S. 327), welche auf beiden Seiten immense Kompetenzen erfordern. Dazu gehört es auch zu verhindern, dass die im Inneren der Polizei funktionierenden „Spiele“ außerhalb der Polizei bekannt werden. Und so liegt es nahe, dass Mensching am Ende ihrer Arbeit vorschlägt, in weiteren Forschungen der Frage der Verknüpfung der innerorganisationalen Spielpraktiken mit den Beziehungen zwischen Polizei und den für sie relevanten Umwelten nachzugehen (vgl. S. 328).

Zusammenfassende Bewertung

So vielfältig wie die Phänomene sind, die Organisation ausmachen, so unterschiedlich wird man sich ihnen zur Bearbeitung verschiedener Forschungsfragen nähern müssen. Die Frage, wie in Organisationen der freien Wohlfahrtspflege mit sozialer Differenz umgegangen wird (vgl. Kubisch 2008), verlangt einen anderen Zugang als die Frage nach Entscheidungsprozessen im Krankenhaus (vgl. Vogd 2008), und wiederum anders müsste man vorgehen, wollte man Prozesse der Organisationsentwicklung in einem Netzwerk erforschen. Ohne eine metatheoretische Annäherung an den Begriff der Organisation, das macht die vorliegende Arbeit deutlich, wird man allerdings nur unbefriedigende Antworten auf die Frage geben können, was genau im organisationalen Kontext mittels qualitativer Sozialforschung rekonstruiert werden kann. Anja Mensching hat sich dem für die Organisation Polizei konstitutiven Element der Hierarchie zugewandt und Praktiken der Unter- und Überordnung im organisationalen Alltag untersucht. Das forschungspraktische Vorgehen, das sie zur Bearbeitung ihrer Fragestellung gewählt hat, ist ebenso intelligent und überzeugend wie der Aufbau ihrer äußerst eigenständigen Arbeit, mit der Mensching einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung einer qualitativen, genauer: dokumentarischen Organisations(kultur)-analyse geleistet hat. Die gelungene Verbindung einer differenzierten Auseinandersetzung mit den Theorien der Organisation auf der einen und der Erprobung eines qualitativ-empirischen Zugangs zur

Organisation auf der anderen Seite verspricht vielfältige Erkenntnisse für jene Leserinnen und Leser, die sich organisationsbezogenen Fragenstellungen mittels qualitativer bzw. rekonstruktiver Methoden der Sozialforschung zuwenden wollen.

Literatur

- Behr, R. (2000): Cop Culture. Der Alltag des Gewaltmonopols. Opladen.
- Kubisch, S. (2008): Habituelle Konstruktion sozialer Differenz. Eine rekonstruktive Studie am Beispiel von Organisationen der freien Wohlfahrtspflege. Wiesbaden.
- Ortmann, G./Sydow, J./Windeler, A. (2000): Organisation als reflexive Strukturation. In: Ortmann, G./Sydow, J./ Türk, K. (Hrsg.): Theorien der Organisation. Die Rückkehr der Gesellschaft. Opladen, 315–354.
- Vogd, W. (2008): Rekonstruktive Organisationsforschung. Manuskript. <http://userpage.fu-berlin.de/~vogd/Orgforsch.pdf> [08.02.2009].

Matthias Völcker

Phil C. Langer/Jochen Drewes/Angela Kühner: Positiv. Leben mit HIV und Aids. Bonn: Balance Buch + Medien Verlag 2010, 232 S. ISBN: 978-3-867-39058-3. 15.95 .

Die Immunschwächeerkrankung AIDS (Acquired Immunodeficiency Syndrom) und der in diesem Zusammenhang als „Auslöser“ fungierende Humane Immundefizienz-Virus (HIV) sind in den letzten Jahren, trotz medialer Präventionskampagnen und auch aufgrund der medizinischen und therapeutischen Fortschritte, nur noch ein episodisch wiederkehrender Gegenstand der öffentlichen Wahrnehmung. Selbst der sich jährlich zum 1. Dezember, mit den entsprechenden medialen „Aufgeboten“, wiederholende Welt-Aids-Tag und die damit verbundenen globalen und medialen Erinnerungsgelegenheiten können nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Themen HIV/AIDS weitgehend nicht mehr als vornehmliche und relevante gesellschaftliche Probleme wahrgenommen werden. Gerade im Hinblick immer wirksamerer antiretroviraler Medikamente und Therapieformen, einer damit induzier-

ten dauerhaften Unterbindung der Virusreplikation, aber damit auch einhergehend, einer sich vor allem unter Jugendlichen verbreitenden, sorglosen inneren Haltung im Umgang mit HIV/AIDS, haben die dominierenden und erschreckenden Bilder, die zu Beginn der 1980er Jahre und die damit assoziierten epidemischen Zustände, zunehmend in Vergessenheit geraten lassen.

Das Buch „*Positiv. Leben mit HIV und AIDS*“ von Jochen Drewes, Phil C. Langer und Angela Kühner rekurriert in seiner inhaltlichen Bestimmung auf ebenjenen vernachlässigten Diskurs im Kontext der HIV-Entwicklung in Deutschland. Die inhaltliche Darstellung steht dabei weniger im Zusammenhang mit der medizinisch-wissenschaftlichen Diskussion über HIV/AIDS, sondern hinterfragt vielmehr die subjektiven Perspektiven und Bedeutungsdimensionen auf Seiten der Betroffenen. Das Buch „*will Mut machen*“ (Kühner 2010, S. 180) und dabei Wege und Perspektiven aufzeigen, wie Menschen mit einer solchen Infektion umgehen und welchen Stellenwert und welche Relevanz ebene in deren Leben einnimmt. In seiner Struktur gliedert sich das Buch in drei aufeinander aufbauende Teile.

Die Autoren beschreiben im ersten Teil vor allem die *Hintergründe von HIV/AIDS in Deutschland*. Vordergründig werden dabei besonders die Infektionszahlen und deren Entwicklungen betrachtet (ebd., S. 18ff.). Sodann wird die Wandlung des Bildes der Krankheit unter den perspektivisch sich eröffnenden (neuen) therapeutischen Behandlungsmöglichkeiten und den damit verbundenen Implikationen in der Wahrnehmung der Infektion nachgezeichnet. Das sich daraus ergebende Bild von *HIV als „eine[r] chronische[n] Erkrankung“* (ebd., S. 25) wird als Implikation ebenjenes sich veränderten Bildes herausgestellt. Ebenso werden bereits in diesem Abschnitt die vielfältigen psychosozialen Belastungen skizziert, denen sich die Betroffenen gegenübersehen und die mit Formen sozialer Multistigmatisierung verbunden sind, „*unter* (denen, M.V.) *HIV-Infizierte leiden*“ sowie damit auch die sozialen Handlungsrealitäten mit den entsprechenden individuellen Lebenspraxen prägen (ebd., S. 29ff.).

Der zweite und zugleich zentrale Teil des Buches befasst sich mit den *Erfahrungen von HIV-Positiven und deren situativer Lebenspraxis im Umgang mit der Infekti-*

on. Dabei werden 15 verdichtete Fallgeschichten vorgestellt. Die Interviews entstammen verschiedenen Forschungsprojekten und sind in ihrer jeweiligen Darstellung als rekonstruktiv dargestellte Zusammenhangserzählungen formuliert. In seiner Grundbeschaffenheit folgt das Forschungsdesign dem Paradigma der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1998), ergänzt und erweitert den forschungspragmatischen Ansatz jedoch erheblich. Insbesondere die Interviews und Daten aus der Studie ‚Positives Begehren‘ (Langer u.a. 2009) wurden mit Hilfe eines erweiterten methodologischen Forschungsdesigns gewonnen und ausgewertet. In den Auswertungsprozess wurden kritische Perspektiven einer postpositivistischen Fundierung der Grounded Theory berücksichtigt und der Auswertungsprozess um interaktionistische und relationale Dimensionen erweitert. Darunter zählen neben Narrations- und Diskursanalysen sowie Interaktionsanalysen auch Metaphernanalysen (Langer 2010). Insgesamt werden Erfahrungen von vier Frauen und elf Männern vorgestellt. Den situativen Darstellungen sind der jeweilige Lebenskontext sowie eine Kurzbeschreibung vorangestellt. Ebenjene Lebensgeschichten verweisen auf den schwierigen und komplexen lebensweltbezogenen Zusammenhang von Infektionserlebnissen sowie Praxen des Umgangs mit der Infektion und veranschaulichen in eindrucksvoller Art und Weise, wie Menschen in ihren spezifisch-individuellen Kontexten mit unterschiedlichen Lebenspraxen sich mit ihrer Infektionsgeschichte arrangieren (oder eben nicht), wie diese in ihren jeweiligen alltagsweltlichen Umgangsformen und den individuellen Strategien im Zuge der Gestaltung und Entwicklung eines individuellen Lebensverlaufes verfahren (ebd., S. 36–179).

Der abschließende dritte Teil des Buches unternimmt den Versuch der perspektivischen Zusammenfassung der vorangestellten Lebensgeschichten. Angela Kühner befasst sich dabei in ihrem Beitrag „*Und was soll daran bitte positiv sein? Was die Konfrontation mit HIV auslösen kann*“ mit den jeweiligen individuellen Reaktionen die beim Lesen der Fallgeschichten auftreten und thematisiert in diesem Zusammenhang die sich daraus ableitbaren Umgangs- und Interpretationsmöglichkeiten in der Konfrontation mit den dargestellten Lebenspraxen. Ihr zentrales An-

liegen besteht vor allem darin, die inhaltlich schwierigen narrativen Darstellungen und die daraus hervorgehenden Gefühlslagen als Chance des Weiterdenkens und Auseinandersetzens mit HIV/AIDS nutzbar zu machen. Somit steht hier eine verständnisorientierte Perspektive im Vordergrund, deren erklärtes Ziel vor allem darin besteht, auf die individuellen Bedeutungsdimensionen aufmerksam zu machen, aber es geht auch um die jeweiligen (emotionalen) inneren Haltungen, also die unmittelbaren Reaktionen auf die Fallgeschichten, die in der Konfrontation mit HIV/AIDS für den Leser zugänglich werden und in seinen Reaktionsweisen verständlich zu machen (vgl. Kühner 2010, S. 180ff.). Phil C. Langer beschreibt in seinem Beitrag „*Was es bedeutet ‚positiv‘ zu leben: Alltägliche Erfahrungen zwischen Normalität und Ausnahmezustand*“ über den Weg einer interpretativen Zugangsweise, typologische Erklärungsmuster in den Darstellungen der Lebensgeschichten, deren jeweils spezifische Lesart im Kontext innerer Ambivalenzen der Akteure Ausdruck eines Lebenszusammenhangs im Umgang von HIV/AIDS darstellen (vgl. Langer 2010, S. 192). Vor allem werden in diesem Zusammenhang die ambivalenten Widersprüche hervorgehoben, die nach Auffassung des Autors selbst eine sehnachtsvolle Grundhaltung der Betroffenen nach „Normalität“ darstellen, die jedoch über beständige Selbst- und Fremdzuschreibungen und den daraus resultierenden Strategien in, auf den ersten Blick, widersprüchlichen Darstellungen in den Lebensgeschichten münden. Die darin zum Ausdruck gelangende lebensweltliche und alltägliche Konfrontation forcieren ein Selbstbild der Schädigung, dessen innere Dynamiken tief in die individuellen Identitäten eingeschrieben sind. Verschiedene individuelle strategische Reaktions- und Umgangsweisen sind demnach aus der „Betroffenenperspektive“ erforderlich, in denen die jeweiligen Ambivalenzen (*Selbststigmatisierung*) und Verdrängungsformen (*Aufbau einer Scheinnormalität*), aber auch der bewusste und öffentliche Umgang mit der Infektion Ausdruck einer fragilen Patchwork-Identität sind, deren Facetten über die narrativen Stützpfeiler nur schwer zusammenzuhalten sind (ebd., S. 195ff.). Im abschließenden Abschnitt des Buches beschreibt Jochen Drewes die vielfältigen „*Herausforderungen und Bewältigungsstrategien bei HIV und*

AIDS“ und formuliert dabei die Vielfalt der jeweils individuellen Reaktionsweisen und Bewältigungsstrategien, die Ausdruck eines individuellen Sinnzuschreibungsprozesses sind, in der die lebensweltlichen Erfahrungen und Implikationen in jeweils spezifisch subjektiven Sinn- und Reaktionsmustern resultieren und lediglich aus dieser Perspektive verständlich und zugänglich werden (vgl. Drewes 2010, S. 205ff.).

Zusammenfassung:

Das vorliegende Buch beinhaltet wichtige Impulse im Umgang und Verständnis von HIV/AIDS aus der Perspektive der Betroffenen. Die in diesem Buch zusammengetragenen „Lebensgeschichten“ und „individuellen Schicksale“ verweisen trotz des tendenziell eher abnehmenden (öffentlichen) Interesses an dieser Thematik auf den immer noch schwierigen und oft auch ambivalenten Umgang in den (Lebens-)Strategien und Perspektiven der betroffenen Akteure. Dennoch lassen die dargestellten Fallgeschichten den Leser an vielen Stellen, trotz gegenteiliger Intention der Autoren, allein zurück. Der inhaltliche Verzicht auf eine umfangreiche Interpretation der Fallgeschichten erweist sich hier als nachteilig, da dem Leser umfassende Einblicke in die Dynamiken und Strategien im Umgang mit HIV/AIDS verborgen bleiben. Der grundlegenden Intention des Buches „*Mut zu machen*“ (Kühner 2010, S. 180) steht somit eine Leerstelle im Rezeptionsverständnis gegenüber, deren individuelle Verarbeitung gerade für Nicht-Betroffene eher eine ablehnende Vermeidungshaltung als eine intensive Auseinandersetzung mit der Thematik hervorrufen könnte, in der das Verständnis sowie die Bedeutungen für die Betroffenen und die Dynamiken im subjektiven Erleben und Wahrnehmen verborgen bleiben.

„*Positiv: Leben mit HIV und AIDS*“ ist dessen ungeachtet ein durchaus lesenswertes und in seiner Ausrichtung auch produktives Buch. Es bietet dem Leser vielfältige und auch anregende Perspektiven sich mit der zugrunde liegenden Thematik und damit verbunden mit den „Betroffenenperspektiven“ auseinanderzusetzen. Die in den Erzählungen zum Ausdruck gelangenden vielfältigen Dynamiken, individuellen Erfahrungen und somit die verschiedenen Dimensionen der Verwundbarkeit liefern einen wichtigen Bei-

trag im Zuge des Verständnisses sowie eine Re-Thematisierung einer aus dem öffentlichen Interesse weitgehend verschwundenen oder verharmlosten Infektionserkrankung

Literatur

Strauss, A./Corbin, J. (1998): Basics of Qualitative Research. Techniques and Procedures for Developing Grounded Theory. Thousand Oakes.

Langer, P.C./Drewes, J./Möser, C./Hübner, S./Kühner, A. (2009): Positives Begehren.

Psychosoziale Faktoren und Dynamiken des HIV-Risikoverhaltens homosexuell lebender Männer in Deutschland. Abschlussbericht zur Studie im Auftrag der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung. Köln (unveröffentlicht).

Langer, P. (2010): Beschädigte Identität. Dynamiken des sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer. Wiesbaden.

Autorinnen und Autoren

Böttcher, Thies, W.

Doktorand der Soziologie am International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) in Gießen.

Forschungsschwerpunkte: Mediensoziologie, Wertewandel und Sozialgeschichte der Online-Kommunikation.

Kontakt: Thies W. Böttcher, International Graduate Centre for the Study of Culture, Alter Steinbacher Weg 38, 35394 Gießen.

E-Mail: thies.boettcher@gcsc.uni-giessen.de.

Budde, Jürgen, Dr.

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Schul- und Bildungsforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Forschungsschwerpunkte: Ethnografie, qualitative Evaluationsforschung, Gender und Bildung, Heterogenität im schulischen Feld.

Kontakt: Jürgen Budde, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Zentrum für Schul- und Bildungsforschung, Franckeplatz 1, Haus 31, 06110 Halle,

E-Mail: juergen.budde@zsb.uni-halle.de.

Burkhardt, Marcus, M.A.

Doktorand am International Graduate Centre for the Study of Culture an der Justus-Liebig-Universität Gießen.

Forschungsschwerpunkte: Geschichte und Theorie digitaler Medien, digitale Archive, Medienphilosophie und Medientheorie.

Kontakt: Marcus Burkhardt, International Graduate Centre for the Study of Culture, Alter Steinbacher Weg 38, 35394 Gießen.

E-Mail: marcus.burkhardt@gcsc.uni-giessen.de.

Deinert, Aline, Dipl. Päd.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin im DFG-Projekt „Peergroups und schulische Selektion“ an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg.

Forschungsschwerpunkte: sozialwissenschaftliche Kindheits- und Jugendforschung, qualitative Forschungsmethoden.

Kontakt: Aline Deinert, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Institut für Pädagogik, Franckeplatz 1, Haus 3, 06099 Halle (Saale),

E-Mail: aline.deinert@paedagogik.uni-halle.de.

Gerhardt, Uta, Dr. rer. Soc.,

Professorin für Allgemeine Soziologie, Universität Heidelberg, Soziologie II, Emerita.

Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorie (Max Weber, Talcott Parsons), Idealtypus zur Begründung der modernen Soziologie, Soziologie der Besatzungsherrschaft in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg.

Kontakt: Uta Gerhardt, Lehrstuhl für Soziologie II, Dantestrasse 15, 69115 Heidelberg.

E-Mail: uta.gerhardt@soziologie.uni-heidelberg.de.

Frank Kleemann, Dr. phil.

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der TU Chemnitz.

Forschungsschwerpunkte: Arbeitssoziologie, Soziologie des Alltags, Qualitative Sozialforschung.

Kontakt: Frank Kleemann, TU Chemnitz, Institut für Soziologie, 09107 Chemnitz,

E-Mail: frank.kleemann@soziologie.tu-chemnitz.de.

Lamla, Jörn, Dr. phil.,

Akademischer Rat am Lehrstuhl für Allgemeine und Theoretische Soziologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorien, Soziologie des Politischen und Ökonomischen, Konsum- und Internetforschung.

Kontakt: Jörn Lamla, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Soziologie,

Carl-Zeiß-Straße 2, 07743 Jena,

E-mail: joern.lamla@uni-jena.de.

Liebel, Vinicius M.A.,

Historiker und Doktorand in Politikwissenschaft an der FU-Berlin mit einem Vollstipendium von DAAD.

Forschungsschwerpunkte: Politischen Geschichte bzw. Zeitgeschichte, Medienstudien, (dokumentarische) Bildanalyse.

Kontakt: R. São Salvador, 175 casa 2, Pilarzinho. Curitiba- PR, Brasilien. CEP 82120-520.

E-mail: liebel@zedat.fu-berlin.de.

Ochs, Carsten M.A.,

Soziologie-Doktorand am International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC), Gießen.

Forschungsschwerpunkte: Science and Technology Studies, anthropologische Medienforschung und Globalisierungstheorien.

Kontakt: Carsten Ochs, International Graduate Centre for the Study of Culture, Alter Steinbacher Weg 38, 35394 Gießen.

E-Mail: Carsten.M.Ochs@sowi.uni-giessen.de.

Pfarrherr, Katharina, Dipl. Päd.

Doktorandin an der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Abteilung Beratung/Klinische Psychologie, Gesundheitspädagogik.

Forschungsschwerpunkt: Netzwerke psychosozialer Versorgung und Gesundheitsförderung bei ADHS im Schulalter.

Kontakt: Dipl. Päd. Katharina Pfarrherr, Mistelbrunner Str.7, 78166 Donaueschingen,

E-Mail: katharina.pfarrherr@ph-freiburg.de.

Schleider, Karin, Prof. Dr. (Dipl. Psych., Sonderpäd. MA):

Leiterin der Abteilung für Beratung, Klinische und Gesundheitspsychologie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Forschungsschwerpunkte: Klinische (Kinder-) Psychologie, Gesundheitspsychologie, Intervention und Beratung.

Kontakt: Abteilung für Beratung, Klinische und Gesundheitspsychologie

Pädagogische Hochschule Freiburg, Kunzenweg 21, 79117 Freiburg,

E-Mail: k.schleider@ph-freiburg.de.

Willems, Katharina, Dr.

Lehrerin im Hamburger Schuldienst und freiberufliche Wissenschaftlerin. *Forschungsschwerpunkte:* qualitative Bildungsforschung, Heterogenität und Ungleichheiten im Bildungswesen, Schnittstellen von Bildungsforschung und Bildungspraxis.

Kontakt: Katharina Willems, Methfesselstr. 2, 20257 Hamburg,

E-Mail: kwillems@gmx.de.

Wolf, Gisela, Dr. Dipl. Psych.

Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. *Forschungsschwerpunkte:* qualitative Erforschung von Netzwerken der gesundheitlichen Versorgung, Gesundheit soziosexueller Minoritäten.

Kontakt: Dr. Gisela Wolf, Pädagogische Hochschule Freiburg, Kunzenweg 21, 79117 Freiburg,

E-Mail: gisela.wolf@ph-freiburg.de.